Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

+4052 475 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DÜSSELDORFER GESCHICHTS-VEREIN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

538.

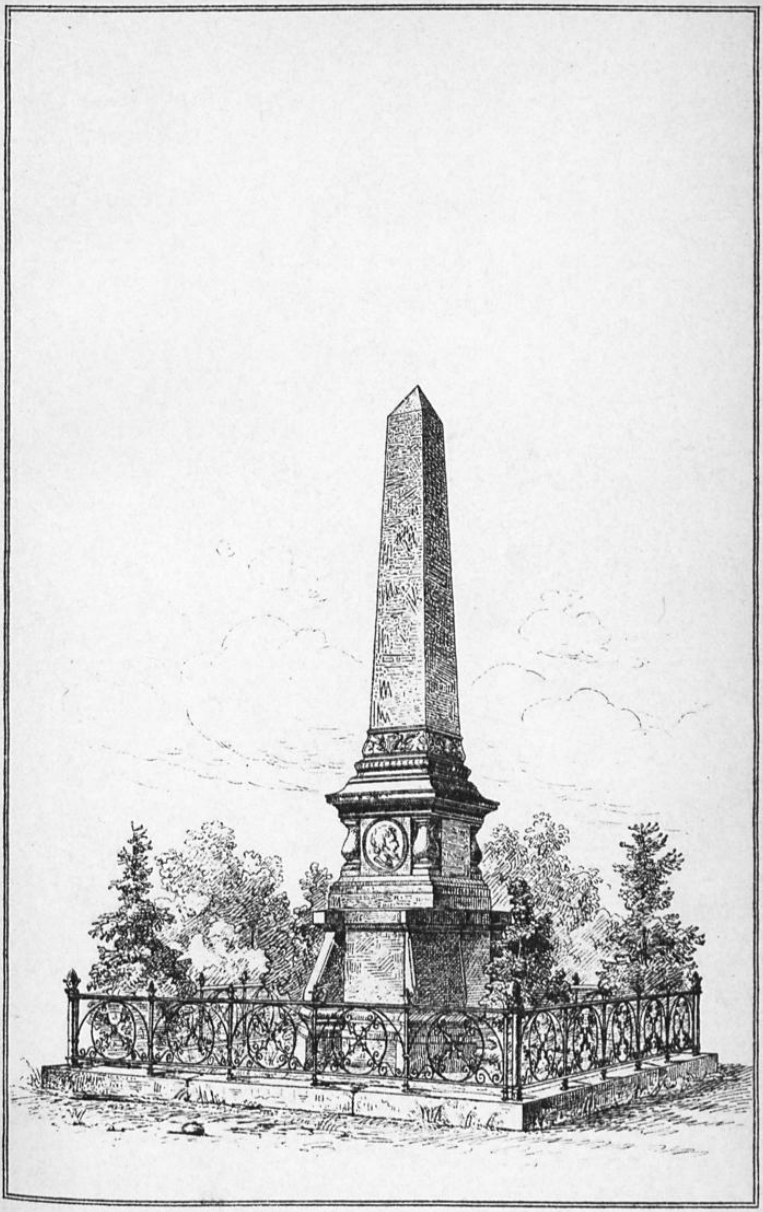
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Vincenz von Zuccalmaglio,

geb. am 26. Mai 1806,
gest. am 21. Nov. 1876.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ansicht des Zuccalmaglio-Denkmals.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kleinere Schriften

von

Vincenz von Zuccalmaglio.

Zusammengestellt und herausgegeben

bei Gelegenheit der Enthüllung seines Denkmals

am 26. Mai 1881

in Grevenbroich.

Mit einem Portrait und einer Abbildung des Denkmals.

Bonn,

Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

1881.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dq D 538

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der alte Fuhrmann.

Der alte Fuhrmann! Ja, das war der Mann,
Der stets zum Heil des Volkes strebt' und sann!

Ein Mann mit trotz'ger Stirn und breiter Brust,
Ein Fuhrmann war er, der die Wege wußt'!

Er kannt' die Stege, drauf der Schmuggler schleicht,
Der welschen Tand gern im Verborgnen reicht,

Die Bahn zum Sumpf, zu schwarzer Molche Brut,
Wo Giftschwamm wächst und üpp'ger Pfaffenhut!

Er kannt' den allerbesten Weg im Land;
Der Weg in's Volksherz war ihm wohlbekannt!

Noch keiner sah ihn je die Pfade zieh'n,
Auf denen nicht der Stern der Ehre schien!

Und, was der Fuhrmann auf den Wagen lud,
Vollwichtig war es, ächt' Gedankengut.

Und, wenn ein Bub' ihm in die Zügel fiel,
Wußt' er zu brauchen auch den Peitschenstiel!

Schlicht, einfach, derb — so ward er stets geseh'n,
Vielleicht zu schlicht für diesen oder den!

Vielleicht zu derb für jene feine Welt,
Der nur der Circusreiter wohlgefällt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV

Was thut's? Das Volk im deutschen Vaterland,
Es hat den treuen Freund in ihm erkannt!

Der Streiter für die Freiheit und das Recht,
Der bis zum Tod gestanden im Gefecht!

Der alte Fuhrmann an dem Niederrhein,
Stets wird er werth dem deutschen Volke sein!

Emil Rittershaus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einleitung.

Vincenz von Zuccalmaglio, der „alte Fuhrmann", stammt väterlicherseits aus einer italienischen Familie, die im vorigen Jahrhundert an den churfürstlichen Hof nach Bonn gezogen war. Sein Großvater war Gensdarmerie-Oberstlieutenant in Mülheim am Rhein; sein Vater Advokat in Windeck, dann in Opladen und zuletzt in Schlebusch (Kreis Solingen), wo Vincenz am 26. Mai 1806 geboren wurde. Seine Mutter war eine Deyks, Schwester des im Bergischen hochgeehrten Rath Deyks aus Opladen, der sich durch die Kultur der Obstbaumzucht, überhaupt durch Rath und That ein großes Verdienst um die dortige Gegend erworben hat. Der junge Zuccalmaglio machte seine ersten Studien auf dem Karmeliter-Gymnasium in Köln und bezog, nachdem er seine einjährige Dienstzeit bei der 7. Artillerie-Brigade beendet hatte, 1826 als Student der Rechte die Universität zu Heidelberg, die er 1831 mit ausgezeichneten Zeugnissen verließ, um bei dem Landgerichte in Köln zu stagiren. Sodann beschäftigte er sich als Notariats-Kandidat in Bensberg bei dem daselbst noch lebenden Justizrath Hilt. Hier am schönsten Punkte seiner geliebten bergischen Heimath, auf dem schloßgekrönten Berge mit seiner herrlichen Fernsicht, der ehemaligen Residenz der Grafen von Berg und der churpfälzischen Fürsten, wo die Archive dem strebsamen Jünglinge reiche Ausbeute gewährten, wurde sein Sinn für Poesie und Geschichtsforschung lebhaft geweckt. Die Resultate seiner geschichtlichen Forschungen verwerthete er in seiner „Geschichte der Stadt und des Kreises

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mülheim a. Rhein", die 1846, unter dem Pseudonym Montanus, erschien. Ungefähr 17 Jahre hat er in Bensberg und auf dem Gute Haus Blech bei Berg.-Gladbach, der Geburtsstätte seiner Gattin Gertrude de Caluvé, mit der er sich 1835 vermählte, in einfachen und bescheidenen Verhältnissen gelebt, neben seinen Facharbeiten nur dem Studium der Sitten und Gebräuche des Gaues, der Sagen und Geschichtsforschung des bergischen Landes obliegend.

Man muß jene Zeit nach den großen Kriegen gegen die Fremdherrschaft und die nach so schweren Anstrengungen und Opfern unvermeidliche politische Erschlaffung des Volks miterlebt haben, um den Werth des unermüdlich geistig schaffenden Volksmannes und die Wirksamkeit, wie er sie selbstlos geübt hat, in vollem Maße zu würdigen. Seine Begeisterung für die Größe, Kraft und Stärke des deutschen Volksthums, seine lautere vaterländische Gesinnung mußte natürlich in diesen Zeiten des „beschränkten Unterthanenverstandes", wo eine im absolutistischen Sinne thätige Bureaukratie den wiedererwachenden freiheitlichen Geist durch kleinliche Mittel niederzuhalten versuchte, großen Anstoß erregen. Bei Montanus aber kam dieses verknöcherte Beamtenthum, welches das Vereinswesen nur unter amtlicher Aegide dulden wollte, an den Rechten. Als er im Kreise Mülheim einen außeramtlichen Verein für den Kölner Dombau zu gründen versuchte und ihm von jener Seite allerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, schrieb er eine Satyre voll des köstlichsten und derbsten Witzes. Und zum zweitenmale wagten sich die „Kamptz und Schmalzgesellen" nicht mehr an den jungen Schriftsteller.

Sein idealer Sinn zeigte sich besonders auch in der Unterstützung, die er den Bestrebungen um das Vereinswesen lieh. Der Bürgerschützen-Gesellschaft in Mülheim schrieb er ein ganzes Liederheft. Die Sangesbrüder vereinigte er 1840 zu einer Kundgebung für die Wiederaufrichtung des Königstuhls in Rhense; vorahnend den kommenden Geist der Zeit verfaßte er bei dieser Gelegenheit ein Festlied, worin der alte Rothbart geweckt und die Hoffnung auf die Wiedergeburt des Reichs ausgesprochen wurde. Seit langer Zeit hatte er sich bemüht, für

den Wiederaufbau der in Verfall gerathenen Abteikirche zu Altenberg die Theilnahme maßgebender Kreise zu gewinnen. Diese Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1847 dem bergischen Dome bei Gelegenheit seiner Reise an den Rhein einen Besuch abstattete. Am 12. Sept. d. J. hatte Montanus viele hundert Sangesgenossen aus dem Bergischen vereinigt, die in der Kirche vor dem Könige eine von ihm gedichtete, von Kapellmeister Dorn komponirte Cantate aufführten. Vincenz hatte nun Gelegenheit, dem kunstsinnigen Fürsten mündlich seine Wünsche betreffs der Wiederherstellungsbauten vorzutragen; ein Dankschreiben aus dem Kabinet mit der Huldigungsmedaille und die später ausgeführte Restauration Altenbergs waren die lohnende Frucht der ausdauernden Thätigkeit unseres verewigten Freundes. Ein Handschreiben des Königs vom 31. Jan. 1852 dankte ihm für die Uebersendung des Werkes „Die Helden". Von zweien seiner Könige wurden ihm Ordensdekorationen verliehen und auch der Kronprinz sprach ihm Anerkennung aus.

Es kam die Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848. Einen Augenblick schien es, daß Staat und Regierung zusammenbrechen würden. v. Zuccalmaglio war einer der Ersten, die zu gesetzlichem Handeln mahnten und der die Landleute, die in Folge des auf der rechten Rheinseite noch aufrechtgebliebenen Drucks des Zehnten und der Jagdgesetze noch erregter waren, wie die städtischen Bevölkerungen, durch sein politisches Programm zu beschwichtigen suchte; er schrieb ein Volksbuch: „Die deutsche Kokarde", in dem die Forderungen des Verfassungsstaates maßvoll vertreten wurden. Um dieser Stellungnahme ist er damals fast ebenso geschmäht und gelästert worden, wie in späteren Tagen wegen seines Auftretens gegen den Ultramontanismus, doch Volksmänner wie Ernst Moritz Arndt und Friedr. Harkort legten lautes Zeugniß für den wackern Patrioten ab. Was insbesondere die persönliche Hochachtung anlangt, welche der greise Sänger der Freiheitskriege unserem Montanus zollte, den er seinen Freund und Blutsfreund in Gesinnung nannte, so wollen wir erwähnen, daß Arndt an Zuccalmaglio's Schriften ein ungewöhnliches Talent der populären Darstellung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rühmt. „Es gibt", schrieb er unter Anderem an Montanus, „eine populäre Sprache, die alle Unterschiede in der Bildung der Leser ausgleicht, indem sie den Menschen in dem berührt und bewegt, was uns allen gemeinschaftlich ist und bleibt. Eine solche Sprache kann Großes wirken, und deshalb freue ich mich, in Ihnen und Herrn Friedr. Harkort die würdigen und gemeinsinnigen Träger einer solchen Gottesgabe zu finden." In den Augen aller Unbefangenen wird dieses Urtheil des großen Patrioten einen andern Werth haben, als jene kleinlichen und boshaften Kritiken in der ultramontanen Presse, welche seiner Zeit gegen die Rede- und Schriftweise des alten Fuhrmanns gerichtet waren. In politischer Beziehung stand der wackere Mann, der inzwischen im Jahre 1849 Notar in Hückeswagen geworden war, von wo er später als Notar mit dem Titel Justizrath nach Grevenbroich übersiedelte, auf dem Boden des Programms der erbkaiserlichen Partei, das sich Gottlob trotz alles Widerstandes der ultramontanen und großdeutschen Parteien, wenn auch erst durch Blut und Eisen durch die herrlichen Siege der Jahre 1866 und 1870 unseres Volkes in Waffen und durch gemeinsame nationale Arbeiten verwirklicht hat.

Wohl hatte 1849 die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde und der Reichsverfassung seitens des Königs Friedrich Wilhelm IV., sowie die Auflösung des deutschen Parlaments und die nach dem Tage von Olmütz unaufhaltsam hereinbrechende Reaktion die vaterländisch gesinnten Männer gebeugt, allein als nach langem Harren endlich die Schwingen des Kaiseradlers rauschten, als die stolzesten Hoffnungen des deutschen Volkes sich erfüllten, da trat auch Montanus, dem die neuen politischen Gebilde sein ganzes Leben hindurch als Ideale vorgeschwebt hatten, kampfesfreudig wieder in die politische Arena. Und wir, die Bewohner des Niederrheins, sahen ihn nun als Greis, reich an Erfahrung, weise im Rath und doch voll jugendlichen Ungestüms muthig und tapfer inmitten des Kriegsgetümmels, ohne Furcht und Tadel, als einen echten Ritter vom Geiste seine Fahne für Kaiser und Reich entfaltend und hochhaltend. Geschmückt mit den Tugenden des Gatten und Familienvaters, kindlich bescheiden und doch voll hohen männlichen Sinnes für alles

Schöne und Edle, war er für Jung und Alt ein leuchtendes Vorbild.

In Grevenbroich gründete er das „nationale Wochenblatt" zur Pflege reichstreuer Gesinnung und zur Bekämpfung der jesuitischen Lehren. Seine Feinde nannten ihn mit Recht den „alten Fuhrmann", denn er kannte ihre Schleichpfade und er paßte ihnen auf den Weg. Selbst ein treuer Anhänger seines Glaubens, war ihm doch alle religiöse Heuchelei verhaßt, und weil er, wie namentlich sein Buch der Liebe zeigt, sein Vaterland über Alles liebte, so lautete sein Wahlspruch:

Drum Gott unser Hort,
Deutsch Herz und Wort!
Herz und Hand dem Vaterlande,
Und die Seele Gott, dem Herrn!

Am 21. November 1876 stand nach kurzem Krankenlager das Herz, das so warm für sein Volk geschlagen, still, da fühlten wir Alle, welch einen harten und unersetzlichen Verlust wir erlitten. Aus der Nähe und Ferne waren sie herbeigeeilt die Freunde und Parteigenossen, um in unabsehbarem Zuge dem treuen hingeschiedenen Volksmanne die letzte Ehre zu erweisen. Unser bergischer Dichter, Emil Ritterhaus, forderte die Versammelten zur Errichtung eines Denkmals für den entschlafenen Vorkämpfer auf. „Der alte Fuhrmann," sagte er, „der so gut die Wege wußte, die geraden Wege auf welchen die Sonne der Wahrheit scheint, hat sich schlafen gelegt. Die Seele ist zu Gott heimgekehrt, aber das Herz des Alten ist noch lebendig in seinen Schriften. Es pocht noch weiter in jedem Herzen, das begeistert für die Größe, Freiheit und Einheit unseres Vaterlandes schlägt, und seine Kraft lebt noch in jeder trotzigen Faust, welche die Waffe führt wider Wahn und Aberglauben für die Größe und Herrlichkeit deutschen Wesens. Das beste Denkmal hat sich unser Freund im Herzen seiner Mitbürger gesetzt. Aber dennoch wäre es schön, wenn auch in dieser Stadt, wo er so lange gewirkt, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden, ein einfaches und schlichtes Monument Zeugniß davon gäbe, daß mit der letzten Scholle Erde, die auf den Sarg gefallen, die letzte Dankespflicht nicht als erloschen betrachtet wird."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen. Das Denkmal ist vollendet und bei der Enthüllung desselben soll diese Fest-Ausgabe der populärsten Schriften Zuccalmaglio's zugleich mit dem ihm gesetzten Denksteine bekunden, daß die reichstreuen Männer des Rheinlandes eingedenk geblieben sind der Pietät gegen ihren alten Parteigenossen und der Pflichten gegenüber der heiligen Sache des Vaterlandes, und daß das Andenken an unseren verstorbenen Freund auch in den nachfolgenden Geschlechtern der niederrheinischen Gaue fortleben wird, wenn die Rabulisten, die ihn zu verlästern suchten, längst vergessen sein werden. Wie sagte er doch so schön in seinem „Hermann der Cherusker“:

„Ja Liebe bewährt sich in dem äußeren Zeichen der Verehrung, das dem Manne geweiht und dargebracht wird, der mit zu unserem Heile gebaut hat. Die gemeinsame Festfreude schließt die Herzen aller Edlen noch enger aneinander zur Volksbrüderlichkeit, die uns Deutschen zu lange durch schnödes Fremdthum entrückt war.“

Indem wir diesen Lebensabriß zum Gedächtniß an den Todten seinen Parteigenossen widmen, möge auch zugleich eine ernste Mahnung an dieser Stelle Gehör finden.

Noch ist der Kampf um unsere heiligsten Güter nicht ausgefochten, noch erhebt der alte böse Feind trotzig das Haupt und schon wollen viele unserer Streiter ermatten:

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
— — — — — — — — — — —
Der sänge wohl auf deutscher Erde,
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so wie ich es singen werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich.“

Ermannt Euch denn Ihr Zaghaften, die Ehre und das Rechtsbewußtsein der Nation steht auf dem Spiele, nehmet ein Beispiel an dem alten Fuhrmanne.

„Stehe fest und treu, deutsches Volk, zu Kaiser und Reich!“ so schrieb er 1876. „Dein höchstes Kleinod, die Treue, lasse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie dir nimmer rauben. Siehe, die Fremde giert auf's neu, deine Ehre zu beschmutzen!

Ihr Frauen und Töchter, nähret der Vaterlandsliebe heilige Flamme mit der ganzen Innigkeit Eures reinen Gemüthes! In Euren Händen, Ihr Mütter, ruht die Zukunft des Volkes, dessen Jugend zu den Tugenden der Väter zu erziehen Euer heiliger Beruf, sie für Freiheit, Ehre und Recht zu begeistern Eure Obliegenheit. Ihr Männer der Waffen und der Wissenschaft, erlauet und erlahmet nicht in dem entbrannten Kampfe mit römischem Truge. Drei Mächte seien Eure Verbündeten: das Wort Gottes, sein heiliges Evangelium, das zur Freiheit erzieht; die Geschichte, die Euch zum Wegweiser dient, und der deutsche Geist, die gesunde Vernunft, die Euch das wälsche Fabelwerk entlarvt. Mit dieser dreifachen Gotteshülfe werdet Ihr den tückischen Feind besiegen.

Und Du, o deutsche Jugend, sei der Väter würdig und laß das Blut und die Thränen, die unsere Freiheit, die unsere Einheit gekostet, nicht vergeblich geflossen sein."

Th. L.

V. v. Zuccalmaglio's Schriften, die im Druck erschienen, sind:

Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Coblenz bis Trier, örtliche und geschichtliche Darstellung. 5. Aufl. Coblenz 1833. — Der Maimorgen, ein Pfingstgeschenk für Kinder, in Versen mit Nachbildung der Vogelstimme. Coblenz 1834. — Das Kloster Altenberg im Dhünthale, Geschichte und Beschreibung, 200 S. Barmen 1836. — Die Vorzeit der Länder Cleve-Jülich-Berg, von Montanus, 8 Bogen in 2 Theilen, 1080 Seiten, zwei Aufl. Solingen und Gummersbach 1836 u. 1838. — Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates für Schulen. Solingen 1839. — Lieder bei der Wiederherstellung des Königstuhles zu Rhense. Mülheim a. Rh. 1841. — Die Zeltlager und Uebungen des Rheinisch-Westfälischen Armee-Corps bei Grimlinghausen und Euskirchen. Solingen 1842. — Lieder für die bergische Landwehr. Cöln 1842. — Geschichte und Beschreibung des Kreises Mülheim und des Deutzgaues. Cöln 1846. — Der Peter- und Paultag 1796 zu Odenthal und das Schelmen-Vaterunser. Cöln 1846. — Geschichte und Beschreibung des Klosters Altenberg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Dhünthale und seine Alterthumsschätze. Cöln 1846. — Die deutsche Kokarde, Politischer Katechismus. Cöln 1848 (14 starke Auflagen, Verbreitung 80 000 Stück). — Schimpf und Ernst, eine Sammlung von Abhandlungen und im Jahre 1848 gehaltener patriotischer Reden. Cöln 1848. — Geschichte des deutschen Volkes. Kurz gefaßt fürs Volk. Cöln 1848. — Der neue Eulenspiegel. Leben, Thaten und Meinungen des Meisters Mathias von Hebborn. Opladen 1849. — Das deutsche Kaiserbüchlein. Hückeswagen 1849. — Die große Schlacht bei Remlingrade, Wipperfürth bei Schelle, 10. Auflage mit Holzschnitten. Coblenz 1849. (10 000 an die Armee in Holstein.) — Petitionen nach Frankfurt und Berlin an die National- und Reichsversammlung. Solingen 1849. — Die Helden der Republik, Geschichte der französischen Invasion aufs rechte Rheinufer von den Jahren 1794 bis 1800. Elberfeld 1850. — Die Olumpiade, Spottgedicht. Solingen 1851. — Der Zank um des Kaisers Bart, der Religionsstreit zu Radevormwald. Hückeswagen 1852. — Das Arbeiterbüchlein, Verhältniß der Arbeitgeber zum Arbeiter. Hückeswagen 1852. — Die deutschen Volksfeste und Volksbräuche, 2 Bde. in 4°. Iserlohn 1854. — Der Dhünbach und seine Zukunft. Solingen 1855. — Der Kurfürst in Hückeswagen (Karl Theodor) oder das Maifest. Historisches Schauspiel in 3 Akten. Solingen 1856. — Die deutschen Volksbräuche, Volksglauben und mythologische Naturgeschichte. Iserlohn 1858. — Wünsche für die rheinische, für die deutsche Gesetzgebung. Ehel. Güterrecht, Mündelwesen und Hypothekenordnung. Elberfeld 1860. — Zu den religiös-politischen Fragen der Gegenwart, nothwendige Antwort auf eine überflüssige Frage. Düsseldorf 1861. — Arbeiterglück und dessen Klippen, ein Büchlein fürs Volk (Recept gegen den Diebstahl). Düsseldorf 1862. — Drei Fortschrittsmänner der bergischen Heimat: Der Rath zu Opladen, der Pastor zu Burscheid und der Schlebuscher. Burscheid 1863. — Dr. d'Alquen in Mülheim am Rhein, ein Lebensbild. Elberfeld 1864. — Heinrich Rolshoven, der Abgeordnete, ein Lebensbild. Elberfeld 1865. — Der Vicar zu Ramrath, der Förderer des Obstbaues am Niederrhein. Cöln 1865. — Schützet die Singvögel, von Montanus. Elberfeld 1868 (bereits in 12 starken Auflagen). — Der Obstbau und die Straßenbepflanzung. Elberfeld 1869 (3 Auflagen). — Stöckelcher von Montanus, plattdeutsche Lieder und Leuschen. Opladen 1869 (Anhang zum „Rhingsche Klaaf" von Wilh. von Waldbrühl). — Die Vorzeit, von Montanus, in wissenschaftlicher Umarbeitung von Wilh. von Waldbrühl und Montanus, I. Band, vorchristliche Sagen enthaltend; 272 S. in gr. 8°. Elberfeld 1869. — Bürger und Bauern am Niederrheine in den letzten 6 Jahren des vorigen Jahrhunderts und unter der Fremdherrschaft. Opladen 1870. — Untrügliche Anleitung den Ertrag des Bodens zu vervielfältigen und die Communalsteuer abzuschaffen. Opladen 1870 (bereits 10 Auflagen). — Vaterlandslieder. Opladen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1870. — Das Buch der Liebe (Gottesliebe, Nächstenliebe, Vaterlandsliebe). Opladen 1870. — Die Vorzeit, von Montanus, in wissenschaftlicher Umarbeitung von Wilh. von Waldbrühl und Montanus, II. Band, Darstellungen aus der Zeit geschriebener Geschichte. Elberfeld 1870. — Dramatische Kinderspiele von Wilh. von Waldbrühl und Montanus (wovon 15 Stücke vom letzteren), 3 Bdchen. Neuß 1870. — Joh. Weier, der siegreiche Bekämpfer des Hexenwahnes und Beantragung seines Denkmals beim deutschen Volke. Elberfeld 1870. — Geschichte des deutschen Volkes. Opladen 1871. — Das deutsche Reich, politisches Fragebüchlein. Opladen 1871. — Der neue Eulenspiegel, 3. Aufl. mit Bildern. Opladen 1872. — Wälscher Trug und deutsche Treue, ein Zwiegespräch über Zeitfragen. Elberfeld 1872. — Schatzkästlein für's deutsche Volk. Uebersetzung der politischen Gedichte von Walther von der Vogelweide. Elberfeld 1872. — Fuß un Wolff, plattdeutsches Verzällchen. Elberfeld 1872. — Das Märchen vom Fuchs und Wolf, hochdeutsche Uebersetzung des Vorigen. Elberfeld 1872. — Die neuen Kirchengesetze. Wesel 1873. — Die alten und die neuen kirchenpolitischen Gesetze, Auszüge aus dem Landesarchiv. Düsseldorf 1873. — Erzbischof Engelbert der Heilige, ein Vortrag. Opladen 1874, 2. Aufl. (25 000 Stück). — Ansprache an die katholischen Wehrmänner I. Grevenbroich 1874. — Ansprachen an dieselben II. Crefeld 1874. — Ein Mahnwort zum Frieden, Sendschreiben der gläubigen Heerde an ihre Oberhirten (4 Auflagen). Düsseldorf 1874. — Offener Brief an den heil. Vater in Rom. Düsseldorf 1874 (4 Auflagen). — Sendschreiben an die katholische Pfarrgeistlichkeit Deutschlands. Crefeld 1874. — Ein Bürger- und Bauernfreund unter den rheinischen Kurfürsten (Joh. Wilh.). Bonn 1875. — Der deutsche Geist, Rede. Bonn 1875. — Bergisches in Land und Leuten, Remscheid 1876. — Johann Wilhelm, ein dramatisches Charakterbild. Opladen 1876. — Das altdeutsche Maifest mit Liedern und Liederweisen. Crefeld 1876. — Das Hirschfest zu Bensberg, ein Vortrag. B.-Gladbach 1876. — Die heil. drei Könige und die 11 000 Jungfrauen, aus der deutschen Mythologie erklärt. Cöln 1876. — Der Kurfürst Karl Theodor und seine Zeit. Elberfeld 1876. — Hermann der Cherusker, ein Zeitgemälde, Grevenbroich 1876. — Geschichte der deutschen Bauern von der Urzeit bis heute. Bonn 1876. — Die Ehe und das eheliche Güterrecht. Grevenbroich 1876. — Der Ursprung und die Fortentwicklung der Steuern. Grevenbroich 1876. — Gespräch über die Wahlen. B.-Gladbach 1876. — Steuer-Reklamationen und Steuerverhältnisse früherer Zeit. Grevenbroich 1876. — Klosterwesen alter und neuer Zeit und sein Einfluß auf die Volkswirthschaft. Crefeld 1876.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

		Seite
Einleitung	. . . . .	III
I.	Erlebnisse des alten Fuhrmannes	1
II.	Der Bauernlümmel. (1845.)	141
III.	Ansprache zu einem ländlichen deutschen Fahnenfeste, im Frühlingsmonat 1848	157
IV.	Ueber das frühere und jetzige Klosterwesen und seinen Einfluß auf die sittliche und materielle Wohlfahrt des Volkes	170
V.	Ein reichstreuer Bürger- und Bauernfreund unter den Rheinischen Kurfürsten	186
VI.	Der Kurfürst Karl Theodor und seine Zeit . . .	205
VII.	Der deutsche Geist Anno 1813 und 1875	229
VIII.	Das Hirschfest in Bensberg Anno 1790	237
IX.	Bergisches in Land und Leuten	254
X.	Hermann der Cherusker	279

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Erlebnisse des alten Fuhrmannes.

Der alte Fuhrmann könnt manches ernste und spaßhafte Stücklein aus seinem Leben erzählen, was für unsere heutigen Zustände anwendbar und belehrend. Er könnte Jahr und Tag dies Blatt damit füllen und brauchte dennoch nicht auf dem Boden zu schrappen. Da ihm einfällt, was vielleicht Manchem Freude machen wird, so will er, nicht wie es wohl bräuchlich mit Geburt und Taufe, was jedem Christenmenschen passirt ist, sondern mitten im Leben anfangen und mit Vorkommnissen aus dem Jahre 1848 beginnen, wovon noch Zeugen leben, die sich dessen erinnern werden. Damals waren ihm die Rothen so auffätzig, wie heute viele Schwarzen, obgleich er damals die nämlichen Ansichten festhielt wie heute und für König, Volk und Vaterland, für Religion, Familie und Eigenthum in nämlichem Sinne schrieb und sprach wie heute. Er hat niemals einer Parthei, sondern dem Vaterlande, dem deutschen Volke ganz angehört und das Vaterland, das Ganze kann nicht bloße Parthei sein. Nur den Namen, unter dem er damals auftrat, hat er gewechselt. Von der Hochschule her hatte er den Namen des „kleinen Wodan" mitgebracht, weil er und sein hochgewachsener älterer Bruder, den man den „großen Wodan" nannte, damals in Heidelberg lange fast die Einzigen waren, die sich mit deutscher Götterlehre befaßten. Von seinen Landsleuten kriegte er später den Namen „Montanus" und von den Herren Kaplänen wurde er in jüngster Zeit „der alte Fuhrmann" getauft, weil er 'mal in einer Wahlschrift gesagt hatte: „ein alter Fuhrmann sei der beste Wegweiser." Weil nun die Herren, die ihm den dritten Namen beilegten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Taufen am gründlichsten verstehen und dafür da sind, so wird er sich wohl mit dem Namen des alten Fuhrmannes die wenigen Tage seines Lebensrestes noch behelfen müssen und nach dem altdeutschen Sprüchworte: „Aller guten Dinge sind drei“ nach keiner ferneren Taufe verlangen.

Zu der Zeit, als man ihn noch Montanus hieß, im Sommer 1848, ward auf der Fühlingerhaide von den sogen. Democraten eine große Volksversammlung gehalten, wo das Heil der Welt gründlich besprochen, jeglicher Schaden der Gesellschaft geheilt werden sollte. Da kam besonders das communistische Theilen und die Republik zur Sprache und alle Redner, die dafür eintraten, wurden mit tausendstimmigem Bravo gelohnt. Als der Montanus aber auseinandersetzte, daß dies Theilen für die Dauer die Ungleichheit im Vermögen doch nicht abschaffe, weil die Fleißigen und Sparsamen die Antheile der Faulen und Verschwenderischen in kurzer Zeit erwerben würden, und die Frage daran knüpfte: „Was soll dann geschehen?“ da rief eine Stimme: „Dann theilen wir als wieder!“ Als er aber fortfuhr und gegen die Republik sprach, für welche unsere Bevölkerung gar nicht geeignet sei und die Nachtheile des Versuchs mit dieser Staatsform auseinandersetzte, da sprang ihm ein großer vierschrötiger Blousenmann entgegen und fuhr ihn an: „Du kleiner Knirps, was unterstehst Du Dich, gegen die Republik zu reden; hätten wir nur drei Tage Republik, so braucht ich all mein Leben keinen Schlag mehr zu arbeiten!“ Mit diesen Worten und einem derben Faustschlag ins Antlitz machte er den Redner verstummen, der wochenlang eine Landkarte mit allen Farben und Gestalten damaliger deutscher Herrenländer im Antlitze trug. Aehnliche Aeußerungen wie über jene Vortheile der Republik hörte man seit drei oder vier Jahren von Leuten ähnlichen Bildungsstandes, welche die Wanderversammlungen des Mainzer Katholikenvereins besucht und statt der Republik die Glücksform erfunden hatten: „Der Staat muß gestürzt, Preußen vernichtet werden und die katholische Kirche muß herrschen!“ — Die Sache und Absichten der vielbethörten blinden Menge bleiben dieselben, nur die Namen und die Farben haben gewechselt. Die Erfolge aber, worauf es an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommt, dürften auch örtlich verschieden sein, da die Herrschaft der Republik zeitweise glückbringend war, die weltliche Herrschaft der Geistlichen aber stets und immerfort das größte Elend herbeigeführt hat nach dem alten Spruche:

„Wo Soldaten kochen und braten,
Wo Priester in weltlichen Dingen rathen,
Und wo sie führen das Regiment,
Dort nimmt es immer ein klägliches End."

Bald darauf war eine große Versammlung der sogen. Arbeiterparthei in dem Magdeburgischen Saale zu Mülheim am Rhein. Diese besuchte er in Begleitung eines Pfarr-Schulgenossen aus seinem Heimathdorfe mit Namen Wilhelm Brand mit dem damals üblichen Beinamen „Hirselswellem", der ein ganz gescheidter von der democratischen Tollheit nicht ergriffener Mann war und die Kunst verstand, gellend zu pfeifen, wobei er seine Zeigefinger in den Mund steckte. Auf der Rednerbühne des Saales, über welcher das Wort „Freiheit" mit großen Buchstaben angebracht war, stand ein gar wortreicher Seidenweber, dessen Namen auf Engel reimte, und der mit seinen Redensarten gegen den „Geldsack" der Mehrzahl seiner Zuhörer himmlische Freude machte, die wie die Besucher gewisser späterer Volksversammlungen in „Bravo's" ausbrachen, wenn er recht loszog gegen die Regierung und alle staatlichen Anordnungen. Gegen seinen Lieblingssatz, den er als Refrain stets wiederholte: „daß die Arbeiter die Schöpfer des Reichthums ihrer Arbeitgeber seien", erhob der Montanus seine Stimme, und versuchte begreiflich zu machen, daß das Wort „Schöpfer" nur Einem zukomme, der ohne Stoff Alles aus Nichts hervorbringe, der auch alle die Stiele an die Kirschen mache und keine damit vergesse, wogegen die Arbeiter aber Nichts fertig brächten, wenn die Fabrikherren ihnen nicht den Stoff dazu lieferten, und forderte den Redner auf, etwas anzugeben, was er erschaffen habe, worauf nur Murren und Zischen die Antwort.

Als aber der demokratische Redner damit fortfuhr, das Wesen der damaligen Freiheit auseinanderzusetzen und dabei sagte: die Freiheit bestehe darin, daß man thun könne, was

man wolle und solche Freiheit müsse Jedermann als unveräußerliches Menschenrecht haben, da sagte der Montanus zu seinem Begleiter: „Nun, Wilhelm, rechtschaffen gepfiffen!“ Der Wilhelm Brand steckte nun beide Zeigefinger in den Mund und pfiff, daß den Nächststehenden die Ohren gellten. Das veranlaßte einen ungeheuren Eindruck und den vielhundertstimmigen Ruf: „Heraus!“ Der Montanus aber sagte und der Pfeifer Brand schrie ihm nach: „Da habt Ihr ein Stück von Eurer Freiheit, denn wenn man Alles darf, was man will und kann, so muß man doch mit seinem eigenen Munde machen können, was man will.“ Aber die damaligen Rothen nahmen die Freiheit nur für ihre Verkehrtheit in Anspruch, wie heuer die schwarzen Verkünder von „Freiheit, Wahrheit und Recht“ und die Beiden wurden als Friedestörer an die Luft gesetzt, sammt dem Bürgermeister der Stadt, der dabei stand und sie schützen und unterstützen wollte. Der Montanus kam wie von Engelhänden getragen ohne irgend eine Verletzung heraus; sein Begleiter Brand kam mit einem blauen Auge davon; der brave Bürgermeister Bau aber ward so übel zugerichtet, daß er mehre Tage daran krankte. In solchen aufgeregten Zeiten gilt der Spruch:

„Wer den Kopf will halten ganz,
Läßt den Leuten ihren Tanz.“

Wie heuer als alter Fuhrmann, so that der Montanus damals manche Ansprache an das Volk, das er wie heute zur Gesetzlichkeit ermahnte und vor Verführung warnte, die Vaterlandsliebe aber vor Allem hoch hielt zur Wiedererwerbung der Reichseinheit unserer Väter. Eine dieser Ansprachen wäre ihm beinahe schlecht bekommen, da er deshalb mit Kerkernoth geschlagen werden sollte. Als nämlich am 19. April 1848 der sonntägliche Gottesdienst in der Kirche beendigt war, stand der Montanus auf der Kirchhofmauer seines ländlichen Wohnortes, ermahnte das Volk rechtschaffen zur Liebe und Versöhnung, wie er als alter Fuhrmann auch heute noch thut, und mahnte besonders ab von der Verwüstung der Domainenwälder, die damals von unverständigen Leuten in den Bereich der Freiheit und Gleichheit gezogen waren. „Wenn auch“, sagte er, „die

Gemeinden früher Holzgerechtsame an den Waldungen gehabt hätten, so seien diese Gerechtsame durch ihre Schuld von mehr als dreißigjähriger Nichtausübung erloschen und deßhalb sei ein Angriff des Waldes jetzt ein Bruch der Gesetzlichkeit, sei Frevel und Raub, der in Wiederkehr ruhiger Zeiten gestraft werden würde. Die guten Leute mögten doch ihren Kindern nicht die Schmach anthun, daß sie als Räuber verurtheilt würden und mögten ihr Gewissen wahren." Die grünen Waldwärter waren dem Redner aber nicht grün, weil er ein Dutzend Jahre vorher, als die desfallsige Verjährung noch nicht eingetreten war, die berechtigten Dorfleute ermahnt hatte, ihre Gerechtsame auszuüben. In geschichtlichen Forschungen hatte er schweinslederne Schriften gefunden, worin die Waldgerechtsame aufgezeichnet waren, die aber unter der französischen Gewaltherrschaft unterdrückt und vergessen worden, da damals Niemand wußte, wer Koch oder Kellner war. Das vom Kriege zertretene Volk hatte sich aus seinem guten Rechte schrecken lassen, und es half nicht, daß der Montanus den Berechtigten die aufgefundenen Urkunden vorzeigte und sie anging, ihr gutes Recht endlich vor Eintritt der Verjährung wieder auszuüben, indem er sie durch Vorlegung der Urkunden und Beweis der Berechtigung vor den Gerichten zu schützen versprach. Weil aber die Leute zu feig waren, am Tage ihr Recht auszuüben, den nächtlichen Holzfrevel vorzogen, so ist der Montanus selber mit dem Beil in den Busch gegangen und hat vor den Augen der Förster ein paar Bäume niederkrachen lassen, auf daß vom Forstamte gegen ihn geklagt werde und so die Sache vor Gericht in Gang komme. Doch die Forstleute, die merkten, wo der Haas im Pfeffer lag, ließen dies ruhig geschehen, bis unterdessen die Verjährung eingetreten war. — Dies hatten die Waldwärter dem Montanus aber nicht vergessen, und als im Jahre 1848 den Leuten in der democratischen Freiheit der Muth gewachsen war, so daß sie das Holz nicht blos zu ihrem Bedarfe, sondern sogar zum Verkaufe fällten, und je frecher die Leute, desto feiger die Förster dies Alles geschehen ließen, weil viele Hunde der Hasen Tod — da trat der Montanus nur mit deutschem Brudersinne und guten Worten bewaffnet in den

Wald, wo die Bäume unter unberechtigten Beilen niederkrachten, daß es eine Art hatte. Die trägsten Taglöhner waren damals so fleißig im Holzraub, als ob ihnen die Arbeit in Accord gegeben sei, und die ehedem drüber geknuttert, wenn sie sich mit wenigen Pfunden belastet, die trugen jetzt zentnerschwere Stämme. Sie übten zu ihrer Rechtfertigung sehr schöne Redensarten, die sie von einem democratischen Pastor Engelbert Joseph Heinen gelernt hatten, z. B. „Holzdieb hat Gott lieb" und „wenn es so recht wär mit dem Waldschutz, so würde unser liebe Herrgott auf den Blättern der Bäume wohl den Namen des Eigenthümers haben wachsen lassen, wie ehedem auf den Haferblättern den Buchstaben N., was bedeute, daß dem Napoleon das Land gehöre." Viele begnügten sich nicht mit dem „täglichen Brod", das im richtigen Vaterunser steht, sondern setzten Braten und Bretzeln mit Anisbranntwein dazu, wie der Märtyrer Martin, der auch stets allergern etwas Schmackhaftes speiset, später auch ein neues Blatt einklebte in seinen alten Katechismus. Viele hatten sogar Karren mitgebracht, das geraubte Holz heimzuführen. Dazwischen trat nun der Montanus mit seinen Strafpredigten und es gelang ihm wirklich, die Leute von dem Frevel abzumahnen, so daß sie mit den leeren Karren wieder nach Hause fuhren.

Nichtsdestoweniger aber blieben die Forstleute dem Volksredner auffätzig, gaben ihm den geschehenen Frevel schuld und sie oder der ihm feindselige Bürgermeister und Landrath verklagten ihn als Volksverführer, wie Aehnliches zu allen Zeiten Allen geschehen ist, die sich aus reiner selbstloser Nächstenliebe der wahren Interessen des Volkes angenommen haben. Eines schönen Morgens kam das Instructionsamt von Köln mit Staatsanwalt, Richter und mit Allem, was drum und dran zu hangen pflegt. Der Gerichtschreiber hatte Feder und Dinte, die Gensdarmen hatten noch unliebsamere Werkzeuge der Gerechtigkeit mitgebracht und der Montanus wurde mit einem Vorführungsbefehle als Armsünder und schrecklicher Staatsverbrecher in das ihm ehedem nur in so freundlicher Weise geöffnete Haus des Gastwirthes und Posthalters Johann Wilhelm Paas zu Bergisch-Gladbach geführt. Das hatte er von

seinem Predigen. Doch er blieb frischen Muthes dabei und dankte dem lieben Gott, daß Frau und Kinder Nichts davon erfahren hatten, weshalb er zu der Ehre gekommen, in so ausgezeichneter Weise aus seiner Wohnung begleitet zu werden. Als er aber also vorgeführt war, da bewies sich schneller als er zu hoffen gewagt, daß ihn sein guter Muth nicht getäuscht hatte. Denn nachdem einige unverwerfliche Zeugen, die seine Predigten auf der Kirchhofmauer und sein Walten im Forste gehört und mit eigenen Augen angesehen hatten, vernommen worden waren, da reichte ihm der Herr Oberprocurator die Hand, dankte ihm schön für all sein Verhalten und forderte ihn auf, in bisheriger Weise fortzufahren. So kam er mit Ehren aus der Schlinge, die ihm Forstamt, Landrath und Bürgermeister in ihrer Aufsätzigkeit gelegt hatten; aber nun warfen ihm die Leute, die er im Holzraube gestört hatte, auf's Brod, daß er sie abgehalten, einen straflosen Vortheil zu haschen, denn das Ministerium Hansemann hatte damals eine allgemeine Amnestie oder Straflosigkeit für alle dergleichen Frevel erlassen und die guten Leute konnten ihm nicht vergessen, daß sie durch ihn um alle die Braten und Bretzeln gekommen, die sie als Waldräuber in ihr Vaterunser gesetzt hatten.

So war es damals mit der weltlichen Gerechtigkeit von wegen der Grünen. Wenn der alte Fuhrmann aber jetzt nach canonischem (geistlichem) Gerichtsgebrauche für seine Predigten abgeurtheilt werden sollte, so würden die Schwarzen eine ganz andere Anwendung des Waldgewächses auf ihn machen. Das Volk aber würde „Te deum" am Scheiterhaufen singen, denn es will nicht zu seinem Heile mit Wahrheit belehrt, die Welt will zu ihrem Schaden belogen sein.

Die politischen Bewegungen des Jahres 1848 veranlaßten auch manchen spaßhaften Vorfall, wie heuer die Erregung in einem andern Gebiete, nur mit dem Unterschiede, daß wir jetzt noch zu tief drinstecken, als daß wir die Tollheiten so scherzhaft finden sollten, wie dieselben uns nach ein Dutzend Jahren vorkommen werden. So kam damals, als die Sache so weit gediehen war, daß man die Beamten abfragte: „ob sie mit dem Volke hielten, oder mit der Regierung?" eine aus acht Män-

nern bestehende Abordnung der Bürgerschaft zu Mülheim am Rhein, die ihrem Landrathe, Herrn Schnabel, die Frage stellte: „mit wem er halte?“ Diesen acht handfesten Männern gegenüber gab der Herr Landrath kund, daß er vollständig mit dem Volke halte. Als die Sendlinge sich aber in voller Befriedigung entfernt hatten und ein Einzelner, dem noch etwas zu fragen eingefallen war, zum Herrn Landrathe zurückkehrte, da musterte der Landrath seine Streitkräfte, die aus dem Kreissekretair, dem Kreisboten und dem Schreiber bestanden, der ein Landwehrlieutenant und gar nicht links war. Mit diesen Streitkräften ließ er den Sendling statt aller Antwort gar unsanft an die Luft setzen. Vor den acht Personen aber hatte der Vater des Kreises zum bösen Spiele eine gute Miene gemacht. So ist es auch heute noch mit Manchem, der sich vor der fanatischen Menge duckt. Mit Einzelnen würde er kurzen Prozeß machen.

Das Lustigste war, wie man im Siegkreise das übermäßig gehegte Wildpret der adeligen Herren erjagte. Darin walteten damals fast mittelalterliche Zustände, da das Wildpret, ja ein elender Hase vor den Augen des Junkers viel mehr galt, wie der Bauer, der aber 1848 die Oberhand erhielt nicht blos über die Hasen, sondern auch eine Zeit lang über die Junker. Einige Jahre vorher hatte der jetzige alte Fuhrmann bei einer Uebung der Siegburger Landwehr auf einem Ackergute im Quartier gelegen und hatte sich überzeugt, wie begründet damals die Klagen der Bauern über Wildschaden waren. Der dritte oder vierte Halm im Korn war durch die Hasen eingeknickt und wo Kaninchen wirthschafteten, sah es noch schlimmer aus. Kohlpflanzen, Nelken und Baumschulen litten übermäßig. Das Wildpret genoß eines sorgfältigeren Schutzes, als die Menschen. Nicht blos alle Hunde und Katzen, die sich in das Feld wagten, wurden erschossen, sondern auch einzelne Bauern, die sich vom Uebermaß der Belästigung verleiten ließen, ein Häslein zu erlegen. Der Jäger, der den „gefährlichen Wilderer“ im Auftrage erschossen, erhielt dann Reisegeld und durch Fürsprache seines Herrn eine Anstellung im Auslande. Mehre solcher Fälle wurden erzählt, und auf dem Landtage zu Düsseldorf

sagte ein redegewandter Baron, dem wegen schreiender Ungerechtigkeit gegen die Landleute in's Gewissen gesprochen wurde: „Möge der Bauer auch hinieden zu kurz kommen; dafür sei ja der Himmel im Jenseits, dies Alles hübsch auszugleichen." Der Landwehroffizier, über diese Bauernschinderei zum Mitleiden bewegt und auf's Tiefste entrüstet, wollte, soviel er vermochte, den armen Bauern das Großungeziefer vertilgen helfen und ging eines Sonntag Morgens vor Tagesanbruch auf den Anstand. Er hatte sich Pulver und Schroten verschafft und stand mit seinem Burschen an der Ecke eines Haferfeldes auf der Lauer, beide mit starkgeladenen Musketen, von denen das Bayonnet abgenommen. Die Hasen, jungen und alten, spielten beim ersten Morgenstrahl naß vom Thau und sprangen übereinander und untereinander, bis beide Schüsse zugleich krachten und fünf Hasen getroffen wurden. Zwei blieben todt im Feuer und drei krochen in's nahe Roggenstück, wo sie wahrscheinlich verendeten. Als die Schützen aber mit ihrer Beute auf den Hof kamen, da hättet ihr die Angst und den Jammer des Gutsbesitzers sehen sollen. Die Hasen wurde auf seine Bitte sofort unter dem Düngerhaufen verscharrt und den Schützen das Versprechen abgenommen, kein Wort davon verlauten zu lassen, „denn", sagte der Bauer, „wenn Solches kund werde, so sei er verloren, weil der Frevel von seinem Hofe aus geschehen sei."

Also war es im Jahre 1845. Aber drei Jahre darnach, da hatten die Bauern Muth und die Jagdjunker waren die Verzagten. Da geschah ein Schießen im Felde umher, als sei es in der Neujahrsnacht. Das war den adeligen Herren eine neue Jahreszeit angeschossen, die noch vorhält, und in wenigen Wochen war das Wild auf eine unschädliche Zahl verringert. Dem Hauptjagdjunker aber ging das so zu Kopfe, daß er den Verstand darüber verlor. Das war auch ein Finger Gottes, und die Vergeltung ließ diesmal nicht bis ins Jenseits auf sich warten. Es sind aber jene jagdherrlichen Bauernschinder dem Namen und Geblüte nach die nämlichen Junker, denen jetzt im Katholikenvereine die ehedem von ihnen mißhandelten Landleute nachlaufen und die der Madonna von Lourdes eine deutsche Fahne weihen wollten. Es geht ihnen wie ihren schwarzen je-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

suitischen Spießgesellen nur um das Herrschen, und wenn die Bauern dumm genug bleiben, Alles mitzuthun, was Die vorhaben, so kommen die armen bethörten Leute noch schlimmer unter die Knute, wie vor dem Jahre 1848, so daß ihnen die Hasen nicht nur den Kappus im Garten fressen, sondern auch die Hetzpeische des Junkers ihnen auf dem Rücken tanzt, während die Jesuiten und andere Mönche ihnen die Taschen fegen, womit es schon recht im Werke war. Wo Wasser gewesen, kann auch Wasser wieder hinkommen, das in solchen Dingen auch den Berg hinausläuft, und es können die Leute in ihrem fanatischen Uebermuthe wieder dahin gebracht werden, wie es mit ihren Voreltern gewesen, die nicht weniger Gehirn im Kopfe hatten, als unsere heutigen Bauern, und Gott gedankt haben würden für den Schutz der Maigesetze, die jetzt von fanatischen Junkern und Kaplänen den Bauern verhaßt gemacht werden, um sie schutzlos wieder unter die Füße zu treten, wie früher geschehen. Dem Staate und nur dem Staate danken die Bauern, daß sie jetzt auch als Menschen behandelt werden und soviel Recht haben, wie auch die Junker. Der Staat will ihnen diese Menschenrechte erhalten; die früher Bevorrechteten aber beabsichtigen mit ihrem Wahlspruche „Freiheit, Wahrheit, Recht" das Wasser wieder auf den Berg hinauflaufen zu machen und wollen die Bauern wieder unter die Füße haben und machen drum so viele schwarze Lügen daher von Kirchenverfolgung und Religionsdruck, woran kein wahres Wort. Man muß in frühere Zeit zurückschauen, um zu wissen, woran man damit ist. Der Fuchs wechselt seine Haare, aber nicht seine Gelüste, sondern nur die Redensarten und nennt die Trauben sauer, die ihm zu hoch hangen. — Nach diesen Kleinigkeiten sollen einige größere Erlebnisse aus den Jahren 1848 und 1849 berichtet werden. —

Das alte Sprüchwort „Zeit und Ort erinnern sehr" mag es rechtfertigen, daß die Erzählung aus 1848—49 abgebrochen und daß hier in unseren Erlebnissen um ein Jahr zurückgegangen wird, da heute den 22. September die Erinnerung eines hohen niederrheinischen Ehrentages um so näher liegt, weil dieser in mancher Beziehung ein Vorspiel und eine Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ahnung des neulich gefeierten schönen Hermannfestes gewesen. Dem Jahr 1848—49, von der großen Schlacht bei Remlingrode und anderen großen Ereignissen, die wir durchlebt haben, werden wir nachher als Augenzeugen den für unsere Zeit lehrreichsten Bericht abstatten.

Heute nach Altenberg ins anmuthige Dhünthal, in den herrlichen bergischen Dom, das größte und schönste Gotteshaus auf dem rechten Ufer des Niederrheins, das nicht blos ein seltenes Kleinod altdeutscher Kunst aus hohenstaufen'scher Väterzeit, sondern auch von hohem geschichtlichen Werthe als die Grabhalle der frühesten Landesherren, der Ahnen unseres heutigen Kaiser- und Königshauses, deren Steinbilder und Grabschriften aus der Zeit der Einheit des Vaterlandes dem Forscher besuchenswerth.

Dieser herrliche Dom theilte das Loos der deutschen Einheit. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes wurde er nicht nur vergessen und verlassen, sondern auch zertrümmert. Da waren es der Volksmann Friedrich Harkort und der Montanus, die ihre Stimme für die Wiederherstellung erhoben, der sich zwei edle Hohenzollern, der König Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz, und Prinz Wilhelm von Preußen, der Gouverneur von Köln, annahmen. Montanus, der mit dem Dome seiner Heimath und dessen Kunstschätzen schon frühe bekannt wurde, hatte die Freude, beiden Fürsten wiederholt als Wegweiser dorthin zu dienen, und als das Gotteshaus durch königliche Freigebigkeit im Jahre 1847 in früherer Herrlichkeit wiederhergestellt war, da hielt er es für angemessen, daß das Bergische Land dem Bauherrn seinen Dank dafür ausspreche. Dazu wurde nicht, wie sonst bei Derlei Brauch, ein festordnender Ausschuß auf die Beine gebracht, sondern der Montanus besorgte dies Alles auf seine Faust, wobei sein Freund Julius Hölterhof mit der Unterschrift der Einladungen, sein Freund Franz Heuser zu Cöln mit der Erwerbung von Solosängern und die befreundete Musikgesellschaft zu Burscheid mit ihrem bewährten Orchester ihm beisprangen. Er lud den König ein, den Dank der Bergischen Heimath in einer würdigen Kunstleistung entgegen zu nehmen und die Ber-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gischen Sängervereine, dem schuldigen Danke den zukömmlichen Ausdruck zu geben. Der König bestimmte den 22. September zu seinem Besuche, und Alle kamen trotz des ungünstigsten Regenwetters, in welchem der König mit seinem hohen Gefolge, da noch keine fahrbare Straße gebaut war, von Straßerhof aus eine halbe Meile zu Fuß gehen mußte. Da hatte der Bergische Dom seine ursprüngliche Bestimmung wiedererlangt. Volk und Fürsten sah man im Heiligthume versammelt, das Gotteshaus, das Jahrhunderte größtentheils leer gestanden, war von dankfreudigem Volke bis zum letzten Raume gefüllt, das Thal dichtgedrängt voll Menschen, wie wohl nie. Mit dem Könige kamen sein Oheim der Prinz Wilhelm und dessen Söhne Adalbert und Waldemar, der Thronfolger Alexander von Rußland, der Kronprinz Max und Prinz Karl von Bayern und viele andere Fürsten und höchste Beamten. 30 Sängervereine und die durch heimische Musikfreunde verstärkte Tonbühne des nachbarlichen Burscheid führten unter Leitung des Kapellmeisters Heinrich Dorn, damals zu Cöln, einen Festgesang auf, wozu Herr Dorn den schwunghaften Tonsatz und Montanus die Liederworte gemacht hatte. Der Einleitung durch das Orchester folgte ein figurirter Chor:

„Groß ist der Herr in Seinem Walten droben,
Ihm schalle laut der Lobgesang,
Ihm töne Dank
In seinem Haus, das neu erhoben" ꝛc.

Choräle wechselten dann mit Quartett-Solo und bewegten Chören, zu denen 400 Stimmen vereinigt waren. Neben dem Danke für die Herstellung war auch die Hoffnung und das Flehen zu Gott ausgesprochen, daß, wie dieser Bau, sich auch die zertrümmerte deutsche Einheit wiedererheben möge.

„Wie hier durch Deine Güte,
Der Bau der Väter auferstand,
So führ' zu neuer Blüthe
Das heißgeliebte Vaterland,
Und segne Volk und Fürsten,
Herr der Herrlichkeit!" ꝛc.

Und zum Schlusse:

„Drum hoch im Strome der Lieder

Des Volkes Dank erschallt,
Das sich gefunden wieder
Im heil'gen Säulenwald."

Ja! es hat sich wiedergefunden, das deutsche Volk, wie in dem Festgesange vorhergesagt war. Nach 28 Jahren ist auf der Höhe des Teutoburgerwaldes in den Hallen des prächtigsten deutschen Eichenhaines die Wiedererrichtung des deutschen Reiches durch ein Fest gekrönt worden, zu dem Kaiser und Kronprinz mit den wiedererstandenen deutschen Helden und alle Stämme des deutschen Volkes vom Elsaß bis zum Nordseestrande sich wiedervereinigt hatten, und wozu sogar Abordnungen deutscher Stämme jenseits des Weltmeeres herbeigeeilt waren. Zu diesem großen allgemeinen deutschen Feste am Denkmale unseres Volkshelden Hermann am 16. August 1875 gab die Altenberger Dankfeier am 22. September 1847 eine würdige Vorfeier und Vorahnung. Wer hätte damals, vor 28 Jahren, als das in Kleinstaaterei zur Ohnmacht zersplitterte deutsche Volk nach seiner Einheit dürstete, gedacht, daß das große Einheitswerk seiner herrlichen Vollendung so nahe sei! Und noch weniger wäre damals Jemandem die Möglichkeit eingefallen, daß das Volk nicht in ungetheilter Freudigkeit seiner Ehre, Macht und Wohlfahrt entgegen jubeln sollte. Ja! daß es einer verwälschten Parthei möglich werden würde, die Blicke des Volkes von seinem wahren Heile abzulenken, die tiefste Schmach an die Stelle der höchsten Ehre, die jämmerlichste Geistesknechtung an die Stelle der deutschen Wissenschaft und den engherzigsten jesuitischen Sectenhaß an die Stelle deutscher Brüderlichkeit zu setzen und für das wahre Heil das größte Unheil zu wählen, hätte damals unmöglich geschienen. Was unsere weisesten und frömmsten Väter als den Gipfel des nationalen Glückes gepriesen und angestrebt, wofür die Edelsten als wahre Märtyrer für uns ihr Leben im Heldentode hingegeben haben, ist uns geworden, und nun gelingt es dem herrschsüchtigen Wälschthume, das Deutschland so oft geknechtet, geplündert und zersplittert, durch trugvolle Vorspiegelungen den Blick so zu umnachten, daß eine zahlreiche Schicht des Volkes das nationale, das politische und materielle Glück und damit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch die wahre Religiösität nicht achtet. Mögen recht bald diese wälschen Nebel sinken! Daß sie sinken werden, ist gewiß, denn „die Natur geht über die Lehr“ dem alten Sprüchworte nach, besonders wenn die Lehre gegen die deutsche Natur geht, daß wir statt Gott freudig zu danken für reiches Glück, grollen und schmollen und wie die Quiseln durch die Nasenlöcher lugen sollen. — Hier mögen nun noch einzelne Erlebnisse aus dem Altenbergerfeste erzählt werden.

Von einem so geist- und gemüthreichen Fürsten wie Friedrich Wilhelm IV. ist jede Begegnung von großem Interesse, der Mittheilung würdig. — Es herrschte damals ein allgemeiner Geist der Unzufriedenheit im Rheinlande und zwar ungetheilt in allen Ständen. An die 1815 versprochene Verfassung wurde auf alle Weise erinnert und der König hatte auf seiner Reise manche Kränkung zu erfahren. Gerade Er hatte den deutschen Geist geweckt und schon als Kronprinz große politische Hoffnungen erregt. Oesterreich aber war seinem Plane schroff entgegen getreten und seine Pietät für diese Macht, ohne deren Bekämpfung kein nationaler Fortschritt möglich, hatte ihn mit seinem Volke in Zwiespalt gebracht. Besonders an der Mosel war er unfreundlich empfangen worden. Desto größere Freude machte ihm das Dankfest zu Altenberg. Es war so ganz nach seinem Geiste, seinem Geschmacke, zumal er das Kunstdenkmal zu schätzen wußte.

Als er den Wiederherstellungsbau mit Kennerblick musternd die Stätte durchschritt, wo die Burscheider Tonbühne stand, stolperte er, das Auge nach dem Gewölbe gerichtet, über den Fuß eines Notenpultes und wäre hingestürzt, wenn ihm die zunächst stehenden Burscheider nicht beigesprungen. Da sagte der König heiter: „Ich sehe mich hier unter meinen Getreuen, die mich nicht fallen lassen!“ „Viel lieber auf ihren Händen tragen“, entgegnete der Fagottist Karl Becker von Burscheid, der ihm unter die Arme gegriffen hatte. Wie über das Bauwerk sprach sich der König auch über die musikalische Aufführung auf's Günstigste aus, wobei er seine besondere Anerkennung ausdrückte, als er hörte, daß hier keine Musiker von Beruf, sondern nur Dilletanten mitgewirkt hatten. Den Verfasser des

Festliedes frug er u. A.: „Wie er dies also fertig gebracht, daß es sowohl zum Konzertstück und doch auch in die Kirche passe?“ Da entgegnete dieser: „Das sei Sache des Gefühls und der Anhänglichkeit zu ihm. Wenn nur Einer ohne Wahl aus den Sängern, die viele Meilen durch Regen und Schlammwege hierher geeilt seien, den Auftrag gehabt hätte, so würde die Liebe zu ihm wohl noch Besseres zu Stande gebracht haben.“ Das sagte er, um die Aufmerksamkeit des Königs auf die Sänger zu leiten, für die sein Herz von Dankbarkeit überfloß, da sie ihn trotz des wahrhaften Unwetters nicht hatten sitzen lassen. Darauf erwiderte der König: „Ich höre, es ist das Ei des Kolumbus.“ Montanus erwähnte darauf, daß es gerade 700 Jahre, seit 1147, da Fürsten und Volk hier im Thale versammelt gewesen, den ältesten Altenberger Kirchenbau einzuweihen. Mit sichtbarer Freude nahm der König diese geschichtliche Notiz entgegen und nannte dies unbeabsichtigte Zusammentreffen „eine glückverheißende Vorbedeutung, die sich mit dem in eben gehörter Festkantate ausgesprochenen Wunsche für die Einheit des deutschen Vaterlandes bewähren möge.“ (Und es hat sich Gottlob bewährt in der Wiedererrichtung des deutschen Reiches unter seinem gleich edlen Bruder, unserm Heldenkaiser Wilhelm.) Er sprach dann seinen Dank aus und sagte zu seinem Gefolge: „Wir müssen Beiden, Dorn und dem Dichter, eine Anerkennung ertheilen — aber“, setzte er hinzu, „liegt nichts vor gegen den Letztern?“

Der Kreislandrath von Mülheim nämlich, früher Chef der Geheimpolizei, war von Jenem in seiner Eitelkeit verletzt worden und hatte die Gelegenheit der Begleitung von Straßerhof bis Altenberg benutzt, den ihm Verhaßten als Volksaufwiegler und Gott weiß was Alles beim Könige zu verdächtigen. (Jene Kränkung des eitlen Landraths, die von dem Bezüchtigten nicht angriffsweise, sondern nur in Nothwehr geschehen, soll später berichtet werden.) Auf diese Frage des Königs aber entgegnete der Premier-Minister von Bodelschwingh: „er kenne den jungen Mann schon lange und sei demnach überzeugt, daß all dessen Streben darin bestehe: deutsches Wesen und Vertrauen für die Regierung im Volke selbstlos zu verbreiten“ —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der damalige Regierungs-Präsident (später Cultus-Minister) von Raumer ergänzte: „er habe sehr viel Nachtheiliges von dem jungen Manne gehört, habe es aufs Strengste untersucht und das Gegentheil davon wahr gefunden." „Nun", sagte der König, „ich kann mir denken, wie es liegt, und wenn er sich denn mit dem Herrn Landrathe und der Königlichen Regierung herumgezankt und Recht gehabt hat, so ist er mir desto lieber. Notiren Sie ꝛc." Der hohe Beamte, der dem Montanus diese Worte hinterbrachte, setzte hinzu, daß „ihm ein Vöglein anfliegen werde." „Um Gottes willen!" entgegnete dieser, „suchen Sie das zu verhindern, denn mein Wirken würde gelähmt sein, wenn es hieße: „Seht, darum hat er Solches gethan, um eine Auszeichnung zu erhaschen"; noch habe er einen großen Theil Bergischen Landes hinter sich in Allem, worin er voranschreite, weil er bisher meist im Lande sich mit Solchem befaßt habe; sein Einfluß würde unter sothanen Verhältnissen durch eine Auszeichnung Schiffbruch leiden" und er nannte seinen Freund in Köln, dem für die Förderung des Festes solche Auszeichnung gebühre. Der erhielt auch den rothen Adlerorden; dem Montanus aber eine Freude zu machen ließ der König dessen Familienwappen anbringen im Bergischen Dome, weil er dafür gewirkt hatte.

Damals aber war die Zeit der Polizeiberichte und der geheimen Conduitenlisten, womit Landräthe und Bürgermeister die ihnen mißliebigen Personen anzuschwärzen pflegten. Deshalb äußerte Montanus bei dem Regierungspräsidenten: er befürchte, daß sehr ungünstige Berichte gegen ihn vorlägen. „Allerdings," sagte v. Raumer, „ist dies der Fall; aber ich bin ja von der Unwahrheit der Beschuldigungen überzeugt." Da aber Jener die Befürchtung äußerte: einem Amtsnachfolger des Präsidenten, der die Berichte finde, möge die Ueberzeugung fehlen, so sandte v. Raumer alle die ungünstigen Berichte an den Bürgermeister Herweg zu Bergisch-Gladbach zur Untersuchung, und so kam denn bei jedes Lügen-Protocoll eine amtliche Beischrift, daß Alles nicht wahr sei. Der Bürgermeister, ein grundehrlicher Mann, war nämlich kurz vorher an die Stelle des entlassenen Beamten eingesetzt worden, der dem

Kreislandrathe in der Anschwärzung zur Hand gegangen war. —

Als der König aus der Kirche trat, fiel eine Bäuerin, deren sonst braver Gatte zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilt war, weil er im Trunke einen Gensd'armen mißhandelt hatte, mit einem Begnadigungsgesuche vor ihm auf die Kniee. „Ihr entehrt Euch und mich," sagte der König, „daß Ihr einem Menschen göttliche Ehre erzeigt. Ich bin ein sterblicher Mensch wie Ihr. Knieet nur vor Gott." Als sie aufgestanden, hörte er sie freundlich an. Drei Wochen darauf war ihr Gatte frei.

Nachdem der König mit seinem Gefolge zu einer Erfrischung in das gastliche Haus der ehrwürdigen Frau Wittwe Hölterhof an der Altenberger Dhünbrücke getreten war, kam die Rede darauf, daß die Cisterzienser nur in die tiefen Thäler, die Benedictiner hingegen auf die Höhen der Berge gebaut hätten und begann einen lat. Hexameter, der diese Eigenheit ausspricht. Als er aber nach den ersten Worten inne hielt, setzte ein Anderer die Verszeile fort, die bekanntlich lautet: **Bernhardus valles, Benedictus montes amabat** (Bernhard liebte die Thäler, Benedictus die Berge). Da gewahrte der Sprecher, wie das heitere Antlitz des Königs sich plötzlich verfinsterte und wie er ihm abwinkte zu schweigen. Glücklicherweise aber fiel dem Sprecher bei dem Zornblitze ein, worum es sich handelte. Er ließ sich im Hersagen nicht stören und machte um allen Anstoß zu vermeiden den prosodischen Schnitzer: **„Bernard vallem, Benedictus montem amabat."** Da heiterte sich das Antlitz des Königs, wie wenn eine schwere Wetterwolke die Sonne entschleiert hätte und ein huldvoller Blick lohnte für den absichtlichen Schnitzer. Damals nämlich war das Geschrei in allen Landen über die **Lola Montez.**

Einige Jahre vorher, als der König mit dem Kronprinzen von Baiern zu Altenberg gewesen, wurde ihm der Pastor Joh. Löh zu Burscheid vorgestellt und als er hörte, daß derselbe an 90 Jahre, staunte er über das hohe Alter, worauf Löh entgegnete: „Eure Majestät haben es in Händen, ein noch höheres Alter in edlerem Sinne zu erreichen, ja Unsterblichkeit zu er-

langen." Da sagte der König zu seinem Begleiter: „Das müssen wir uns merken!"

Die Vielseitigkeit der Kenntnisse des hochseligen Königs, selbst in dem dürrsten Wissen, bewies sich übrigens auch in dem Gotteshause. Ein Altenberger hatte sich längere Zeit damit beschäftigt, den Besuchern des bergischen Gotteshauses als Erklärer zu dienen, wozu er die Kenntnisse aus dem Schriftchen von Montanus über den bergischen Dom geschöpft hatte. Als nun der König die Inschrift des Grabsteines einer seiner Ahnen aus der Hohenstaufenzeit zu lesen begann, was wegen seiner Kurzsichtigkeit ihm aber mühsam, begann jener die Schrift herzuleiern, die er aus dem Buche auswendig gelernt hatte, verwechselte aber diese Schrift mit einer andern, worauf der König kopfschüttelnd die Richtigkeit verneinte, bis der Verfasser selber kam und die von der jetzigen Schreibweise sehr abweichenden Buchstaben las, worauf der König sein Einverständniß erklärte und auch forthin bei den ältesten Steinschriften zu erkennen gab, daß er mit diesem Schriftzeichen wohl bekannt sei.

So verlief der höchste Ehrentag des bergischen Landes, das Dankfest zu Altenberg, zu welchem Volk und Fürsten sich im prachtvollsten Vermächtnisse der Väter vereinigt hatten — eine würdige, deutungsvolle Vorfeier des Festes vom 16. August im Teutoburgerwalde, dem seit Pfingsten 1184 kein ähnliches Reichsfest vorherging. Bemerkenswerth bei dem Altenbergerfeste war die Ungunst des Wetters, da in der vorherigen Regennacht sogar das Austreten der Bäche die Wege erschwert hatte und sich bei fortströmendem Regen doch Niemand hatte abhalten lassen. Bei dem großen Reichsfeste zu Mainz, das Kaiser Rothbart vor fast 70 Jahren veranstaltet hatte, veranlaßte ein Gewittersturm, der Gezelte umwarf und die Rheinbrücke zerstörte, unglückſame Prophezeihungen. Sie haben leider ihre Bestätigung gefunden im schmachvollen Untergange des Reiches. Auch dem regnigten Altenbergerfeste folgte außer der Schlacht von Bronzell noch manche der Einheitsgestaltung des Vaterlandes widrige Erscheinung. Desto heiterer aber nach wüsten Gewitterstürmen sah die Sonne des sechszehnten August dem

neuesten Reichsfeste im Teutoburgerwalde zu. Ergreifen wir freudig diese glückverheißende Vorbedeutung.

Doch nun zu bedeutsameren Erlebnissen von 1848 u. 1849.

Da wir einmal in Festbeschreibungen gerathen, sei es gestattet, die Erzählung aus 1848 nochmals zurück zu schieben und ein paar andere patriotische Feste in Erinnerung zu bringen.

Als im October 1794 die deutschen Kriegsvölker auf das rechte Rheinufer hinüber gezogen waren und dasselbe vor den Franzosen bewachten, hatten sie zuerst für ihre Verwundeten und Kranken ein Lazareth zu Altenberg und bald darauf zu Bensberg errichtet, wo der Typhus Tausende hinraffte. Eine Haidestelle bei Lückerath war die Begräbnißstätte, wo die Leichen in tiefen langen Gruben zu Hunderten gebettet wurden. Bei dem letzten Rückzuge der Oesterreicher im J. 1796 waren etwa 4000 Mann dort ohne Sang und Klang, ohne alle militärischen Ehren begraben. Der Platz ward weder umfriedigt noch durch irgend etwas bezeichnet. Doch behielt die Stelle den Namen „Kaiserlicher Kirchhof." Diese Haidestelle wurde später mit Kiefern besäet, in deren Schatten die Todten lagen, und als die Saat nach etwa 40 Jahren zu stattlichen Bäumen erwachsen war, trug sich ein merkwürdiges Naturschauspiel zu, das an's Wunderbare gränzt, aber viele Jahre hindurch von Hunderten beobachtet wurde. Die Lückerath gegenüberstehende, dem Feldwege nächste und größte Kiefer erschien von dortigem Wege aus gesehen in Gestalt eines Kreuzes. Diese Gestalt war unverkennbar deutlich, Jedem auffallend, der des Weges kam. Es war keine Spur sichtbar, daß eine Menschenhand dabei nachgeholfen hatte.

Dies seltene Naturspiel wurde zur Oeffentlichkeit gebracht und auch dem damaligen Könige Friedrich Wilhelm IV., welcher für Derlei Gemüth hatte, sowie dem jungen Kaiser Franz Joseph mitgetheilt, indem der bekannte Berichterstatter dies als eine Mahnung darstellte, den dort begrabenen deutschen Vaterlandsvertheidigern die üblichen militärischen Ehren zu verschaffen. Auch in einer militärischen Zeitschrift wurde die Aufmerksamkeit auf jene Stätte geleitet. Die beiden Monarchen gingen auf die Sache ein. Der Dombauwerkmeister Schmitt zu Cöln

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde 1851 mit dem Entwurfe eines Denkmals beauftragt, das die Genehmigung erhielt und ausgeführt wurde, so daß die Einweihung am 13. Juni 1854 stattfinden konnte. Alle Waffengattungen der österreichischen Armee waren dabei vertreten, und alle Chargen: 1 Feldmarschall (v. Mertens), 1 General (v. Schmerling), 4 Stabsoffiziere, 6 Hauptleute, 7 Lieutenants und 25 Mann vom Feldwebel abwärts. Von preußischer Seite waren außer dem General v. Schack mehrere höhere Offiziere, dann ein Bataillon Infanterie, eine Schwadron Geharnischte und eine Fußbatterie mit Geschützen, sowie das Kadettencorps von Bensberg dazu befohlen. Im Auftrage des Königs übergab General v. Schack die Begräbnißstätte und das Denkmal dem Feldmarschall v. Mertens und die Aufsicht dem Kadettencorps zu Bensberg. Dann folgten gehaltvolle Reden, die Einweihung des Denkmals und die Todtenfeier, wobei 9 katholische Geistliche zugegen, dann die üblichen Salven und der Vorbeimarsch als verdiente Ehrenbezeugung für die 60 Jahre hier ruhenden Todten, die das Vaterland gegen die Franzosen vertheidigt hatten.

Die Bewohner der Umgegend hatten sich zahlreich eingefunden. Die Waldstelle war vollgedrängt von Menschen aller Schichten und Stände, die von Theilnahme für die erhebende Feier oder von Schaulust angelockt waren. Sogar die umstehenden Bäume waren von den Landleuten erklettert worden, um Alles besser überschauen zu können. Da begab sich der Zwischenfall, daß nach lautloser Stille des Gottesdienstes die Kanonen alle zu donnern begannen, die davon überraschten Kletterer und Kletterinnen wie reifes Obst im Windstoß herabpurzelten in das Gedränge der unter ihnen Stehenden, ohne jedoch irgend erheblichen Schaden anzurichten, so daß Beiderlei, unten und oben mit etwas Schrecken davon kamen.

Das würdige Denkmal, aus Sandstein gestaltet, bildet ein gothisches Kreuz, 15 Fuß hoch. Von den vier Seitenflächen trägt die westliche, dem Rheine zugekehrte, die Inschrift: „Ruhestätte der österreichischen Krieger 1794“, die östliche: „Errichtet 1854, Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich“ und die beiden anderen Seiten sind mit Wappenschildern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschmückt. Der so geweihte Friedhof wurde mit einem Gehege von Baum- und Gesträuchgruppen umfaßt.

Die deutschen Krieger, von deren Heldenthaten am Rhein noch viele Erzählungen im Volksmunde leben, erhielten so ihr christliches Recht und die militärischen Ehren. Die in Kreuzform gewachsene Kiefer, die heute noch dort stehet, verlor ihre viele Jahre hindurch fortgetragene Gestalt und sieht jetzt im Wuchse aus wie jeder andere Kieferbaum. Sie hatte ihre Aufgabe gelöset.

Lange bevor das Lied „Sie sollen ihn nicht haben ꝛc." von Nicolas Becker erklungen, war in unserm Vaterlande der deutsche Geist erwacht. In den Herzen der Edelsten der Nation regte sich die Sehnsucht nach staatlicher Einheit immer mächtiger. Es war damit wie bei jedem Aufgange der Sonne. Sie steigt stetig, auch hinter verhüllenden Wolken, und die Haarrauchnebel zerstörter Hoffnungen verwehen zu hellerem Lichtglanze. Zuerst strahlen die Spitzen der höchsten Berge, dann verbreitet die Helle sich auch tiefer herab und erfüllt zuletzt die Thäler. So mit jedem großen Gedanken, dessen Verallgemeinerung von der Reife des Volkes, von dessen Bildungsstande abhängig. Der französische Minister Thiers, der die Raubgröße Frankreichs unter Napoleon I. nicht vergessen konnte, begann im J. 1840 gegen Deutschland zu hetzen, und eine Revanche für 1815 aufs Tapet zu bringen. Der französische Dichter Alfred de Musset sang ein Lied davon, daß die französische Armee ihre Rosse bald wieder zu Köln aus dem Rheine tränken würde. Das begeisterte die nach Ruhm lüsternen Franzosen; aber es rüttelte auch den deutschen Michel auf. Becker's Rheinlied war mehr ein Ausdruck damaliger Stimmung, als ein Hebel derselben. An die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. hatten sich deutsche Einheitshoffnungen geknüpft, denen unter Anderen auch Montanus damals Ausdruck gab durch den Vorschlag: den Königstuhl zu Rhense, wo die deutschen Kaiser gewählt worden, aus seinen Trümmern neu zu errichten. Das zündete und rief in Coblenz ein Comite hervor, das den Bau ausführte. Neun Jahre darauf wurde der König von der Reichsversammlung in Frankfurt wirklich zum Kaiser von Deutschland gewählt; jedoch

um mehre Monate zu spät. Dies letzte Geschäft der Reichsversammlung hätte zu seinem Gedeihen das erste sein gemußt. Doch gut Ding will Zeit und Weile haben, und man weiß nicht, wofür es gut war mit dem Aufschub. Der Pilz wächst über Nacht und verwest schon am nächsten Tage. Die deutsche Eiche steht ein Jahrhundert in Sturm und Wetter, eh' sie erwachsen. Heute noch im Vollgenusse der Einheit ist ihr Verständniß noch nicht durch alle Schichten des Volkes gedrungen, und damals waren, wie angedeutet, kaum die Höhen vom Sonnenglanze erhellt. Das Licht verbreitete sich nur allmälig in die Thäler. Herwegh, Freiligrath, Hoffmann, Wilh. v. Waldbrühl u. A. sangen Vaterlandslieder. Letzterer forderte darin Elsaß und Lotharingen zurück und der Tondichter Dr. d'Alquen zu Mülheim brachte Waldbrühls und Montanus Lieder in herrliche Weisen.

Der alte Fuhrmann veranlaßte zu Mülheim am Rhein eine Kundgebung mit einem noch in Erinnerung lebenden Konzerte für den Königstuhl. Die wackere Musikgesellschaft zu Burscheid übernahm das Orchester und die Bürgerschaft von Mülheim schmückte in freudiger Begeisterung den Saal und die Stadt zum Empfange der Gäste. Die Söhne des Bergischen Landes strömten da zusammen. Seit 1815 hatte der vaterländische Geist nicht also gewaltet. Es war eine Vorahnung unserer Sedanfeier, eine hochfreudige. Das Königstuhllied, worin Montanus den Kiffhäuser geweckt und die starke Hoffnung für Verwirklichung von Kaiser und Reich ausgesprochen hatte, von Anton Meier (jetzt Musiklehrer zu Cöln) in schwunghaften Tonsatz gebracht und von Carl Formes, einem damals aufgehenden Lichte, gesungen, gab der allgemeinen Begeisterung Ausdruck, welche sogar den alten Landrath Schnabel, früheren Chef der Geheimpolizei, zu einer feurigen Rede hinriß. Es war ein durchaus gelungenes vaterländisches Fest, das leider lange nur in der Erinnerung fortlebte und sich sobald nicht wiederholte. Das slavische Oesterreich dämpfte, drückte nieder, und die Pietät des Königs für das eigensüchtige Kaiserhaus vermochte den auf ihn gesetzten patriotischen Hoffnungen nicht zu entsprechen. Sogar eine Repräsentativ-Verfassung wurde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Wien mit einem Kriegsfalle bedroht. Der deutsche Geist war offenbar gedrückt, aber er waltete in der Stille fort. Seine Schwingen wuchsen.

1841 entwarf Montanus die Satzungen für den Krieger-Verein, der zu Odenthal und nach der Herstellung von Altenberg im bergischen Dome die Kämpfer von 1813—15 um die Gräber der Helden aus hohenstaufenscher Zeit jährlich am 18. Juni aus der Umgegend versammelte. 1848 hatte der alte Fuhrmann im Einverständnisse des Offiziercorps des Landwehrbataillons Gräfrath auf Königsgeburtstag den 15. October die bergischen Kameraden nach Altenberg eingeladen und in dem Aufrufe gesagt: „wer ein deutsches Herz trage, dürfe sich von der Feier nicht ausschließen." Das Ding war nicht mit seinem persönlichen Namen, sondern nur mit: „Montanus im Auftrage der Landwehr-Offiziere des Bat. Gräfrath" unterschrieben. Der dortige neuangekommene Major, der nichts davon wußte und keinen Montanus im Offiziercorps kannte, wähnte darin eine demokratische Ketzerei und ging dagegen ins Geschirr durch eine Veröffentlichung, worin er die Berechtigung der Einladung in Abrede stellte und den ihm unbekannten Verfasser verdächtigte. Das „deutsche Herz" galt damals für so anstößig bei den schwarzweißen Beamten wie heuer bei den schwarzen Ultramontanen. So ist der Wandel der Tage. Obwohl der Montanus von vielen Kameraden aufgefordert wurde, gegen den Major ins Geschirr zu gehen, that er dies nicht, sondern schrieb ihm ernst und freundlich wie die Sache stand und hatte dadurch, statt Jemanden um seine Stelle zu bringen, einen dankbaren Freund erworben. Diese Weise, die er stets eingeschlagen, glaubt der Alte Jedem empfehlen zu dürfen. Sie ist zwiefach vortheilhaft für dies Leben und für jenes. Der Alte hat es stets so gemacht und sich wohl dabei befunden. Das beabsichtigte Fest aber war durch den mißverständlichen Einspruch vereitelt. Der spätere Aufruf, das 250jährige Gedächtnißjahr der Besitznahme des Landes durch Brandenburg (1859) im Bergischen Dome zu feiern, wurde durch den Lärm der Mobilmachung, und ein fernerer Versuch 1861 durch fanatische Unduldsamkeit vereitelt, die von jeher der grausamste Würgengel aller Erhebung in

deutschen Gauen. Als unser jetziger König Wilhelm im Jahre 1861 die große Heerschau bei Grevenbroich besuchte und es verlautete: er werde auf Schloß Dyck übernachten, sollte er dort mit einem Liede von Montanus begrüßt werden, das Dr. d'Alquen zu Mülheim in 4stimmigen Tonsatz gebracht hatte. Die Gesangvereine des Kreises Grevenbroich hatten das Lied aufs beste eingeübt, aber der Vortrag unterblieb, weil der König nicht nach Schloß Dyck kam, sondern in Benrath verweilte. So verblieb es denn bei der Ueberreichung des Liedes, das seiner Gottlob erfüllten Prophezeihung halber auch heute noch von allgemeinem Interesse sein dürfte. Es lautet:

Willkomm und Gottes Segen
Dem König, unserm Herrn!
Jauchzt froh das Volk entgegen
Ihm, seinem Hoffnungsstern.
Es schallt vom Fels zum Meere,
Es klingt am schönen Rhein
Ein Lied von Lieb und Ehre,
Und Alles stimmet ein.

Gleich wie die deutsche Eiche,
Von Gottes Huld bewahrt,
Ragt Er empor im Reiche
In rechter Väter-Art.
Genug des fremden Tandes,
Wir stehn zu Recht und Pflicht,
Zum Hort des Vaterlandes,
Zu Deutschlands Zuversicht.

Daß Gott Ihn treu **erhalten**
In drohender Gefahr,
Das macht ein gnädig Walten
Ob Ihm uns offenbar:
Die lang in Schmach verschwommen,
Des Reiches Herrlichkeit,
Sie wird uns wiederkommen
Durch Ihn für alle Zeit!

Darum mit Gottvertrauen
Sein Volk um ihn sich schaart,
Aufs Neu das Reich zu bauen
In Zucht und Väter-Art.
Das große Werk uns weihen
Lieb', Treu und deutscher Muth:
Drum läßt es Gott gedeihen
In Seiner Huld und Hut.

Dann werden fromme Mären
Vom alten Friedrich wahr,
In neuen hohen Ehren
Strahlt unser Königspaar.
Wie lang auch darben mußte
Der deutsche Ehrenkranz —
Heil! **Wilhelm** und **Auguste**
Vollenden seinen Glanz!

Eh' wir nach den Erinnerungen an einige gelungene und mißlungene Feste zu den größeren Waltungen von 1848 bis 1849 übergehen, möchten wir unsere Leser nicht länger darüber

im Dunkeln lassen, weshalb Kreislandrath und Bürgermeister dem Montanus so aufsätzig geworden. Der Wolf klagt nicht ohne Grund, daß ihn die Schäfer nicht leiden können, und so war es auch mit den bureaukratischen Herren, denen er ins Gehege kam. Die Bauern, die in irgend einem Rechte verletzt waren oder eine Bittschrift zu machen hatten, gingen um so lieber damit zu dem Montanus, weil er nicht nachließ und gewöhnlich das Verlangte erreichte, ohne daß es den Leuten etwas kostete.

So hatte einmal die Chausseeverwaltung den Straßendamm an der Dhünbrücke zu Schlehbusch so erhöht, daß dem Wilhelm Bodenberg bei Abgang des Schnee's oder sonstiger Fluth das Erdgeschoß seines Hauses vom Wasser durchflossen war. Ein Durchlaß konnte dies verhüten und der Beschädigte war wiederholt darum eingekommen, aber in allen Instanzen abgewiesen worden. Da wandte er sich gegen Herbst an seinen Freund Montanus, und dieser unterbreitete ihm eine Schrift an den König Friedrich Wilhelm IV., worin nach einem Glückwunsche zum morgigen Geburtstage die vergebliche Anstrengung, einen Durchlaß zu erlangen, erzählt und die Bitte ausgesprochen war, Se. Majestät möge der Post aufgeben, allen Gliedern seiner Familie Poststiefeln zu liefern, auf daß sie zur Fluthzeit trockenen Fußes durch die Stube gehen könnten, denn es durchschnitte sein väterliches Herz, Frau und Kinder immerfort husten zu hören ob der nassen Füße ꝛc. Das war Wasser auf die Mühle des gemüthvollen Landesvaters. Einige Wochen darauf kamen die Straßenbeamten mit Meßzeug, und darauf kamen Arbeiter, die den Durchlaß herstellten, so daß dem Uebelstande abgeholfen wurde.

Ein armer Maurer, der die Feldzüge 1813—15 als Unteroffizier mitgefochten hatte, war mit sieben Söhnen gesegnet, wofür damals ein königliches Gnadengeschenk bewilligt wurde. Weil der Herr Bürgermeister den Ludemann nicht leiden konnte, so mußte der M. für den alten Krieger bittschriften, wurde aber auf den Bericht des Bürgermeisters abgewiesen, weil der älteste Sohn vorehelich im J. 1815 zur Welt gekommen, während der Vater, der durch Einberufung verhindert, die Mutter seines

Kindes zu ehelichen, für das Vaterland focht. Darauf erwirkte M. durch den Herrn Generalprocurator die Legitimation des vorehelichen Sohnes und der arme Ludemann erhielt darauf nicht nur die wohlverdiente Prämie, sondern der Bürgermeister mußte überdies den Knaben als legitim in das Civilstandsregister eintragen. Darüber sowie über viele ähnliche Vorkommnisse erbosete der Beamte, daß er pustete wie ein angespießter Dachs und schwur, es dem Anstifter einzutränken. Es war damals aber bei den Bureaukraten wie heuer bei den ultramontanen Geistlichen. Tritt man nur Einem auf die Hühneraugen, so hat man alle zu Gegnern.

Mit dem Landrath Schnabel aber kam es derber. Der hatte als Chef der Geheimpolizei manchen braven deutschen Jüngling in die Hausvogtei geliefert und sich so in die Heimlichkeiten hineingelebt, daß er Alles wie Drachengift scheuete, was ein freieres öffentliches Leben nur anzuregen und vorzubereiten vermochte. Deshalb war er grundsätzlich gegen die Dombau-Vereine, die im Rheinlande eine Vorschule des parlamentarischen Lebens. Während ringsher im Lande überall Dombauvereine seit mehren Jahren thätig waren, entbehrte Mülheim im Anblicke des Domes eine solche Anordnung. Der Landrath ließ die Beiträge wie früher durch Polizeidiener sammeln und sandte sie ein. Quos ego. Im J. 1844 aber traten auf Betreiben des Dr. Hobenschutz zu Millenfort und seines Freundes M. ein Dutzend Dombaufreunde zusammen und brachten einen Verein zu Stande, worüber der Herr Landrath außer sich kam und seinen Bürgermeistern eine Schmähschrift zum Unterzeichnen vorlegte, worin besonders der M. hart mitgenommen und ihm aufs Brod geworfen war, er habe sich vordem nie mit öffentlichen Dingen befaßt. Der ehrliche Bürgermeister Bau von Mülheim erklärte kurzweg: solche Lüge unterschreibe er nicht. Sieben der Herren, von denen der Eine oder Andere aus Unbekanntschaft die Lügen für Wahrheit halten mochte, unterschrieben, und einer davon, P. J. Fritzen zu Odenthal, kam noch nämlichen Abends zum Bezüchtigten, erzählte ihm den Hergang und bat ihn, nicht übel zu nehmen, daß er auf Geheiß des Landrathes so Ungeheuerliches unterschrieben habe. Als andern

Tages die Schmähschrift im Kreisblatte erschienen war, schrieb M. an den Herrn Landrath die Bitte: die 7 Bürgermeister zum Widerrufe anzuhalten, widrigenfalls, wenn es nicht in nächsten 14 Tagen geschehe, er sich seiner Haut wehren müsse. Als die 14 Tage fruchtlos abgelaufen, setzte M. eine fernere Frist von 8 Tagen, und als auch diese verstrichen, ging er los. Er gab in der Kölnischen Zeitung eine Parabel in gereimten Versen. Die 7 Bürgermeister traten darin als die 7 Schwaben auf. „Diese waren mit ihrem Spieße ausgezogen, das Ungethüm am Bodensee zu tödten und sahen dort einen Storch in spanischer Grandezza stolziren, auf den sie losstießen. Da fiel das Thier auseinander in lauter Actenbündeln, die „Heimlichkeiten" überschrieben waren, und am Spieße blieb Nichts haften, als der kopflose — Schnabel." Als er das gelesen, da sprang der eitle Mann stuhlhoch umher im Zorne und lief nach Köln zum Oberprocurator, den ihm wohlbekannten Verfasser zu verklagen. Der Herr O.-Pr., der um die Sache wußte, entgegnete, daß er sich nicht veranlaßt sehe, von Amtswegen einzuschreiten, denn er könne nicht finden, daß der Bezüchtigte das gerechte Maß der Abwehr überschritten habe; wolle der Herr Landrath dennoch sich nicht beruhigen, so möge er als Civilparthei Klage erheben; jedoch rathe er ihm nicht dazu, weil die Freisprechung gewiß sei und die Gerichtsverhandlung den Spott nur vergrößere. Das begriff der Herr Landrath erst schwer. Doch blieb ihm gegen den Spott Nichts, als die Zeit, die Alles vergessen macht. Da benutzte er aber jede Gelegenheit, dem Verhaßten zu schaden und ihn zu verdächtigen, wobei ihm der Bürgermeister mit lügenhaften Polizeiberichten bereitwilligst zur Hand ging.

Gottlob liegt die Zeit der Geheimpolizei und was damit zusammenhängt für immer weit hinter uns. Auch damals unter Friedrich Wilhelm IV. war es nicht mehr gefährlich, was früher so viele Familien in Trauer gestürzt, so viele edle Jünglinge jahrelang in Festungshaft geworfen hatte, die Liebe zum Vaterlande und der Wunsch seiner staatlichen Einheit. Jetzt sind nur die Ultramontanen in die Fußtappen jener Geheimpolizei getreten, jedoch ihre geheimen Verurtheilungen sind hierzulande nicht mehr gefährlich, weil es an der Vollstreckbarkeit mangelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vergleichen wir die Aufregung des Volkes im Jahre 1848 mit der heutigen, so müssen wir die erstere insoweit gerecht finden, als sie die Erlangung der 33 Jahre vorher versprochenen Verfassung und bei den Einsichtigsten auch die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erstrebte, wogegen die heutige Aufregung des katholischen Volkes aber völlig gegenstandlos, etwas Gemachtes und innerlich Unwahres ist. Im J. 1848 erstrebte das Volk wahrhaft Volksfreundliches, sein Heil. 25 Jahre später trat es für das Volksfeindlichste, was nur erdacht werden kann, für die Herrschaft des Klerus in die Schranken. Vollständig übereinstimmend für beide Zeitläufte aber ist, daß wir 1848 nach Erlaß der Verfassung, wie auch heutzutage fast alle einsichtige ehrliche Leute auf Seite der Regierung sahen. Aus dem gebildeten Theile des Volkes waren es wie heutzutage nur wenige Gerngroßlinge, Streber, Idealisten (Flausenköpfe) und durch persönliche Zurücksetzung Verbitterte, die das Volk durch Hetzereien beunruhigten, oder ohne eignes Nachdenken dem Klerus Alles aufs Wort glaubten. Dagegen war 1848—49 die Geistlichkeit, als es darum ging, Volksrechte nieder zu halten, oder auf das geringste Maß zu setzen, vollständig auf Seiten der absoluten Regierungen und zwar ziemlich machtlos, wogegen sie heute, wo es der Regierung drum geht, Volksrechte zu geben und zu stärken, vollständig gegen die Regierung und bei dem uneinsichtigen Volke allmächtig ist. Die damalige Unmacht und die jetzige Allmacht der Geistlichkeit beruht in der Verschiedenheit ihrer Organisation von damals und jetzt und namentlich in der heutigen ultramontanen Presse, die dem Volke als einzige geistige Nahrung aufgedrängt wird, indem ihm alle wahrheitsgetreue Blätter auf den Kanzeln und im Beichtstuhle unter Strafe ewiger Verdammniß verboten werden, wobei das eine Geschlecht zur Beherrschung des andern verwandt wird, so daß an die Stelle der ehedem geschmähten Bureaukratie die schmachvollere Kaplanokratie getreten. 1848 bis 49 begünstigte der Klerus das Lesen der regierungsfreundlichen Blätter; er trat aber nicht so entschieden gegen die demokratische Presse auf wie jetzt gegen die reichsfreundliche. Ziehen wir nach diesen Vergleichen an der Hand der bisherigen Erfahrung von der

Beruhigung jener Aufregung von 1848—49 Schlüsse auf die Gegenwart, so müssen wir die größere Schwierigkeit der Beschwichtigung nicht sachlich, sondern nur in dem Umstande begründet finden, daß heutzutage die verlogene ultramontane Presse und das Wirken ultramontaner Geistlichen auf der Kanzel und im Beichtstuhle besonders auf die Weiber die Hetzerei unterhält, und ein großer Theil des katholischen Volkes keine andere Belehrung, keine Anleitung erhält, die Wahrheit zu finden. Es ist deshalb damit auf eigenes Nachdenken beschränkt, und mit wie großen Buchstaben die Wahrheit auch überall entgegen tritt, so läßt die Gewohnheit, nur dem Klerus zu folgen, selbst diese groben Buchstaben übersehen. Diese zwanzigjährige Gewohnheit, der Geistlichkeit auch in politischen Dingen zu folgen, aber ist daher entstanden, daß das Volk eingesehen hat, daß die damals von ihren Seelsorgern erhaltenen regierungsfreundlichen Belehrungen 1848—49 gerecht und richtig waren. Es bedenkt dabei aber nicht, daß das heute gelehrte Gegentheil unmöglich gerecht und richtig sein könne, eben weil es der schroffeste Gegensatz ist. Zu dieser Ueberzeugung aber wird das Volk doch endlich gelangen, und ist schon auf gutem Wege dazu. Die Lüge von der Religionsfeindlichkeit des Staates, von der Unterdrückung des katholischen Glaubens ist ein gar zu riesenhafter Unsinn, als daß das gläubige Volk, ja selbst der Einfältigste für die Dauer damit hinter dem Lichte gehalten werden könnte; denn es liegt Allen, die keine Knöpfe auf den Augen haben, klar vor, daß der Staat Preußen mehr wie irgend ein anderer Staat die katholische Kirche und ihre Priester immerfort begünstigt hat, was vor mehreren Jahren sogar vom Papste hoch belobend ausgesprochen worden. Selbst die verschrieenen Maigesetze zielen nur dahin, die Religiösität durch Entfernung der Politik zu fördern und die niedere Geistlichkeit gegen wahrhaft barbarische Willkür zu schützen. Auch vermag man kein Beispiel anzuführen, daß katholische Leute in der Ausübung des Gottesdienstes gestört, oder daß ihr Katechismus vom Staate her gefälscht und ein neues Blatt darein geklebt worden, wie es von absolutistischer gegnerischer Seite geschehen. Auch ist das Märchen von der diocletianischen Kirchenverfolgung so riesenhaft plump gelogen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die vom Papste belobten modernen Martyrer entsprechen so wenig den Blutzeugen der ersten drei christlichen Jahrhunderte, daß auch über diesem Schwindel dem Volke die Augen aufgehen müssen, wenn es die Bischöfe und Hetzkapläne nur auf Grund von wirklichen Uebertretungen selbstgeschaffener nothwendiger Gesetze verurtheilt und sie die Verurtheilten viel milder behandelt sieht, als jederlei andere Sträflinge selbst aus höheren Ständen. Das grellste Licht aber wird über dieses Martyrium der Geistlichkeit dort verbreitet, wo ihre Hetzereien die bedauernswürdigen Leute in harte Strafen hineingezogen, daß sie zu monatlichen, ja jahrelangen Gefängnißstrafen verurtheilt wurden und die Unheilstifter selber ihre Hände in Unschuld wuschen, die dummen Leute, die sich ins Unglück hatten schwätzen lassen, hinterher noch auslachten. Und endlich muß doch den Allerdummsten klar werden, daß die Verhöhnung der Gesetze und die Untergrabung der Achtung vor der Obrigkeit, womit viele Geistliche seit Jahren sich aufs angelegentlichste beschäftigen, nicht blos dem Worte Gottes und aller Religion zuwiderläuft, sondern auch die materielle Wohlfahrt in schrecklichster Weise gefährdet. Der in jesuitischer Stallfütterung (Convicte) erzogenen Geistlichen gibt es nur Wenige, die in ihrem Fanatismus selber glauben, was sie dem Volke von diocletianischer Verfolgung vorpredigen. Die Meisten sehen ein, daß es nicht um den Glauben, sondern um die geistliche Herrschaft zu thun ist, und sie werden sich die ihnen vortheilhaften Maigesetze (a nutu amovibiles) schon dankbar gefallen lassen, wenn der Staat nur fest hält. Schon Viele sind gewillt, sich der staatlichen Ordnung zu unterwerfen und täglich mehrt sich die Zahl Derer, die den eigenen Vortheil einsehen. Der Staat selber verschuldet das Mißtrauen, das Viele zurückhält, durch versäumten Schutz staatstreuer Priester, die er der Barbarei der Bischöfe, wie z. B. den edlen Tangermann, überließ. Wie die Elsässer werden auch unsre Geistlichen durch Vorspiegelung eines baldigen Wandels in Beunruhigung erhalten. Der alte Fuhrmann könnte davon ein Stücklein aus eigner Erfahrung erzählen, wie viele Geistlichen gegen ihre bessere Ueberzeugung handeln, wo ihr Herrschwesen aufs Tapet kommt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt vor 15 Jahren verfocht er allein auf eigne Faust, was jetzt Zehntausende Altkatholiken vertreten, und was er damals in Blättern und Broschüren von der weltlichen Macht des Papstes und vom deutschen Reiche gesagt hat, ist haarklein eingetroffen. Damals donnerte es auf vielen Nachbarkanzeln gegen ihn, als sei er der leibhaftige Antichrist und nicht blos Kanzel und Beichtstühle, sondern auch der tägliche Umgang wurde benutzt, ihn dem Volke zu verdächtigen und verhaßt zu machen. Als einst ein für sehr liberal geltender Pastor ihn in einer Familie anzuschwärzen versucht hatte, widersprach eine alte würdige Dame, indem sie sagte: dem Geschmähten geschehe Unrecht; sie kenne ihn von Jugend auf und sei überzeugt, daß er es gut und redlich meine, daß er nur in edelsten Absichten zum wahren Wohle des Volkes in den Kampf eingetreten sei und nur Liebe zur Wahrheit, keine Gehässigkeit gegen den Klerus ihn leite. Darauf aber entgegnete der Pastor: „Daß der Mann Recht hat, wissen wir Alle, aber wir dürfen es nicht zugeben, sonst sind wir verloren." Dies geschah im J. 1861 und wie der Pastor damals von dem alten Fuhrmann sprach, so denken ihrer Viele oder gar Alle gegenwärtig von der Staatsregierung. Die Sache ist dieselbe geblieben, nur andere Namen und Farben. Uebrigens nicht die Geistlichen wären verloren, wenn sie ihrer besseren Ueberzeugung folgen wollten, sondern nur ihre politische Herrschaft. Sie, die Herren selber, würden persönlich nur durch die Wahrheit gewinnen. Wir würden sie auf den Händen tragen und ihr Gewissen würde sie noch höher belohnen. Es würde besser für sie sein, von den Besten und Einsichtigsten geachtet zu sein, als von Denen gefolgt, die heute „hoch" und morgen „kreuzige" schreien.

Im Jahre 1848—49 suchte die katholische Geistlichkeit ihren Einfluß dadurch zu fördern, daß sie nicht wie heutzutage gegen die Regierung, sondern mit ihr ging. Wie heute aber ging ihre Absicht auch damals gegen die wahren Interessen des Volkes und es war nur bloßer Zufall, es lag nur in den Ausschreitungen der sogenannten Democraten, daß der Klerus damals die volksbelehrenden Schriften des Montanus belobte und sogar verbreiten half.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die anfängliche Freisinnigkeit des neugewählten, später ins Gegentheil und zu den Jesuiten umgeschlagenen Papstes Pius IX. hatte die romanischen Völker zur Abwerfung des Willkürregiments entflammt. Frankreich, das schon einige Uebung hatte in solchen Umwälzungen, ging den italienischen Staaten mit der Verjagung der Regenten voran. Alle absolute Staaten, auch Deutschland, wurden von der Bewegung ergriffen. Die Regierungen waren verblüfft. Im Volke drohte Herrenlosigkeit und Niemand wußte, wer Koch oder Kellner war. In Preußen war es das weiche Gemüth des edelsten der Könige, was den Sieg der Volksherrschaft nach kurzem Kampfe ermöglichte. Da war es wie heutzutage die Aufgabe aller einsichtigen vaterlandstreuen Männer, das Volk über seine wahren Interessen, über den Bereich der Möglichkeit in Erlangung der Volksrechte aufzuklären, und dies geschah durch Wort und Schrift von Vielen. Noch im März 1848, wenige Tage nach der Zurückziehung der Truppen, schrieb der alte Fuhrmann einen politischen Katechismus „die deutsche Kokarde", welche wohl die damals meistverbreitete Belehrungsschrift war und von Geistlichen und Weltlichen im Volke verbreitet wurde. Außer dem gestatteten Nachdruck, der besonders in den österreichischen Staaten verbreitet war, erschienen zu Köln in wenigen Wochen 14 starke Auflagen von diesem Schriftchen, das in mehr als 100,000 Exemplaren durch ganz Deutschland flog und, wie so viele Dankbriefe edelster Menschen versicherten, den Zweck der Belehrung und der Beruhigung vielfach erreichte. Was Prof. E. M. Arndt, dem eins der Büchlein späterer Auflage zugesandt worden, am 19. April 1848 an den Verfasser aus Bonn geschrieben, dürfte auch heute noch von allgemeinem Interesse sein: „Ich danke Ihnen, mein theurer Freund und Blutsfreund in Gesinnung, für Ihre freundliche Zuschrift und Gabe. Ich hatte Ihr liebes Büchlein schon mit Freuden gelesen, als Ihr Geschenk ankam. Es ist ein schlichtes braves frommes Büchlein, das volksbegreiflich ist und nirgends zum Schulmeisterthum herabsinkt. Es wird ihm ja durch Gott der Segen nicht fehlen. Sonderbar! Vor drei Tagen habe ich für einen ähnlichen Zweck eine Zuschrift unter dem Titel „Das verjüngte Deutsch-

land" einem Verleger übergeben. Es wird wohl in 10 bis 14 Tagen erscheinen und gedruckt etwa drei Bogen machen. Es ist die Zeit, wo verständige Männer zusammenhalten und gegen viele Narren und einzelne Buben, die das arme Volk belügen und bethören, in den Riß treten müssen. Wir wollen hoffen, daß deutscher Verstand und deutsche Gewissenhaftigkeit über Wahnsinn und Verruchtheit den endlichen Sieg behalten. Mit Gruß und Handschlag Ihr E. M. Arndt."

Der letzte Satz des Arndt'schen Briefes bleibt auch auf heutige Zeit anwendbar, wo es an verständigen Männern und auch an Narren und Buben nicht fehlt. Fast jede Woche schrieb Montanus damals eine Flugschrift, die durch Freunde des Vaterlandes verbreitet wurde. Auch eine „Geschichte des deutschen Volkes", ein „Kaiserbüchlein", einen „Schelmenspiegel", „Schimpf und Ernst", meist Büchlein von einem oder zwei Bogen, die unter das Volk flogen und gerne gelesen wurden — alle zu gleichem Zwecke der Belehrung und Ermahnung zur Gesetzachtung. E. M. Arndt schrieb darüber aus Frankfurt am 24. Juni an den Verfasser: „Sie thun, lieber Freund, wirklich gute Werke, und in diesem Gefühle danke ich Ihnen für alles Gesandte. Es sind leider Schwerenöther genug, die zersplittern und zerreißen wollen; den wahren Freunden des Vaterlandes gebührt es, zu einigen und zu versöhnen. Möge uns diese schwere Arbeit hier gelingen, möge sie Ihnen in Ihren schönen Thälern gelingen! Amen! Ihr E. M. Arndt."

Auch ein noch älterer Fuhrmann, Herr Friedrich Harkort, bei dem der ihm dankbare Montanus in der Lehre gewesen, schrieb damals die vortrefflichen Bürgerbriefe und viele Artikel in Tagesblättern. Er wußte wie noch heute den rechten Volkston zu treffen und er hat damals für Gesetz und Ordnung mehr gewirkt, als nur ein Beamte des Staates. Doch kam es an mehreren Stellen auch hier im Rheinlande zu Ausschreitungen der sogenannten Democraten, der rothen vaterlandslosen Parthei, die jetzt mit den schwarzen Ultramontanen zum Umsturze der staatlichen Ordnung im Bunde, damals von ihnen bekämpft ihre Social-Republik zurecht machen wollte, wovon sie 1871 in Paris und später in Spanien eine Probe geliefert. Im Mai

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1849 machten sie ihre Sach' in Iserlohn und Elberfeld, bauten dort Barrikaden und thaten wie große Helden, zeigten aber mehr Haare im Antlitze als auf den Zähnen. Nirgend kamen sie aber schlechter zu Paß, als in den braven Gemeinden von Radevormwald und Hückeswagen, wo damals der Montanus wohnte. Im ganzen Kreise Lennep waltete deutscher Geist und deutsche Treue. Schon die democratischen Volksredner, die gegen den König lästerten, liefen dort in die rechte Schmiede. Mehre ließ man ausreden, zwang sie darauf aber, Alles zu widerrufen und vor dem Bilde des Königs Abbitte zu thun. Niemand von ihnen wurde mißhandelt, jedoch schor man ihnen den Kopf mit Einschluß des Bartes an einer Seite, so daß ein solcher Volksredner an der einen Seite aussah wie ein Democrat und an der andern wie ein gewöhnlicher Christenmensch oder wie ein halbgepflückter Kramtsvogel. So hatten die königstreuen Bauern, ohne ihre Gegner zu verletzen oder ihnen körperlichen Schmerz zu verursachen, diese auf längere Zeit unschädlich gemacht, denn der auf der rechten Hälfte des Kopfes vom Scheitel bis zum Kinne Geschorene mußte, um sich der Verspottung zu entziehen, auch die andere Hälfte scheeren lassen und dann, bis das Haar wieder gewachsen, das Haus hüten. Ein anderes Stücklein, das bei den Wanderversammlungen der Ultramontanen mit Erfolg hätte angewandt werden können, wurde damals von dem Landrath Lüttgenau erfunden, der zwar kein besoldeter Beamte, aber ein wirklicher Landrath war, da er als Rathgeber der Bauern bei Theilungen und Versteigerungen von Ländereien gute Dienste that und davon den Spitznamen „Landrath", mit dem er noch jetzt allgemein genannt ist, in ehrenvollster Weise erwarb. Dieser volksbeliebte Mann veranlaßte bei vorkommenden Gelegenheiten ein paar kräftige Burschen, eine umgekehrte große Tonne unbemerkt von hinten dem Redner mitten im Redeflusse über den Kopf zu stülpen, so daß er plötzlich verschwand und im Dunkel zwischen engen hölzernen Wänden vergeblich sich zu befreien suchte; denn wollte er sich bücken, um den untern Rand der Tonne zu fassen, so verlor er Luft und Licht. Er mußte aufrecht fortschreiten, wohin die Tonne geführt wurde. In der

Regel führte man sie auf die Straße und stieß dort das Gefäß um, worauf der Insasse hervorkroch und ohne ein Wort auf Nimmerwiederkommen sich aus dem Staube machte. Auch dabei war der Democrat vor jeder Verletzung gesichert.

In der Schlacht bei Remlingrade aber gings nicht so zart zu gegen die Democraten. Denn als diese auf den Barikaden zu Elberfeld ausgespielt hatten und am 17. Mai 1849 einige Hundert Mann stark durchs Gebirge in die damals im Aufruhre befindliche Pfalz marschiren wollten, da traten alle Städtchen und Dörfer des Kreises Lennep zur Wehre, das Barrikadengesindel zu entwaffnen, und der alte Dürholt zu Remlingrade, in dessen Nähe die bewaffneten Social-Republikaner gelagert hatten, sprach zu den Bauern: „Die Schelmen sagen, der König habe keine Soldaten mehr; drum zeigt ihnen, daß er noch brave Bauern hat!“ Etwa 100 Remlingrader, kaum 25 mit Schießgewehren, die übrigen mit Aexten und Heugabeln, die nie versagten, bewaffnet, stürmten in Gottes und des Königs Namen mit Hurrah zum Angriff. Da flogen die Kugeln dem alten Dürholt so dicht wie Hagel um seine Silberlocken. Die bergischen Bauern achteten die blauen Bohnen so wenig wie die Maikäfer, die ihnen am Kopfe vorbeischnurrten, und wie sie so unerschrocken voran drangen, da nahmen die Volkshelden Reißaus und Viele warfen die Waffen fort, die ihnen beim Laufen nur hinderlich waren. Dürholt, der alte Bauer, hatte seine Schützen geheißen, nur auf die Füße der Feinde zu schießen, und darum wurden nur einige Stiefel und Beinkleider verwundet. Es war das Kunststück eines Schnepfenjägers, solche schnelle Heldenfüße zu treffen. Nur Einer erhielt einen Schuß durch die Wade. Von den Bauern war Keiner verwundet, nur ein Pfeifenstummel und ein paar Mützen wurden ihnen vom Kopfe geschossen. Sie machten aber 37 Gefangene, die Alle das Lied „Ich bin der beste Bruder auch nicht“ zu singen verstanden, und erbeuteten 2 Fahnen, 150 Gewehre und eine große Menge Patronen. So war der Ausgang der großen Schlacht bei Remlingrade nicht durch vergossenes Blut, sondern durch die Königstreue der Bergischen Bauern merkwürdig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der alte Fuhrmann, der auch mit der Bürgerwehr seines Wohnortes ausgerückt war, kam nach erfochtenem Siege auf dem Schlachtfelde an, und hat damals die Remlingrader Schlacht beschrieben in einem Büchlein, das in wenigen Wochen 12 Auflagen erhielt. Die letztere mit saubern Holzschnitten wurde durch General von Willisen auch unter die Armee vertheilt und hat viele treue Herzen erbaut. Die Rothen waren ihm darüber so auffätzig wie heuer die Schwarzen. Beiderlei scheuen die Wahrheit wie die alten Fuhrleute den Schnee in den Stiefeln.

Um Ostern 1849 brachte die Kaiserwahl zu Frankfurt und die Nicht-Annahme des Gewählten alle Partheien in Bewegung. Die Ultramontanen und die Partikularisten oder Kleinstaatler waren höchst unzufrieden mit der Wahl. Da weinten Münsterländer heiße Thränen vor Trauer darüber, daß ein Protestant zum Kaiser gewählt worden, obgleich Deutschland damals wie heute $^2/_3$ Protestanten und blos $^1/_3$ Katholiken zählte, übrigens diese Sache gar nichts mit dem Bekenntnisse, mit dem Glauben zu thun hatte. In der Unzufriedenheit war aber ein Fingerzeig gegeben, daß es den Ultramontanen, die wie auch die anderen willenlosen Marionetten von fremden Drähten (von Rom) bewegt werden, wie auch heutzutage nicht um den Glauben, sondern um die Politik zu thun war.

Alle Vaterlandsfreunde, die sich über den Ausfall der Wahl in kurzer Kirschenfreude gefreut hatten, waren unzufrieden darüber, daß König Friedrich Wilhelm IV. die Wahl nicht angenommen hatte. Die sahen mit tiefem Schmerze alle ihre Hoffnungen auf die Einheitsgestaltung des Vaterlandes vereitelt. Die Socialdemocraten, die Rothen aber, denen wie heutzutage am Vaterlande Nichts und nur an ihren wälschen Republiksschrullen Alles gelegen, machten sich die Unzufriedenheit der beiden anderen großen Partheien zu Nutzen und brachen zu offenem Aufruhr los, was in mehren Städten den Bau von stattlichen Barrikaden zur Folge hatte. Auch außer diesen „ewig Blinden", denen es nur um greifbare Dinge zu thun war, sah man, wie auch die andern Partheien noch so wenig reif für die Gestaltung eines nationalen einheitlichen Deutsch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lands, wofür Vielen auch heutzutage noch gänzlich die Einsicht ihres eigenen Heiles fehlt. Wer dies wohl erwägt, muß es Gottes Güte danken, daß unser König die Wahl nicht angenommen hat. Seitdem ist Manches geklärt und noch die Einsicht seines wahren Heiles nicht allgemein ins Volk gedrungen. So Großes will Zeit und Weile haben. Der Pilz schießt über Nacht empor und zerfällt schon am folgenden Tage. Die Eiche wächst Menschenalter hindurch und trotzet den Stürmen von Jahrhunderten, die ihre Wurzeln nur befestigen. Nur wahre allgemeine Volksbildung kann zum rechten Ziele, zum wahren Heile führen, und darum ist diese den Schwarzen sowohl als den Rothen, welche Beiderlei nur Sonderzwecke, nicht das Gemeinwohl im Auge haben, verhaßt, wie vor ein paar Jahren noch ein Führer der Rothen sehr bezeichnend seinen Anhängern sagte: „Rinderbraten sei besser als Bildung". Besonders die Fabrikstädte waren im J. 1849 durch die Socialisten bedroht. Durch ihre Flausen von Theilung wollten sie nur erwerben. Wer etwas zu verlieren hatte, und wenn es auch nur die Ehrlichkeit war, der sträubte sich.

Damals wirkten die Jünglings- und Gesellen-Vereine, die leider nachmals in einem blos confessionellen Charakter fremden Mächten dienten, gar wohlthätig. Jede müßige Stunde wurde von den Burschen verwandt, um etwas Nützliches zu lernen. Nach dem Feierabend auf der Fabrik und den ganzen Sonntag Nachmittag hindurch versammelten sich die Burschen von 15- bis 30jährigem Alter zu bildenden Vorträgen und zur Unterhaltung durch Gesang und dramatische Aufführungen. Der alte Fuhrmann, der 20 Jahre vorher in einem ähnlichen, von seinem Bruder Wilhelm von Waldbrühl gestifteten Bildungsvereine unter den Dorfburschen seines Heimathsortes mitgewirkt hatte, saß auch hier wieder mitten dazwischen mit Unterricht in Schulfächern, mit einschlägigen Aufsätzen und Gedichten zu Vorträgen, und mit Einübung von dramatischen Stücken, die besonders beliebt waren. Dies Bestreben hatte zwiefachen Vortheil, denn die jungen Leute lernten Nützliches und zum Anderen waren sie im gefährlichsten Alter und in gefährlichster Zeit von den socialistischen Versammlungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Tollheiten abgehalten, so daß sich eine sittliche und handgreifliche Macht gegen beabsichtigte Ausschreitungen gestaltete.

Nachdem die geeigneten dramatischen Stücke von Theodor Körner, Roderich Benedix und ähnlichen Meistern verbraucht waren und das Verlangen zu Neuem mit vorhandenen Schriftwerken schwer zu befriedigen war, gab der alte Fuhrmann sich auch darin an's Schaffen und schrieb erst kleinere und dann bei Fortbildung der Auftretenden auch größere Theaterstücke, die der Zahl und der Eigenthümlichkeit der Mitwirkenden angepaßt durch Oertlichkeit und nächste Begebnisse größeren Reiz erhielten. So wurde manches spaßhafte oder sonst merkwürdige Stücklein, das sich in der Nachbarschaft begeben, auf die Bühne gebracht. Die „Schlacht bei Remlingrade" mit ihren Helden, das „Maifest", „Hoch Bergerland", „die Bürgerwehr", „der Kurfürst zu Hückeswagen", „Speck und Erbsen" u. s. w., worin Sittengemälde aus der Vorzeit der Heimath, meist gegen die socialistischen Tollheiten gewandt und Sittlichkeit und Bildung und vor Allem die Vaterlandsliebe angeregt. Die Aufführung einiger dieser Sittengemälde nahm eine Dauer von 4 bis 5 Stunden ein, ohne zu ermüden. Die Rollen waren in den Charakter und die Fähigkeiten der vorhandenen Kräfte geschrieben und dies gab der Darstellung eine Wahrheit und einen Erfolg, der selbst Kenner überraschte. Die öffentlichen Aufführungen wurden immer zahlreicher besucht, so daß auch die größten Räume zu klein wurden. Sämmtliche Spieler gehörten dem Fabrikarbeiterstande an, und da bewies sich recht, daß unser Herrgott die Begabung nicht nach Gut und Geld und vornehmer Herkunft vertheilt habe. Viele der Jünglinge wurden sittlich und geistig erhoben; ein edles Bildungsstreben war unter ihnen verbreitet, das Vielen eine erhöhete Lebensstellung verschaffte. So hatte die vielverleumdete Zeit von 1848—49, der wir so manches Gute und Große verdanken, hier im Kleinen erhebliche Vortheile erwirkt. Es fehlte leider auch nicht an Gegnern unter den Arbeitgebern, deren Neid rege wurde über den Erfolg jenes Bildungsstrebens, das sie in Schatten stellte. Jedoch ein edler Freund des alten Fuhrmanns, Herr Julius Johanny, damals der größte Fabrikant und einflußreichste Mann der Stadt, ward

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Mäcen und wirksame Schutzherr dieser Bestrebungen, die große Freude und Vortheile geschaffen. Der Verfasser dieser dramatischen Stücke gab damals zu gleichem Bildungszwecke eine Reihe von Druckschriften heraus, worunter das komische Epos: „die Socialrepublik", das „Arbeiterbüchlein", der „Zank um des Kaisers Bart", der „neue Eulenspiegel" und „Bürger und Bauern in den letzten 6 Jahren des vorigen Jahrhunderts", wovon die letztern beiden sowie das „Buch vom Altenberge" mehrere spätere Auflagen erhielten.

Im Jahre 1849 erlebten wir eine politische Umwälzung (Revolution) mit allen Schrecken der Barrikaden und der großen Schlacht von Remlingrade, worin der alte Dürholt mit seinen treuen bergischen Bauern den glänzendsten Sieg über die Barrikadenhelden davon trug. Drei Jahre darauf aber durchlebten wir in nämlicher Gemeinde, worin das Schlachtfeld von Remlingrade liegt, einen Religionskrieg (Reformation) mit allen seinen Schrecken, wobei es eben so blutig herging. Es dürfte gerade in unserer Zeit des großen deutschen Kirchenstreites nützlich sein, dies Begebniß vorzuführen und daran zu zeigen, wohin die Entfesselung des wüstesten Scheusals Fanatismus selbst in einer der bravsten gebildetsten ländlichen Gemeinden die frömmsten friedlichsten Menschen zu führen vermag; um so nützlicher dürfte diese Darstellung sein, weil der Erzähler, der mit offenen Augen und theilnehmendem Herzen mitten dazwischen gestanden, der Sache fremd, von keiner Parteilichkeit irre geleitet war und so mit dem besten Willen mithin auch die Fähigkeit hat, nur Wahrheit vorzubringen.

Zu jener Zeit amtete zu Radevormwald ein lutherischer Pastor, Carl Haver mit Namen, der neben großen Gaben des Geistes auch ein christliches menschenfreundliches Herz trug, das jene völlig übermeisterte. Er war überdies ein Musterbild männlicher Schönheit und ein Meister der Rede. Die Worte flossen wie Perlen von seinem Munde und waren um so eindringlicher, weil sich sein ganzes Wesen von reinster Menschenliebe, Wahrheitstreue und Gottgemeinschaft durchdrungen bewies. Diese Lippen hatten nie eine Lüge, nie eine Lieblosigkeit oder ein zweideutiges Wort beschmutzt. Es war der einzig

gebildete Mann in seiner Gemeinde, die nur für religiöse Dinge Verständniß hatte und mit größter Liebe ihm anhing. Mit seinen nächsten Amtsbrüdern hatte er keinen Umgang und war in Folge der Schlacht bei Remlingrade noch besonders mit ihnen in Unfreundschaft gekommen, da er sich den Namen eines Democraten zugezogen hatte. Einer der Barrikadenhelden nämlich von einer Kugel durch ein Bein getroffen lag verblutend, ohne daß auch nur Jemand sich seiner angenommen hätte, denn die feindselige Gesinnung gegen die Friedensstörer überwog alles Mitleiden. Da zeigte sich Pastor Haver als der einzige barmherzige Samariter, der im Feinde nur den Hülfsbedürftigen sah und Menschenpflicht an ihm übte. Er verschaffte ihm ein Obdach und Pflege, bis er geheilt war und zog sich dadurch politische Verdächtigungen von seinen Neidern zu. Dies beschränkte seinen Umgang noch mehr auf seine Gemeinde, die der äußeren Form nach in der evangelischen Landeskirche stand, in Wirklichkeit aber lutherisch geblieben. Es entwickelte sich immer mehr der leidige Gedanke, sich von der Landeskirche zu trennen und eine altlutherische Gemeinde zu bilden. Der größte Theil der aus Ackersleuten bestehenden Gemeinde gab diesem Plane seine freudige Zustimmung, und so trat denn die Mehrzahl der Familien aus der Landeskirche zur Bildung einer besondern altlutherischen Gemeinde.

Als dieser Plan verlautete, da wurden die Altlutheraner nicht nur von den Landeskirchlichen auf alle Weise verlacht und verspottet, sondern auch mit Unbilden verfolgt, und dies spornte den treuen zähen bergischen Charakter noch mehr an, das für löblich erachtete Werk auszuführen. Denn was der Bergische einmal gepackt hat, das hält er auch fest, und desto fester, je mehr Widerstand er findet. Obwohl der Pastor Haver seinen Getreuen aufgegeben hatte, sich in kein Religionsgezänk einzulassen, so gab es doch in Wirthshäusern, wo die gegnerischen Parteien zusammen kamen, Gespött und Widerrede, und von Worten kam es nicht selten zu Schlägen. Das Merkwürdige dabei war, daß die Katholischen, die im Glauben den Lutheranern viel näher stehen, stets mit den Reformirten hielten, wie dies auch früher so oft, auch bei der lutherischen Kirche zu Hückes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wagen geschehen. So begegneten sich dazumal die äußersten in ihren Grundlagen entgegengesetzten Parteien, wie heutzutage die Ultramontanen und Socialisten gegen die Nationalliberalen zusammenhalten. Die drei Formen des Abendmahlglaubens „es ist, es wird und es bedeutet" bildeten das Hauptgezänk, und weil man es nicht dahin brachte, den Gegner zu überzeugen, so suchte man ihm wehe zu thun, was doch ein ganz sonderbares Christenthum ist, wie auch heutzutage unter den Katholiken. In der Sittenlehre, die jeden Nachbar angeht, stimmten Alle überein, nur in Glaubenssachen, in denen es Gott allein angeht, was man davon hält, war Streit, und das war ein Streit um des Kaisers Bart.

Um der gesetzlichen Vorschrift zur Bildung der neuen Gemeinde zu genügen, mußten die Jünger Haver's ihren Austritt aus der Landeskirche vor Notar und Zeugen erklären, und da hatte der alte Fuhrmann manchen Act zu schreiben, worin die Unterschriften vielfach mehr Papier erforderten, als das, was sonst darin stand. Es kamen einmal über 600 und da dauerte das Unterschreiben von Mittag bis nach Mitternacht. Es war ein schlimmer Brauch in dortiger Gegend, daß alle Rechtsgeschäfte erst gegen Abend begonnen und sogar Versteigerungen in die Nacht hinein gehalten wurden. Da galt es bei den Austrittserklärungen, die Schriften auf der Heimkehr durch Nacht und Wald zu sichern, was dem immerfort alleingehenden Urkundner aber dadurch gelang, daß er schon zwischen den Gärten der Stadt den Weg verließ und durch Wies' und Wald ohne Weg und Pfad von dannen schritt, wobei mehrmals ein ganz Unbetheiligter von den Auflaurern statt seiner überfallen wurde.

Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther schrieb der Alte damals außer eindringlichen Ermahnungen in den Localblättern ein Büchlein: „Der Religionskrieg zu Radevormwald" (Hückeswagen 1852 bei Bode, 64 S.), was Viele, die es lasen, zur Vernunft und zum Frieden gebracht haben mag. —

Mit einer freudigen Opferwilligkeit, die wohl selten ihres Gleichen gefunden, hatten die Altlutheraner Pfarrgut, Renten und Kirche verschafft, in kürzerer Zeit als sonst wohl der Plan auf dem Papier feststeht, eine stattliche neue Kirche gebaut. Als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese aber vor dem Orte fertig stand und die Kramladen und Wirthshäuser ihre gewohnten Kunden verloren, da schürte der Eigennutz den Fanatismus zur Gluth. Da blieb es nicht bei Wortgezänk und Schlägereien. Die äußerste Bosheit mischte sich in das angeblich religiöse Treiben. Hecken, Bäume und anderes Eigenthum wurden verdorben, Unkraut in die Gärten gesäet und einem Kaufmann unter Anderem mit nächtlichem Einsteigen in dem Keller alle Hahnen der Fässer geöffnet, so daß Wein und Bier, Oel, Thran und Essig untereinanderflossen, um Alles gründlich zu verderben. Die Chirurgen und die Gerichtsvollzieher lernten Ortschaften kennen, die sie ehedem in friedlicher Zeit nie besucht hatten, und an den Gerichten waren nicht Hände und Federn genug, alle die Strafurtheile zu schreiben. Solche Tollheiten vermag der Haß zu stiften, wenn er sich unter religiösem Deckmantel verbirgt. Um das, was einen gar Nichts angeht, um den Glauben Anderer, verliert er sich zu den gröbsten Teufeleien, die zuletzt mit Ermordung des Pastors Haver endeten.

Wenn man im Winter 1850—51 die landeskirchlichen Lutheraner in Radevormwald über ihren Pastor Haver sprechen hörte, so sollte man wähnen, der Geschmähete hätte den Tod tausendmal verdient, wenn er aus der Welt geschafft werde. Und dies Gerede geschah von Leuten, die dem Pastor ehedem so anhänglich gewesen, ihn so hoch verehrt hatten, wie dies ehedem bei dem Herrn Tangermann zu Neuß der Fall war, der vom katholischen Volke, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen getragen und gleich einem halben Heiligen verehrt wurde, nachdem er sich aber zum Altkatholicismus bekannt und sich gegen die päpstliche Unfehlbarkeit erklärt hatte, von allen Quiseln und Betbrüdern und dem ganzen souverainen Janhagel so geschmäht und verlästert wurde, daß in den Augen dieser Sorte auch kein gutes Haar an ihm blieb, so daß er sich in den Straßen von Neuß nicht ohne verhöhnt und verspottet zu werden, ja nicht ohne wirkliche Lebensgefahr mehr zeigen durfte. Und doch war er derselbe gottesfürchtige liebreiche und ehrenwerthe sittlich fleckenloseste Geistliche geblieben, der den Schritt, weshalb er geschmäht und gehaßt wurde, nur aus tiefster Ueberzeugungs-

treue gethan hatte. In ähnlicher Weise ist dies auch bei der diocletianischen Verfolgung des Christenthums so vielen Märtyrern geschehen, nicht bei der von Herrn Conrad Martin gefabelten diocletianischen Christenverfolgung, sondern bei der wirklichen unter dem römischen Kaiser Diocletian am 24. Februar des Jahres 303 nach Christi Geburt begonnenen wirklichen Verfolgung der Christen, die von dem heidnischen Pöbel eines Palastbrandes bezüchtigt wurden, den dieser Pöbel nur angezündet hatte, die von ihrem heidnischen Glauben abtrünnigen Christen zu verdächtigen. Da wurde den glaubenstreuen Christen alles nur Erdenkliche von Schmach und Schaden angethan. Der Pontifex maximus zu Rom erhob seine verdammende Stimme gegen sie, seine Oberpriester und Unterpriester trugen diese Verdammung ins Land hinein durch alle Gemeinden, wie man heuer gegen Freimaurer und Altkatholiken hetzen hört, und gerade die liebevollsten, die besten Menschen, christliche Priester und Nichtpriester wurden von fanatischen Heiden-Rotten mißhandelt, gesteinigt, wie jüngst dem Pfarrer Michelis zu Lippstadt, oder erstochen, wie dem Sohne des Geometers Jasper vor wenigen Tagen dort geschehen. Solches fanatisches Heidenthum, wie unter Kaiser Diocletian gewaltet hat, ist auch heutzutage noch nicht vom Christenthume ausgerottet worden, und belastet noch fort und fort die Rockschöße der neuheidnischen Eiferer. Zu Diocletians Zeit war die Regierung auch noch heidnisch und darum durfte der Pöbel offen auftreten bei der Mißhandlung der armen Christen. Heutzutage aber haben wir eine christliche Staatsleitung, die jeden Bürger, welchen Bekenntnisses er auch sei, sogar ihre gegen die Gesetze frevelnden ausgesprochenen Feinde in Schutz nimmt. Drum durften die Feinde des Haver und der Altlutheraner wie jetzt die fanatisirten Feinde der Altkatholiken nicht offen mit ihren Mord- und Mißhandlungsgelüsten hervortreten, sondern mußten sich in Nacht und Nebel und Büschen und Bergen damit verstecken und verhüllen. Wäre dies Hinderniß der Auslassung heidnischen Fanatismus im wahrhaft christlichen Staate nicht vorhanden, dann würden alle Altkatholiken, alle die als Freimaurer bezeichnet werden, alle die sich nur eine selbstständige ehrliche Meinung erlauben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heutzutage nicht besser gestellt sein, als die Christen unter Kaiser Diocletian dran waren. Dafür liegen nicht nur Anzeichen, sondern auch Beispiele genug vor, und Herr Haver wurde zum Opfer dieser frommen Mordsucht. Zweimal hatten Leute aus dortiger Gegend, frühere Gemeindegenossen des Pastors, versucht, ihn durch den Tod des Ertränkens aus der Welt zu schaffen, wie er zwei Tage vor seinem Heimgange dem Berichterstatter selber erzählt hat. Als er statt sich zu wehren, laut zu beten begann, nahmen die Mörder Reißaus. Drum mußte ein fremder roher Mensch gedungen werden, ihn zu tödten. Man hat zwar beschönigend gesagt, dies sei wegen eines Mieth- und Pachtverhältnisses geschehen, jedoch war es Pastor Haver, der dem altlutherischen Kirchenvorstande entgegen auf Fortdauer des Pachtverhältnisses bestand. Als ein Mitglied des Vorstandes seine Verwunderung darüber aussprach, daß der Pastor für seinen gefährlichsten Hasser das Wort nahm, entgegnete er: „als Christ soll ich meinen Feinden Wohlthaten erzeigen.“ Nicht im Hasse wegen des Pachtverhältnisses, sondern aus blinder Wuth in Folge allgemeiner Hetzerei wurde der Mörder gedungen, der dem Pastor auflauerte, bis derselbe zu einem Kindtauffeste nach entlegener Hofstelle gehen wollte.

Es war am 21. Januar 1851. Es regnete und schneite durcheinander, als der Pastor unter aufgespanntem Regenschirme den Waldpfad hinaufschritt, der auf die Höhe der von Rade vorm Wald nach Welleringrade gebauten Straße führt. Etwa 200 Schritt noch von der Straße hörte der Pastor Schritte hinter sich, schaute um und gewahrte einen Mann, der eine Jagdtasche trug, hinter ihm herkommen. Er blieb stehen und lud ihn ein, vom Schutze des Regenschirmes mit zu genießen. Doch da dies freundliche Anerbieten zurückgewiesen wurde, schritt er weiter. Da eilte der Mörder bis dicht hinter ihn, zog ein Pistol aus der Jagdtasche und schoß den Pastor durch den Rücken, so daß er sofort todt hinstürzte. Der Mörder hatte zuvor mit dem Pastor nie verkehrt, die freundliche Einladung, unter sein Regenschirm zu kommen, waren die einzigen Worte, die er von dem Verhaßten je gehört hatte. Die fanatische Hetzerei des Geredes hatte den thierisch rohen Burschen so zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bereitet, daß er sich für geringen Lohn zu dem Morde dingen ließ. Andern Morgens wurde die Leiche gefunden, der Mörder bald darauf ermittelt, eingebracht und von dem Geschwornengerichte zu Elberfeld zu 20jähriger Freiheitsstrafe verurtheilt. Gleiche Strafe traf den Verleiter, der den Mörder angeblich wegen eines Pachtverhältnisses gedungen hatte. Die eigentlichen Urheber des Meuchelmordes, die ihn als verdienstliches Werk dargestellt hatten, blieben wie in den meisten derartigen Fällen unangetastet. Nur die zur Ausführung verleiteten unbedächtigen Menschen wurden, wie gewöhnlich, bestraft. Mögen solche Erlebnisse der Gegenwart zur Lehre dienen.

Im J. 1849 hatte Herr Friedrich Harkort, ein noch älterer Fuhrmann, dem der jetzige alte Fuhrmann in der Kunde des rechten Weges, in der Anschirrung, in der Führung der Schnacke (Peitsche) und überhaupt im ganzen Fahrwesen viel verdankt, seine „Bürgerbriefe“ geschrieben, worin er dem durch die Social-Demokraten unterwühlten Arbeiterstande den rechten Weg gewiesen. Dazu war der alte Harkort vorzüglich geeignet, denn er führte eine gemeinverständliche Sprache, die er dem Volke abgelauscht hatte und wußte in seinem Reichthum an Erfahrungen nicht nur den rechten Weg, sondern trug auch den besten Willen, ihn dem Volke zu zeigen und die Bethörten und Verirrten wieder in das richtige Geleise zu bringen. Und was dabei das Durchschlagendste — es war Liebe, die ihn leitete. Lieb' um Liebe ward ihm. Alle, die es redlich meinten und nicht gar zu vernagelt im Kopfe und nicht gar zu verknöchert im Herzen waren, nahmen seine Belehrung dankbar auf. Es gab aber auch viele gelehrte und ungelehrte Leute, die gar kein Verständniß dafür hatten, daß Jemand aus redlichster Absicht um Gotteslohn und des eigenen Bewußtseins willen in deutscher Brudertreue etwas thun könnte, gerade wie heutzutage unter den Ultramontanen und rothen Vaterlandslosen so Viele sind, denen alle Liebe zum Vaterlande und zu ihren deutschen Brüdern abhanden gekommen. Die Einen dachten in ihrem Raupenleben dabei nur an die Versammlungsgroschen, die Andern hofften beim Umsturze oben an's Brett zu kommen und eine Rolle zu spielen, und die Herausgeber von Blättern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die sich wie heutzutage nach dem Volke nannten und es liebten wie die Fischer die Forelle und die Vogelfänger die Kramtsvögel, strebten ihres Druckgeschäftes wegen die Welt im Dunkel zu erhalten, wie auch heutzutage im Trüben gut fischen ist.

Da war im Wupperthale damals ein vielgelesenes socialdemocratisches Blatt, das nannte sich in heutiger ultramontaner Weise „der Volksmann" und leistete im Lügen und in aller erdenklicher Gemeinheit das Unglaubliche wie je ein ultramontaner Hetzkaplan, so daß die Neußer Quissel dabei in die Schule hätte gehen können. Dieser „Volksmann", eben so gemein wie die Quissel, nur nicht so witzlos, fiel über die Bürgerbriefe des alten Harkort her, und weil sie dieselben zu widerlegen nicht vermochte, so lästerte, schmähte und spottete sie darüber und über die Person, gerade wie die Quissel es auch verübt, indem sie nur schmäht und Nichts beweiset. Und als der alte Fuhrmann damals unter dem Heimatnamen Montanus die Bürgerbriefe vertheidigte und ihre Wahrheit bewies, da fiel der „Volksmann" und die ganze Meute ähnlicher Schmutzblätter über den Montanus her mit abscheulichen Lügen und Verleumdungen, wie es jetzt ultramontane Blätter mit ihm als alten Fuhrmann machen, so daß das Eine von ihm sagt: er sei ein Trunkenbold, was nicht gut für ihn wäre, aber Gottlob ewig nicht wahr ist, und das Andere: er sei ein von schroff protestantischen Eltern erzogener Katholikenfresser, was das Taufbuch so gründlich widerlegt, wie der Herr von Sybel Alles, was der Herr von Schorlemer gegen den deutschen Verein im Landtage gefaselt hat.

Es begab sich nun im Jahre 1849, daß sämmtliche Rechtspflege-Beamten des Landgerichtsbezirkes Elberfeld den Verfassungseid leisten mußten und nach diesem Geschäfte zu heiterer Geselligkeit in einem großen Saale der Wupperstadt zusammen waren. Da wurde der neueste „Volksmann" gebracht, worin der Montanus auf die schauerlichste Weise geschmäht und jede Schandthat, die er all sein Leben begangen oder nicht begangen hatte, mit den grellsten Farben geschildert war, so daß auf dem geduldigen Papier auch nicht ein gutes Haar an ihm geblieben. Kaum hatte der Geschmähte den Inhalt des Schriftstücks über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

flogen, als er sich auf einen Tisch stellte und die ganze Schmähschrift denen, die den weiten Saal füllten, vorlas. Ein bekannter ziemlich democratisch roth angehauchter Freund, der 20 Jahre darauf mit Sack und Pack ins Lager der Ultramontanen überging, faßte ihn am Bein und bat und beschwor ihn, davon abzulassen, indem er seine Verwunderung darüber aussprach, daß Jemand Nachtheiliges aus einem Blatte, zu deren Farbe Jener geschworen, selber an die große Glocke zu hängen vermöge. Doch der Geschmähte las die umfangreiche Schmähung mit lauter Stimme bis zu Ende und sagte darauf: „Jeder, der nur halbwegs mit den Verhältnissen vertraut sei, müsse begreifen, daß der ganze Inhalt gelogen, und daß es keine größere Ehrenbezeugung gebe, als von solchen Blättern gründlich geschmäht zu werden, je mehr, desto besser und desto ehrenvoller. Das sei höher anzuschlagen als Titel und Ehrenzeichen; denn es beweise, daß man denen, die das Volk auf Irrwege zu bringen bemüht sind, das Geschäft verdorben habe."

So sagte er zum Beifall aller vaterlandstreuer einsichtiger Männer, und wie es damals mit den rothen socialdemocratischen Blättern war, so ist es heutzutage mit der schwarzen ultramontanen Kaplanspresse, auch mit der Quissel zu Neuß.

Der Geburtsort des alten Fuhrmannes ist ein Ackerdorf im bergischen Lande an der berliner Heerstraße, auf welcher vor 50 Jahren, ja vor 30 Jahren noch der lebhafteste Verkehr waltete, den später die Eisenbahnen aufgesogen haben. Die Landschaft liegt überaus anmuthig dort, wo das Gebirge mit sanften Anhöhen fruchtbarsten Bodens in die weite Haidenfläche des Rheinthales einläuft. Das Dörfchen im Schatten stattlicher Obstbäume in bunter Zeile an die von der Höhe ins Thal gleitende Straße geschmiegt, von Gehöften mit kleinen Feldfluren umlagert, von einem starken Forellenbache mit Nachtigallengehegen quer durchschnitten, war rings von Gebüsch und Hochwald umschlossen, der jetzt längst im Ernährungsbedürfniß wachsender Bevölkerung zu Saatfeldern umgeschaffen ist. Der Name Schlebusch erinnert noch an die Waldgegend.

Die Schönheit der Lage hatte schon in früher Vorzeit den Anbau veranlaßt, und Junker und Klöster, worunter be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonders der Deutschorden, hatten sich des fruchtbaren Bodens bemächtigt, so daß für die arbeitende Bevölkerung gar wenig übrig geblieben. Darum hatte diese die Gewerbthätigkeit zu ihrer Ernährung gewählt und es bestanden im 16. Jahrhunderte hier Fabriken für Metallwaaren, Eisenhämmer u. dergl., die nach der Masse der beim Graben der Gärten noch jetzt zu Tage kommenden Metallringe, Scherben von Schmelztiegeln und ähnlicher Gebilde recht bedeutend gewesen sein müssen. Auch hafteten Namen von Gebäuden und Wohnstätten im Walde, der jetzt zu Feldern umgewandelt ist. Während des 30jährigen Krieges wurde das Dorf, damals ein gewerbreiches Städtchen, wie die meisten an der Heerstraße gelegenen Orte des Rheinthales wiederholt zerstört. So im Jahre 1623 durch die Spanier und 1642 durch die Hessen. Das erste Mal, weil der Ort protestantisch, das zweite Mal, weil er katholisch war. Die Spanier überfielen den Ort auf Jubilatesonntag im Mai, als die Bewohner sich meist in der Kirche befanden. Alle, Männer, Weiber und Kinder wurden gemordet, nur Wenige entkamen. Darauf zündeten die Unholde die Gebäude an und ließen, wie man zu sagen pflegt, keinen Stein auf dem anderen. In späteren Jahren wurde Schlebusch oft von den Franzosen heimgesucht, gründlich ausgeplündert und theilweise eingeäschert. Im Jahre 1672 und 1702 war dies der Fall. Von Maria Geburt 1795 bis Mai 1797 wiederholten sich die Plünderungen durch die Franzosen wohl 20 mal. Auf die Annäherung der Raubschaaren flohen die Bewohner gewöhnlich von Haus und Hof in den Bergwald an die sogenannte Lützlenbach hinauf. Die Mißhandlung besonders der Frauen und Töchter gebot diese Flucht. Bei damaliger Kleinstaaterei fand der Feind keinen Widerstand. Habe und Personen der friedsamen Bewohner blieben den raubsüchtigen unflätigen Fremdlingen in die Hand gegeben. Verarmung und Verkommenheit waren die Folge. Von Beidem macht das seiner Geschichte unkundige Volk sich jetzt keinen Begriff mehr. Es ist den Leuten vollständig unbekannt, wie ihre Großeltern gelebt und gelitten haben, sonst würden sie jetzt nicht über eingebildete Unzuträglichkeiten, und sogar über eine diocletianische Kirchenverfolgung schreien, da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegenwärtig wie das Volk überhaupt auch die Kirche freier, wie sie vor 50 Jahren und vor Jahrhunderten je gewesen. Wüßte das Volk, wie es seinen Vätern ergangen, so würde es dankbar für die Einheit des Vaterlandes, die allein ihm die Sicherheit zu geben vermag, die es jetzt genießt, ohne dafür freudig zu danken, wie die Väter, denen die Kohle auf dem Fuße lag, gethan haben würden. Dies wird durch die folgende Aufzeichnung von Erlebnissen selbst aus friedlicher Zeit belegt werden.

Die Erinnerungen des jetzt Alten reichen bis zum Jahre 1811, da er ein noch nicht sechsjähriger Knabe war. Da stand zur Sommerzeit ein prächtiger Komet am Himmel mit langem Schweife. Von der Thürschwelle seines elterlichen Hauses aus sah ihn der Knabe über dem großen Nußbaum des Jägerhannes hoch am Abendhimmel stehen. Das Gestirn war klar und lieblich anzuschauen, sein Schweif unten breit und oben schmal, wie es umgekehrt im Volksliede vom Lindenbaum heißt, und er sah gar nicht so gefährlich aus, wie es im Gerede ging. So ein Schweifstern ist viel zu weit entfernt, als daß er uns etwas anhaben könnte, und unser liebe Herrgott, der ihn aufziehen ließ, hat für gehörigen Spielraum gesorgt, daß er unterwegs nicht anzustoßen braucht, oder gar einen Himmelsgenossen umrennt.

Dafür hat er Licht genug mitgebracht, daß sie ihn sehen und früh genug aus dem Wege gehen. Nur weil ein solcher Komet selten kommt, so faseln ängstliche Gemüther allerlei darüber, was diese Erscheinung für Bedeutung haben könnte, und sehen es als eine Zuchtruthe an, womit der zürnende Schöpfer die sündigen Menschenkinder bedrohe. Besonders die damaligen Leute, die in Angst und Sorgen aufgewachsen waren, und mehr Sprünge vor den verfolgenden Franzosen, als auf dem Tanzboden und Kirmesreigen gemacht hatten, dachten das Schlimmste und faselten vom Ende der Welt. Die mußte untergehen, sie mochte wollen oder nicht. Der Jägerhannes, über dessen großen Nußbaum hinaus der Schweifstern sichtbar, war durch seine Schwester, die Jägerslisbet, die weiseste Velleda im Dorfe, die alle Prophezeihungen auszulegen wußte, so fest von dem Weltuntergange überzeugt, daß er seine Milchkuh

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlachtete. Denn er hatte den ganz gescheidten Gedanken, wenn die Welt untergehe, so sei die Kuh mit verloren, und er habe dann Nichts davon. So wolle er sich aber mit dem Kreuze segnen, da er es noch in Händen habe, und Rindfleisch essen, da es noch Zeit war. Sein Nachbar, der Petershehn dachte anders. Er meinte, so lange unser Herrgott neue Sterne anschaffe, sei das ein Beweis, daß die Welt noch lange halten solle, denn wenn man Feierabend machen wolle, so zünde man die Lichter nicht erst an, sondern blase sie aus. So war es denn damals wie heutzutage, daß die Ansichten der Menschen sehr verschieden waren, was den damaligen Leuten bei Dingen, die sie nicht erreichen konnten, verzeihlicher war, als bei den heutigen, obwohl mehr unterrichteten Leuten, die über die handgreiflichsten Sachen sich auf die tollste Weise herumzanken, daß es eine Art hat, weil sie sich weder durch die Geschichte, noch durch Leute, die etwas davon wissen, sondern nur durch Solche belehren und bethören lassen, die sie unter die Füße haben und niederhalten wollen. Wenn von all den Weltuntergangsprophezeihungen durch Kometen, Frater Hermann, Spielbähn, Sibilla Weissagung und andere Brodpropheten nur ein tausendstel Theilchen in Erfüllung gegangen wäre, so müßte längst kein Stück mehr heil sein an der ganzen Gotteswelt. — Doch nun von den Himmelserscheinungen zur flachen Erde herab!

Als in des Sommers längsten Tagen 1811 bei größter anhaltender Sonnenhitze der schöne Komet am Himmel stand, der sich später als der Prophet eines vortrefflichen Weinjahres bewährte, lag Deutschland unter seiner tiefsten Erniedrigung. Der Korse Bonaparte gebot als Kaiser Napoleon I. über Europa. Nur Rußland und England hatten sich ihm nicht unterworfen. Das linke Rheinufer war schon unter der Republik zu Frankreich geschlagen. Der Rhein, so hieß es, sei die richtige Naturgrenze Frankreichs. Als Napoleon aber das linke Rheinufer sich gesichert hatte, da kehrte er sich nicht weiter an die Natur, sondern es ging ihm wie dem Wolfe, der immerfort hungriger wird, jemehr er verschlungen hat. Das nannte er für den Frieden sorgen, wenn er die ganze Welt durch den Krieg unterjochte. Zuerst nahm er das Herzogthum Berg dem Pfalzbaier

ab und machte ein Großherzogthum daraus, das er seinem Schwager Joachim Murat schenkte; dann machte er Westfalen zu einem Königreiche unter seinem jüngsten Bruder Hieronymus, der zum Regenten taugte wie ein Eber im Blumenbeete. Später setzte er den Murat zum Könige von Neapel ein und gab das Großherzogthum Berg seinem Neffen Ludwig, der noch ein unmündiges Kind war, für das er die Regierung führte.

Wie in diese landesherrlichen Verhältnisse, so war auch in die innere Verwaltung und das Justizwesen diesseits wie jenseits des Rheines eine völlige Umgestaltung gekommen. War auch manches liebgewordene Alte verloren worden, so war dafür manches Bessere Neue gewonnen. Die ursprünglichen freiheitlichen Einrichtungen, der jülich-bergische Landtag, die freien Gemeindewahlen, das Steuerbewilligungsrecht waren vom Junker- und Mönchsthume überwuchert zum jammervollsten Zerrbilde entartet. Freiherr Friedrich von der Trenk beleuchtet das Wesen des Landtags trefflich in den wenigen Worten:

„Ich war in Düsseldorf, dort gilt ein alter Brauch;
Der Adel, den sie dort des Landes Stütze nennen,
Verschmaust der Bauern Fett, füllt Beutel sich und Bauch
Auf Bauernrechnung und spricht Machtsprüch nach Belieben,
Dies heißt ein Landtag und des alten Adels Recht.
Dem bleibt das Neue so wie es die Väter trieben:
Der Junker Souverain, der Bauer nur ein Knecht“ ꝛc.

Und von der Geistlichkeit, besonders von den Bettelmönchen, wurde das verarmte Volk noch mehr ausgesogen. Die Justiz war eine Gebührendreschere, denn der ritterbürtige Amtmann, in dessen Händen Verwaltung und Rechtsprechung lagen, hatte wegen Jagd und adeligem Vergnügen keine Zeit zur Leistung von Amtspflichten. Er bezog das Gehalt und ließ den Amtsverwalter die Geschäfte besorgen gegen die Gebühren, wozu auch Douceurs (Geschenke) gehörten. Außerdem wurde der Bauer durch Frohnden, Zehnten, Bannrechte, Grundrenten, Kurmut und vielerlei Abgaben, die aus früherer Leibeigenschaft stammten, bedrückt. Dies Alles wurde durch die Franzosen abgeschafft. Nur auf dem rechten Rheinufer blieben blos Jagd und Zehnten von all den Quälereien bestehen. Die Klöster wurden aufge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hoben und die bisherigen bäuerlichen Klosterknechte zu freien Grundeigenthümern. Ein neues Gesetzbuch, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und eine Municipalordnung wurden eingeführt, die Verwaltung von der Rechtspflege und innerhalb der Gemeinde die Verwaltung von der Vertretung getrennt, die Steuerfreiheit der Junker und alle ihre Vorrechte, sowie auch die geistliche Gerichtsbarkeit völlig aufgehoben, alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich gestellt. Die Bewohnerschaft war durch die lange Bedrückung und Mißhandlung so zubereitet worden, daß sie nicht nur alle die gewaltsamen Veränderungen ohne Klage ertrug, sondern sogar dankbar war für geordnete Zustände, und den Frieden im Lande unter der eisernen Hand des Eroberers. Alle die Schandflecken blutiger Greuel und der Verlust der Freiheit und Volksthümlichkeit wurden durch den blendenden Kriegsruhm übertüncht und durch die starre Schwertherrschaft gewaltsam erstickt. Ueber den Trümmern hatte ein neues Leben begonnen, das in Anbetracht des Druckes von Junkern und Mönchen und jener Plünderung wirklich eine dankeswürdige Errungenschaft war. Das Volk jubelte in befohlenen Festen, sogar über den Einzug der Franzosen in Wien, und die Geistlichen stimmten das Te Deum darüber in den Kirchen an. Die Aushebung aller waffenfähigen deutschen Jugend zum Kampfe für fremden Kriegsruhm auf den blutigen Schlachtfeldern von Spanien bis tief in Rußland wurden schweigend, wenn auch zähneknirschend mit der Faust in der Tasche ertragen. Die Quälerei der Grenzsperre, die Salz- und Tabak-Regie, die Anmaßungen eingedrungener französischer Beamten, deren Sprache man nicht einmal verstand, und die auf dem linken Rheinufer sogar für Schulen und Gerichtshöfe begonnene Abschaffung der deutschen Muttersprache fanden nicht den leisesten öffentlichen Widerspruch. Ein freies Wort dagegen wäre auch sofort mit dem Tode des Erschießens erstickt worden.

Im kirchlichen Wesen brauchte man den Leuten damals Nichts von der Gefangenschaft des Papstes und von Eingriffen des Staates in die Religion und Kirche und von unrechtmäßiger Vergewaltigung der Priester vorzulügen. Das hatten sie Alles in Wirklichkeit vor Augen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sogar ein neuer Katechismus wurde auf Befehl des Kaisers gemacht und durch Decret vom 4. April 1806 eingeführt, worin der Napoleon unserm Herrgott zur Seite gestellt und ihm göttliche Ehre erzeigt wurde, und im Hochamte mußten die Priester singen: „Domine salvum fac Napoleonem imperatorem nostrum.“ Das thaten sie Alle unweigerlich und Niemanden fiel es ein, dagegen auch nur ein Wörtlein zu sagen, sonst wurden die geistlichen Herren vom Präfecten und sogar vom Bürgermeister oder Municipaldirector mit Gefängniß, Geld oder Verweisen gestraft. Dem alten Pastor Peter Röhr zu Lützenkirchen ist dies wohl ein Dutzend Mal geschehen, wie das hier vorliegende amtliche Tagebuch der Municipalität Schlebusch beweiset.

Als der Komet am Himmel stand, da bereitete Napoleon den Zug nach Rußland. Da lag das ganze bergische Land voller französischer Truppen, die dem vermeintlichen Siegeszuge wie einer Lustfahrt gar übermüthig entgegen jubelten. Der Schwindel stieg auf's höchste als Napoleon im September 1811 eine Heerschau über verschiedene nach Norden ziehende Regimenter auf der Mülheimer Haide hielt. Da liefen auch von Schlebusch die Großen und Kleinen neugierig dorthin und er, dessen Erinnerungen hier erzählt werden, sah von der Gartenmauer seines Großvaters zu Mülheim aus das glänzende Schauspiel über dem Rheine, wie die Waffen und die Harnische strahlten in warmer Herbstsonne, wo der Kaiser wie im Fluge auf seinem Schimmel an den Reihen vorüber sprengte, und die zahllose Menge mit ihrem Rufe „Vive L'empereur“ die Luft erschütterte. Da dachten Alle, es sei kein Zweifel, daß der Franzosenkaiser mit dem stärksten Heere, das seit Jahrtausenden sich geschaaret, sieggekrönt aus diesem abentheuerlichen Zuge zurückkehren und die ganze Welt ihm besiegt zu Füßen liegen werde. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Auch einem Kinde mußte es auffallen und zur lebenslangen Erinnerung sich einprägen, wie zur Zeit der Fremdherrschaft die Menschen so verschieden über die damaligen Verhältnisse und über die Franzosen urtheilten. Ein Jeder lobt das Feld, auf dem ihm der Weizen blüht. Die durch Ankauf

von Klostergut und in ähnlicher Weise sich bereichert hatten, lobten die Franzosen; aber das waren nicht allemal die Besten und es waren Gottlob ihrer Wenige. Die Meisten hatten Verluste erlitten, und wo die Leute Abends in ihren Stuben zusammen saßen, da hörte man schreckliche Sündenregister über die Fremdlinge, besonders aus den Jahren 1795—1801, die damals die Mehrzahl durchlebt hatte. Sehr viele der damals lebenden Menschen hatten den siebenjährigen Krieg noch gesehen. Vor 1800 aber war das Sündenregister am dichtesten vollgeschrieben. Da hättet ihr in den Erzählungen Dinge gehört, die jetzt nicht für möglich gehalten werden von Elend und einer Mißhandlung der Personen, einer Beraubung des Eigenthums, gegen welche die verlogensten Schauderthaten der modernen diocletianischen Verfolgung, womit die Ultramontanen heutzutage die Leute berücken, wahrhafte Segnungen genannt werden müssen. Ja! nach der schrecklichsten Plünderungszeit, als die französischen Generale eine gewisse Disciplin unter die rohen Soldaten der Republik gebracht hatten, und selbst unter Napoleons I. strengem Regimente, das auf Ordnung und Gesetz hielt, war es tausendmal schlimmer mit den ruhigsten gesetzachtenden Bürgern gestellt, als heutzutage mit den Hetzkaplänen, die wegen Verhöhnung nothwendigster weisester Gesetze gesperrt oder zuchtpolizeilich verurtheilt werden. Die Frauen erzählten, wie sie bei der Einquartierung der Fremdlinge sich durch mancherlei List der abscheulichsten unsittlichsten Zudringlichkeit entschlagen mußten; wie sie ihre Kleider aufs Ekelhafteste beschmutzt, ihr glattes Antlitz entstellt und die garstigsten Hautkrankheiten vorgebildet hätten, um sich die Verkünder der Civilisation vom Leibe zu halten. Und wie es mit der Freiheit der Meinungsäußerung damals gewesen, wurde in dem Trauerspiel mit dem Buchhändler Palm, der um der Wahrheit willen erschossen wurde, und mit vielen weniger erheblichen Beispielen belegt, da die leiseste mißfällige Kanzeläußerung Gefängnißstrafen brachte, mochte die gerügte Thatsache auch vollkommen wahr sein. Vergleicht man dagegen alle die abscheulichen lügenhaften Entstellungen von Regierungshandlungen in heutigen ultramontanen Blättern, so müssen wir gestehen, daß

alle unsre Preßkapläne mit solchen Aeußerungen gegen das französische wirkliche Unwesen das Schicksal des wahrhaften Märtyriums Palm getheilt haben würden. Nur in vertrautem Familienkreise, in verschlossener Stube wagte man damals sein Herz über solche Unbilde zu erleichtern, und man vermag sich kaum noch vorzustellen, welcher Jubel das Volk durchflutet, als gegen Neujahr 1813 die Nachricht kam, die ganze gewaltige französische Armee sei auf den Eisfeldern Rußlands vernichtet und nur elende Reste der stolzen Kriegerschaaren auf schmählichster Flucht. Da dämmerte ein Schimmer der Rettungshoffnung auf, und mancherlei Spott gegen die Franzosen wagte sich an den hellen Tag. So z. B. ging das sogenannte Schelmenvaterunser, eine Parodie des Gebetes des Herrn, welche im 7jährigen Kriege am Niederrheine gemacht war, dann eine Menge Spottlieder auf die Mauthudeleien von Hand zu Hand, und wurden von der Schuljugend abgeschrieben. Eine Menge auch spaßhafter Anekdoten ging von Mund zu Munde, worin Mißverständnisse wegen der fremden Sprache dargestellt wurden, woran man den Schluß knüpfte, daß die Franzosen dorthin ziehen müßten, wo sie im Taufenbuche stehen, und nicht hingehören, wo sie die Sprache des Volkes nicht verstehen. So z. B. wollte ein Franzos Chou (Kohl) gekocht haben und die Hauswirthin kochte ihm ein Paar alte Kinderschuhe, die zu klein geworden. Ein Anderer wüthete mit „tout la mème chose," im Hause herum und die Bäuerin verstand, sie solle ihn statt des Säuglings auf den Schoos nehmen und ihm die Brust geben ꝛc.

Napoleon hatte sich nach der Weise unserer Bischöfe, die den Kulturkampf angesponnen und dann als getreue Hirten ihre Heerden im Stiche gelassen, aus dem Staube gemacht, hatte in unrühmlichster Flucht dem Feinde den Rücken gekehrt und die Armee, die er auf die Eisfelder geführt, treulos verlassen. Er war auf einem schnellen Schlitten nach Paris geeilt, um eine neue Armee auf die Beine zu bringen. Da wurde überall im ungeheuren Reiche eine Rekrutenaushebung ausgeschrieben. Doch die Erinnerung früherer Drangsale riß vernarbte Wunden auf und die Zuversicht der Erlösung erhob

die Herzen. Der Gedanke eines deutschen Vaterlandes regte sich mächtig im Volke. Doch während das erfahrungsreiche Alter abwartet und erwägt, wurde die ungestüme Jugend zu unüberlegtem Handeln hingerissen. Ende Januar begann die Aushebung. In Düsseldorf, wo Militär lag, ging dieselbe ruhig vor sich. Auch zu Lennep am 25. Januar. Andern Tages aber widersetzten sich zu Wermelskirchen die Ausheblinge, und das gab das Zeichen zum Aufstande. Zu Lindlar, Bensberg, Wipperfürth, Gummersbach, Waldbröl und den Westerwald hinauf schaarten sich die Ausheblinge unter dem Rufe: „Tod den Franzosen!" „Es leben die Russen!" In immer größeren Haufen zogen sie von Ort zu Ort, zerstörten die Zeichen der Knechtschaft, die Schlagbäume, die Regies, die Verwaltungsacten ꝛc. und verjagten die Beamten. Meist mit Knütteln bewaffnet zogen sie aus und hatten als einziges Abzeichen mit Kreide ein R auf den Hut geschrieben. Sie nannten sich Klöppelsrussen und zwangen die Beamten, den Russen ein „Hoch" zu bringen. Der alte Bürgermeister Liborius Stucker zu Bensberg aber sagte: „Wir sind keine Russen, wir sind Deutsche" und drum brachte er den Deutschen ein Hoch, in das die ganze Schaar einstimmte. Wohin sie kamen, ließen sie sich tapfer aufwarten, und weil es um Lichtmeß war, wann der Rauchfang voll Schweinfleisch hing, so kriegten sie meistens Speck gekocht und davon hieß man sie auch spottweise die Speckrussen. Leider blieb die Sache nicht rein. Viel schlechtes Raubgesindel schloß sich dem Zuge an, plünderte die Steuerkassen und vergriff sich auch an bürgerlichem Eigenthum. Das schreckte die bedächtigen Leute zurück. Ein Müllerbursche, Namens Schwamborn, wurde zum Oberfeldherrn, der lange Dohm zu Heborn zu dessen Adjutanten gewählt, und es war ein freudiges Halloh im Lande, das aber nur eine Kirschenfreude blieb, denn französische Ulanen und Infanterie trieben die fast Waffenlosen zu Paaren. Einige der jungen Leute wurden erschossen, Andere unter das Militär gesteckt, Andere zu Festungsstrafe verurtheilt. Der „General" Schwamborn aber und der lange Dohm entkamen und blieben unverrathen im Lande. Napoleon hatte dem General Lemarois befohlen, 100 Auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständische erschießen zu lassen. Fünf wurden in Düsseldorf, zwei in Elberfeld und einige zu Dillenburg auf kriegsgerichtliches Urtheil erschossen. Auch zu Pallien bei Trier wurden damals 20 junge Leute erschossen, die sich geweigert hatten, gegen ihre deutschen Brüder zu kämpfen. So endete eine Erhebung, die eines besseren Looses würdig gewesen, aber durch zugelaufenes Gesindel mit Räuberei geschändet und in völliger Planlosigkeit sobald niedergeschlagen wurde. Es war nur ein Vorspiel von ernsterem Kampfe.

Das ganze Frühjahr 1813 hindurch bis in den Sommer hinein zogen die aus den jüngst ausgehobenen Jünglingen neu gebildeten Kriegerschaaren über den Rhein durchs Bergische nach Norden hinaus, wo der gewaltige Kriegsmeister Bonapart mit freiheitsmuthigem Feinde rang. Fort und fort wie zwei Jahre vorher waren die Dörfer an der Straße von franz. Einquartierungen beläftigt, die zwar schon sehr herabgestimmt waren in ihrem Uebermuthe, aber noch immer mit der Unbezwinglichkeit ihres Kaisers pochten. Das bergische Volk aber, trotz aller französischen Siegesberichte durch die Nachrichten von preußischen Heldenthaten erhoben, hoffte auf Erlösung. Die Stimmung, die Tagesunterhaltung der Erwachsenen sprach sich in den Spielen der Schuljugend aus, zu der damals der alte Fuhrmann gehörte. Die Knaben schaarten sich hier als Russen, dort als Franzosen gegeneinander zum täglichen Kampfe. Als aber die Siegesbotschaft von Leipzig durchs Land flog, da that es nicht gut mehr, den Franzos zu spielen. Schon zu Anfang November bestätigte der begonnene Rückzug der großen Armee die von wälscher Seite vergeblich abgeleugnete Niederlage der Fremdlinge. Da war große Angst und Sorge unter den Dörflern vor Plünderungen, denn vor achtzehn Jahren hatten solche stets die Rückzüge der zur Flucht aufgelösten Republikaner begleitet. Doch in geschlossenen Schaaren, ohne jede Gewaltthat zogen die Franzosen über den Rhein mit dem Versprechen, bald wiederzukehren. Das Wort haben sie gottlob nicht gelöst. Am 10. November schon kam die verfolgende Russische Reiterei bis an den Rhein. Da hieß es eines Tages im Dorfe: Die Wipperführter Straße herab sei eine Kosackenschaar

auf Gladbach gezogen und eine andere über Solingen und Opladen. Die hätten zu Dünnwald gelagert. Da lief Alles, was laufen konnte, die Retter zu sehen, zu grüßen. Jung und Alt, Jeder wollte der Erste sein. Am Förstchen zu Dünnwald und am Haus Blech bei Paffrath hatten sich einige Tausend Mann niedergelassen, kleine bärtige Leute mit kleinen Pferdchen und langen Lanzen. Man vermochte aber so wenig sich mit ihnen zu unterhalten, wie mit den Franzosen. Sie waren abgesessen, hatten große Feuer angezündet und sich zerstreut. Die Meisten waren in die Häuser und Gehöfte gekommen, um Stroh, Holz und Kochgeräthe und Lebensmittel zum Lagerbedarfe herbei zu holen. Sie nahmen, was ihnen diente und frugen nicht, was es kostete. Sie thaten, als wenn sie zu Hause gewesen und Alles, was sie sahen, sei ihr Eigenthum. Viele waren damit beschäftigt, das herbeigeholte Heu auf Seile zu drehen, um es bequemer auf ihren Pferden mitnehmen zu können. Die erwachsenen Dörfler, die da standen und neugierig zusahen, wurden von den Kosacken durch Winke verständigt, daß sie diese Seile drehen halfen. Nur der Vicar Stellberg von Paffrath stand müßig dazwischen mit seiner langen Pfeife und auf die Gebärdensprache der Kosacken, daß er arbeiten helfen sollte, antwortete er mit deutscher Zunge: er sei ein Geistlicher und deshalb nicht für solche Arbeit da.

Davon verstanden die Kosacken kein Wort, aber sie hatten eine eindringliche Sprechweise, die der Herr Vikar besser noch wie Latein verstand und von allen Nationen gleichmäßig begriffen wird. Ein Kosack ergriff ihn beim Rockkragen und bog ihn etwas vornüber und ein anderer versetzte ihm eine Anzahl kräftiger Hiebe mit dem Kantschuh oder der sogenannten russischen Knute über den Rücken, worauf der Herr so rasch und so geschickt am Heuseil arbeitete, wie nur Einer der Anwesenden. Als die Knaben ihre Schaulust am Kosackenlager befriedigt und in schneidiger Schneeluft in die warmgeheizte Stube kamen, bot sich ihnen dort eine auffällige Begegnung dar.

Die Kosacken drangen in alle Räume des Hauses und holten nicht blos Küchengeräthe und Lebensmittel, sowie vor Allem den vorräthigen Branntwein und das Sauerkraut, son-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dern schleppten auch Decken und Betten ins Lager. Auf dem Heizofen in der Wohnstube stand ein großer Eisentopf, in welchem Futter für eine Kuh, die eben gekalbt hatte, gekocht: Oelkuchen und ungewaschene weiße und gelbe Rüben. Zwei Kosacken traten herein und hoben den Topf ab, um ihn ins Lager zu tragen. Die Magd wollte ihnen wehren und sagte: „Das ist ja nicht für Menschen gekocht, sondern für die Koh (Kuh)". „Dobra! Dobra!" sagte einer der beiden Bartlinge, der auf der Reise schon ein paar Worte Deutsch gelernt hatte, „für die Ko— für die Kosak!" Der Topf wanderte vom Ofen ins Lager, wo man den Schmutz an den Rüben wohl für Pfeffer angesehen haben mag.

Dem Hause des Erzählers gegenüber wohnte die Jägers-lisbet, deren Söhne des damaligen Knaben Gespielen. Der älteste, Helmes mit Namen, verrichtete Botengänge für den Bürgermeister, und die Knaben liefen, wenn sie ihn heimkommen sahen, zu ihm, sich erzählen zu lassen von seiner Reise. Als derselbe andern Tags nach dem Abenteuer am Förstchen vom Botengange zurückgekehrt war, und über dem Erzählen seiner Erlebnisse einen Kartoffelkuchen, den ihm seine Mutter zur Mittagskost zurückgesetzt hatte, verzehren wollte, traten zwei Russen von dem Fußvolke, das im Dorfe Unterkommen suchte, in die Stube, und während der eine an der Stubenthüre beide Gewehre hielt, trat der andere an den Tisch und raffte mit dem Ausrufe: „Moschka! Moschka!" den Kartoffelkuchen von der Schüssel und ballte ihn zu einem Klumpen vor den Augen des hungrigen Helmes. Dieser aber griff das Schüreisen vom Ofen und hieb auf den Räuber ein, der sich mit seinem Raube davon machte, während er käuend noch immer die Worte „Moschka, Moschka" vernehmen ließ. Weder der Geschlagene, noch sein Kamerad setzten sich zur Wehr. Schlimmer erging es zweien Russen, die auf dem Gute Steinbüchel bei Schlebusch Gefallen am Obstkraut gefunden, das ihnen die Hausfrau zum Bestreichen der Brodschnitten vorgesetzt hatte. Sie ließen das Brod liegen und speiseten das süße Obstkraut mit Löffeln, erst tellerweise und dann den ganzen Vorrath aus dem Topfe. Dies bekam beiden aber gar übel, so daß beide

andern Tages starben. Das Obstkraut hatte ihnen wahrscheinlich den Magen und die Eingeweide zusammengeklebt.

So hausceten die ungeschlachten Retter, die Russen im Lande. Branntwein, Pfeffer und Sauerkraut wurden gründlich vertilgt. In der nächsten Nachbarschaft der Lager von Paffrath und Dünnwald blieb den Leuten gar nichts von Lebensmitteln und Heu und Hafer übrig. Küch' und Keller und Scheune und Spind und Speicher wurden leer und sogar viel Vieh geschlachtet. Die Eigenthümer hatten das Zusehen, wie ihnen ihre Freunde den ganzen Wintervorrath verschlangen und obendrein noch viele Pferde zum Vorspann über den Rhein mitnahmen.

Das war für die russische Hülfe. Ein Volk, das so zahlreich wie das Deutsche, soll sich selber helfen, und es kann dies, wenn es in allen seinen Stämmen und Schichten brüderlich treu zusammen steht. Dies hat es im Jahre 1870—71 bewiesen, wo es gottlob ohne alle Bundesgenossen, ohne alle fremde Hülfe war. Möge unser Volk sich durch die Geschichte belehren lassen, daß Self das beste Kraut ist im Garten, sowie im Leben des Einzelnen und des Volkes. Erst dann, wenn man weiß, wie es unter unsern Vätern zugegangen ist, lernt man den Werth der deutschen Einheit schätzen und das heutige Geschrei über Kirchenverfolgung gründlichst verachten.

Wenige Tage nach Ankunft der ersten Kosacken nahm der russische General Graf von St. Priest das Herzogthum Berg für die verbündeten Mächte (Rußland, Oestreich und Preußen) in Besitz, und der Staatsminister Freiherr von Stein trat die Verwaltung sämmtlicher eroberten Länder an. Er ernannte den russischen Staatsrath Justus Gruner zum General-Gouverneur des Herzogthums Berg, welcher schon am 25. November in der Hauptstadt Düsseldorf eintraf und sofort eine Aufforderung „an die deutschen Jünglinge und Männer zum Kampfe für Deutschlands Freiheit" erließ. Noch im November wurde diese Schrift an den Kirchthüren und Gemeindehäusern angeschlagen, und in allen Dörfern und Weilern vertheilt. Diese ewig denkwürdige Ansprache wußte bald jedes Schulkind auswendig, sie flog von Mund zu Munde und drückte

die tiefsten Gefühle der Bevölkerung aus, denn kein Fremder, sondern ein eingeborner Düsseldorfer Beamte, der die Schmachjahre in seiner Heimath durchlebt und im innigsten Verkehr mit dem Volke gestanden hatte, war der Verfasser, Herr Johann Heinrich Kühlwetter, ein durchaus deutscher für alles Edle begeisterter Mann, früher Hochschulprofessor, dann Richter, darauf in schwierigster Zeit des französischen Einbruchs in den Neunziger Jahren Bergischer Landessecretair, als welcher er den Namen des getreuen Eckards des Landes erwarb, dann bei dem Einrücken der Verbündeten Rechnungs-Secretair des Großherzogthums Berg, wurde er zum Chef des General-Gouvernements-Secretariates berufen und sprach nun zum Herzen und aus dem Herzen seiner Heimathgenossen in vielen Aufrufen und von ihm entworfenen, von Justus Gruner unterzeichneten Verordnungen, z. B. „Die Morgenröthe der Freiheit ist aufgegangen. Nach einer dunkeln Nacht voll Druck und Elend, voll Schmach und Noth, voll Verfolgung und Entehrung bricht endlich der Tag eines neuen kräftigen Lebens an. Deutschland ist frei, — Deutschland ist wiedergeboren. Von den Ufern des Niemen bis zu den Ufern des alten ehrwürdigen Rheines tönt der einstimmige Ruf der Freude, der Freiheit, der Liebe, der alten Treue, der neuen Einigkeit. Untergegangen ist in dem bodenlosen Meere fremder Unterjochung jegliche Zwietracht, jede kleinliche Eifersucht. Die deutschen Zungen sind gelöset, die deutschen Herzen haben sich wiedergefunden und für immer vereint. Ein Bund ist geschlossen, ein heiliger hehrer Bund, ohne Wort und Formen, nicht durch das Aeußere entstanden, noch für das Aeußere gebildet. Er hat die Gemüther erfaßt, und über das irdische Dasein erhoben. Freudig opfern sie dieses, um ein Höheres zu erringen, und unsterblich glänzen die Namen beispielloser Helden in dem Geschichtsbuche unserer Zeit. Oesterreich und Preußen, Sachsen, Baiern und Hessen, alle Theile des gemeinsamen Vaterlandes haben sich mit begeisterter Kraft und Heldenmuth erhoben für die gemeinsame Freiheit. Gott, der unwandelbare ewige gerechte Gott hat sie gesegnet und bis hierher geführt. Sie sind gekommen und haben die schmachvollen Fesseln zerbrochen, unter denen dies

Land so jammervoll seufzte. Sie haben die fremden Räuber verjagt, welche das Mark des Volkes aussogen, das Recht zur leeren Form entwürdigten, keinen Zweck der Verwaltung hatten, als ihre Geldgier zu befriedigen, mit frevelnder Hand bei ihrer schimpflichen Flucht Alles, selbst der Wittwen geheiligtes Gut mit sich schleppten, und kein Andenken hinterließen, als den tiefsten Schauder vor den unnatürlichen Verfolgern deutscher Freiheit, Wohlfahrt und Ehre. — Der Fluch ist ihnen gefolgt, die Thränen der Verzweiflung haben sie begleitet. Sie haben uns nichts gelassen, als die Kraft und den Entschluß der Rache. Auf dann, meine Mitbürger! eilen wir es auszuführen. Befreiet sind wir, aber noch nicht für immer frei. Wollen wir bewahren, was die siegreichen Heere uns gewährt, so müssen wir selbst es sichern. Nur der verdient der Freiheit heiliges Geschenk, der es zu erhalten wagt und weiß. Dies ist jetzt unsere Pflicht. Sie sei unser angestrengtes und schleunigstes Bemühen. Was unsere deutschen Brüder gethan, das müssen auch wir thun. Wie sie uns, so müssen wir unsern Brüdern jenseits des Rheines Freiheit und Friede bringen. Ihre Wiedervereinigung mit uns ist die alleinige sichere Grundlage unserer Selbstständigkeit — ihre Freiheit die einzige sichere Bürgschaft der unsrigen.

Auf denn zum Kampfe, zum freiwilligen Kampfe für des Vaterlandes Rache, Ehre und Sicherheit. Viel haben wir zu rächen, viel zu schützen. Kein Jahrhundert wird das Andenken der tiefen Leiden verwischen, welche dieses deutsche Land erduldet. Sein tief gesunkener einst so blühender Gewerbefleiß, sein zerrütteter Handel, seine zahllosen Steuerbedrückungen, die lange Vertilgung unserer Nationalsprache, die Entehrung unserer Sitten, die Verfolgung der Deutschen durch Deutsche und Fremdlinge bis in unsere geheimsten und theuersten Verhältnisse, — sind diese greuelvollen Erinnerungen nicht hinreichend, zum ernsten blutigen Kampfe zu mahnen?

Gibt es einen Deutschen am Rhein, an der Sieg, Wupper, Dill und Lahn, der jene sieben Jahre wieder erleben möchte? Wäre nicht der Tod für Vaterland, für Weib und Kind, für Eigenthum und Ehre, für Wahrheit und Tugend, tausendmal

willkommener, denn ein solches Leben voll Schande, Furcht und Elend? Brüder — Söhne des Vaterlandes! eilet herbei! Sehet unsere Märkischen Nachbaren, wie sie in zahllosen Haufen hinziehen, für ihren König zu sterben, ihre unvergeßliche Königin zu rächen und sich dem Kampfe zu weihen für Recht und Ehre. Laßt uns gleich ihnen und mit ihnen ziehen. Wir Alle kämpfen für Eine Sache — für der Menschheit heiligste theuerste Güter — für Freiheit und Vaterland" 2c.

Das war deutsch. Das war eine edle Sprache, deren Wahrheit in allen deutschen Herzen lebte. Doch wo war die deutsche Jugend? Sie lag auf den blutigen Schlachtfeldern in Deutschland, im fernen Spanien, auf den Eisfeldern von Rußland dem fremden Ehrgeize hingeopfert. Die durch Stellvertreter sich befreit hatten, waren jüngst in die französische Nobelgarde gesteckt, theils gefallen, theils gefangen oder zersprengt. Nur ältere Jahrgänge und unbärtige Knaben waren übrig, und die aus Rußland zurückgelangt, die bei Leipzig verschont geblieben, hatten in der Nähe der Heimath die Fahnen verlassen und eilten nach Düsseldorf, sich unter die Freiwilligen einreihen zu lassen. Sie dachten: ist der Kaiser schon in Rußland aus der Armee ausgerissen, und auf schnellem Schlitten nach Paris gefahren, so ist uns Deutschen weniger zu verargen, wenn wir die Heimath, die uns am Wege liegt, aufsuchen. Studenten verließen die Hochschule und traten mit dem Segen ihrer Eltern in die Regimenter. Väter brachten ihre einzigen Söhne, eine Wittwe sogar ihre drei Söhne zur deutschen Fahne. Die Freiwilligen mußten sich ihre Ausrüstung aus eigenen Mitteln beschaffen. Alle Landeskassen waren leer. Die Franzosen hatten bei ihrer Flucht Alles, sogar Mündeldepositen und Privatkassen mitgenommen. Das verarmte Volk machte die größte Anstrengung, und wo die Eine Familie mit ihren Mitteln nicht ausreichte, dort sprangen die Nachbaren bei. In den Kirchen waren Gabentische aufgestellt und die Priester forderten nicht vergebens auf zum Heeresbedarf beizusteuern. Da klimperten die letzten Thaler auf die Tische und mittellose Spinnerinnen brachten die letzte Scheibe Leinwand. In wenigen Wochen stand zu Düsseldorf eine stattliche Bergische

Brigade, zwei Regimenter Infanterie, ein Husaren-Regiment, ein Jäger-Bataillon und eine Batterie Artillerie, die zur Belagerung von Mainz den Rhein hinauf rückten.

Der alte Fuhrmann erinnert sich noch gar wohl, wie der alte Pastor Huschet der Gemeinde ans Herz legte, Alles, was sie auf- und beibringen konnten, für das Vaterland hinzugeben, und wie er den Segen sprach über die Jünglinge, die ins deutsche Heer eintraten. Auch der Sohn des Nachbar Frantzen, trotz seiner riesenhaften Länge Frantzens Fränzchen genannt, der mit auf den Eisfeldern von Rußland gewesen, war kaum aus der Kaisergarde heimgekehrt, als er sich unter die bergischen Jäger einkleiden ließ. Da saßen am späten Novemberabend die Leute im Nachbarhause zusammen und hörten, was Fränzchen von der Reise in Rußland Haarsträubendes erzählte, und die Nachbaren hinwider erzählten, wie sie von Heckenmuß und anderen wildwachsenden Pflanzen und sogar von Moosen und Baumflechten sich hatten ernähren müssen. Das schlug Fränzchen doch wenig an und sagte: in Rußland hätte es solche Leckerbissen nicht einmal gegeben. Dort hätten sie mit Gras fürlieb nehmen müssen wie weiland Nabuchodonosor. Das hätten sie unter dem Schnee herausgescharrt. Als ihm dies die Nachbarn nicht glauben wollten, da wurde eine Stallleuchte angezündet und Fränzchen rupfte bei diesem Lampenschein das halbverdorrete Gras unter Finckes großem Frühbirnbaume und aß vor Aller Augen davon. Dessen erinnert sich der Alte noch, als sei es gestern geschehen. Mögen darob Alle aufrichtig zu Gott beten: „den lieben Frieden erhalt' uns, o Herr!" auf daß sie von der Nothwendigkeit solcher Mahlzeiten und des Heckenmußes verschont bleiben. Doch nicht blos eine feldtüchtige Brigade, sondern auch ein Landsturm wurde mit freudigstem Eifer gebildet, und auch dieser wollte die Franzosen auf dem linken Rheinufer angreifen und denselben eintränken, was sie an ihnen durch Raub und Plünderung und später durch ihr napoleonisches Herrschwesen verbrochen hatten.

Das war ein hochfreudiges Leben, als mit dem Einrücken der Verbündeten wieder ein deutsches Wesen auf dem rechten Rheinufer verbreitet wurde. Man muß wissen, wie die Leute,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bauern und Bürger, unter den übermüthigen Fremdlingen gelebt und gelitten haben, um den Jubel der Begeisterung zu ermessen. In den wenigen Wochen des General-Gouvernements des Justus Gruner zu Düsseldorf flogen fast an jedem Tage neue Verordnungen durch das Land, die so viele gründlich verabscheuete französische Einrichtungen aufhoben. Das Stellvertreterwesen der Heerespflichtigen wurde beseitigt, weil jeder waffenfähige Jüngling zum Dienste für das Vaterland verpflichtet; das Salz- und Tabaksregie, die Zollquälereien, die sogenannte Douanerie, das Enregistrement, wurden über Bord geworfen, und die früheren deutschen Namen für die Verwaltungsbeamten wieder aufgenommen. An die Stelle des Präfektes trat der Regierungspräsident, der Souspräfekt wurde Kreisdirektor oder Landrath, der Maire Bürgermeister, und die Municipalräthe wurden Stadträthe, Gemeinderäthe und Schöffen, die Adjunkten Beigeordneten genannt, die Commune hieß wieder Gemeinde, das Arrondissement hieß Kreis und das Tribunal wurde wieder zum Landgerichte ꝛc. ꝛc. Auch neue Landesfarben und Kokarden wurden getragen. Statt des franz. Rothweiß-blau gab es Kornblumenblau und weiß mit schwarzem Rande, welche letztere beiden Farben wohl eine Vorbedeutniß waren, daß wir bald Preußisch werden sollten. Zum Christgeschenke 1813 aber erhielten wir das Landsturmgesetz, woran Freiherr von Stein und Scharnhorst thätig gewesen und wozu E. M. Arndt einen Katechismus geschrieben hatte: Vom 18. bis 60. Jahre einschließlich mußte Jeder, der nur Waffen tragen konnte, in den Landsturm eintreten; in allen Gemeinden des Landes wurde er zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet, und das Volk wußte damals nicht blos, was der Name Vaterland bedeute, sondern man kannte auch, wozu es verpflichtet. Da hatten die Schmiede zu schmieden und die Schreiner zu hobeln, daß der ganze Landsturm mit langen Lanzen bewaffnet wurde. Die Wohlhabenden, die ein Feuergewehr anschaffen konnten, bildeten Jägerabtheilungen und ließen sich grüne Röcke dazu machen. Die Anderen bildeten das Lanzen tragende Heer, in Banner (Regimenter) und Fähnlein (Kompagnieen) eingetheilt, und die hatten dunkelblaue

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Röcke mit aufstehendem Sammtkragen, sogenannte deutsche Röcke, ein Mittelding zwischen jetzigem Offizierüberrocke und Ulanenrock. Das war ein Ueben und Mustern und Marschiren, in Schritt und Tritt, in Reih und Glied, wie die Welt noch nicht gesehen hatte, besonders an Sonn- und Feiertagen von früh Morgens bis zum späten Abend. Da dachte Niemand mehr an Karten und an Kegelspiel. Das ganze Land war in ein Kriegslager verwandelt. An Trommeln und Signalhörnern fehlte es nicht, und das kommandirte und rasselte und blies, daß es eine Art hatte, den ganzen Winter hindurch; und während die Männer an dem Waffenwerke thätig waren, stickten die Frauen an den großen Bannerfahnen und anderem Heeresschmuck und die Schuljugend lernte und sang die Vaterlandslieder von Arndt, die damals aufkamen, und übte das Waffenspiel im Kleinen, wie die Landstürmer im Großen.

Aber es blieb nicht beim Spiel. Zu Mülheim am Rhein sollte es blutiger Ernst werden. Zum freudigsten Neujahrsgruße kam die Nachricht, daß Marschall Vorwärts, der greise Held Blücher, in der Neujahrsnacht 1814 bei Kaub über den Rhein geschifft war. Der Feind, der unser Vaterland fast 20 Jahre bedrückt und geplagt hatte, sollte im eigenen Lande angegriffen, der Heerd des Unheils, die stolze Raubstadt Paris, sollte gedemüthigt werden.

Am 4. Januar sollte der russische General Josephowitsch mit mehreren Regimentern Russen, die zwischen Düsseldorf und Opladen, und einer Abtheilung Preußischer Jäger und einer Kompagnie bergischer Infanterie, die bei Mülheim am Rhein lagen, an letzterem Orte über den Rhein setzen. Weil aber Abends Nachricht über den Rhein geschrieen worden, daß die Franzosen am 2. Januar von Köln abgezogen seien, so drängte es den Befehlshaber des Jägerbataillons, die Stadt Köln, worin nur Gensdarmen und Zollsoldaten, vor der Ankunft der Russen zu erobern. v. Boltenstern hieß dieser tapfere aber unbesonnene Mann, der im Lebensalter von 26 Jahren schon zum Range eines Majors gestiegen war. — Zwei Infanterie-Offiziere, der Hauptmann v. Steffens und Lieutenant v. Franken von Benauen, schlossen sich dem Unternehmen an. Am Morgen

des 3. Januar schifften v. Boltenstern mit seinen Jägern, 2 Kompagnien Infanterie, größtentheils bergische Recruten, und etwa 30 russischen Dragonern an der Brückengasse zu Mülheim über den Rhein. Alle vorhandenen Schalden und Nachen wurden zur Fahrt verwendet, jedoch faßten die 10 Fahrzeuge die Ueberfahrenden nicht zur Hälfte. Nachdem die Fahrleute die erste Fracht abgesetzt hatten, kehrten sie zurück und holten die Anderen.

Der am Mülheimer Häuschen der Stadt gegenüber stehende franz. Wachtposten von 15 Mann gab Feuer und zog sich wieder zurück. v. Boltenstern ordnete seine Schaar und rückte vor. Als die Jäger aber bis Riel vorgerückt waren, wurden sie angegriffen und ein lebhaftes Schießen begann. Eine französische Heeresabtheilung befand sich von Neuß aus auf dem Marsche nach Köln, und auch von Bonn aus war ein franz. Linienregiment über Köln im Anrücken, so daß v. Boltenstern sich auf beiden Seiten von gewaltiger Uebermacht angegriffen sah. Schlecht bewaffnet, ohne Geschütze, von mehren Regimentern und 11 Kanonen bedroht, eilten die Zurückgeworfenen zu den Fahrzeugen. Die russischen Dragoner waren zuerst am Rhein und füllten mehrere Kähne, während sie die Pferde auf der Rückfahrt schwimmend am Zügel führten. Mehre Nachen wurden so überfüllt, daß sie nicht abfahren konnten. Die Jäger und Infanteristen zerstreuten sich landeinwärts und wurden von den verfolgenden Franzosen theils niedergeschossen und theils gefangen. Noch in den Nachen auf dem Rheine fielen 11 preußische Infanteristen und 4 Jäger. Major v. Boltenstern, der zu Pferde in den Strom gesetzt hatte, um das rettende Ufer schwimmend zu erreichen, wurde durch eine feindliche Kugel in den Rücken getroffen und versank in der Fluth. Lieutenant v. Franken fiel auf dem Ufer und v. Steffens wurde verwundet und gefangen. Preußische Jäger, die am Mülheimer Ufer verdeckt sich aufgestellt hatten, deckten den Rückzug der flott gewordenen Schalden und Nachen, indem sie die Franzosen, die sich zu nahe an das Ufer wagten, mit ihren ferntreffenden Büchsen erreichten. Sonst würde in den Fahrzeugen wohl Niemand am Leben geblieben sein. Auf jeden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schuß, der auf dem Mülheimer Ufer krachte, stürzte jenseits ein Franzose. Die franz. Artillerie that einige Kanonenschüsse auf Mülheim und zog dann ab. Der jenseits commandirende General Sebastiany verhinderte die fernere Beschießung der Stadt, und so kam Mülheim mit dem bloßen Schrecken davon. Nur eine Kanonenkugel drang in die Mauer eines Wohnhauses am Mühlenstein, der Brückengasse gegenüber. Der Erzähler, der als Knabe aus dem Hause seines Großvaters an der Brückengassenecke, wie so mancher in Weihrauch und Pulverdampf gehüllter Frohnleichnams-Procession auf dem Rhein, auch diesem ernsten Begebniß zugeschaut hatte, weiß sich jener Besorgniß noch wohl zu erinnern.

Anderen Morgens kam der Russische General Josephowitsch nach Mülheim, sah den dortigen Rheinübergang vereitelt, und befahl denselben bei Düsseldorf vorzubereiten. — Ueber 700 Deutsche, größtentheils Infanterie-Rekruten waren getödtet oder gefangen, zwei russische Dragoner, die den Rhein überschwimmen wollten, waren ertrunken, Einer glücklich schwimmend herübergekommen. Dem Major v. Boltenstern und seinen gefallenen Gefährten wurde auf dem Drachenfelsen ein Denkmal gesetzt, eine Spitzsäule, die über Königswinter in das befreite Rheinthal hinunterschaut. Dies Denkmal erinnert an jenen durch falsche Berichte veranlaßten tollkühnen Rheinübergang, der nur wegen seines Mißlingens verurtheilt wurde.

Die Nachricht von Blüchers Rheinübergang ließ auch den bergischen Landsturm nicht müßig bleiben. Er wollte beweisen, daß er etwas von dem bergischen Waffenwerke gelernt hatte. Der Landsturm-Banner von Schlebusch-Burscheid, worunter auch Wiesdorf am Rhein gehörte, galt für ein Muster in Einrichtung und Uebung, sowie in der Bewaffnung. Die Lanzen waren länger als sonstwo, und die mit Feuergewehren bewaffnete Jägerabtheilung zahlreicher. Es waren 200 mit gezogenen Kugelbüchsen versehene Schützen, alle grün in gleichem Zuschnitt der Röcke und einige Tausend Lanzenträger in Dunkelblau. Seit dem Spätherbste hatten sie den Waffenübungen mit größtem Eifer obgelegen. Die vaterländische Begeisterung des Feldobersten, dem als dem Sohne des letzten

Befehlshabers der Bergischen Landestruppen das Wehrwesen nicht fremd war, hatte, wie an der Sieg der Freiherr von Halberg, an der unteren Wupper besonderen Antrieb und Anleitung gegeben. Am 12. Januar 1814 sollte er diesen Landsturm über den Rhein führen und gleichzeitig eine russische Heeresabtheilung bei Düsseldorf den leicht mit Eis gehenden Strom übersetzen. Das Unglück Boltenstern's und so vieler bergischen Recruten zu Mülheim vermochte die Landstürmer nicht abzuschrecken. Sie hatten von 20 Jahren her so viel zu rächen an den Franzosen, daß es ihnen zu lang wurde, sich mit ihnen zu messen. Einige Kompagnien russischen Fußvolkes und eine Abtheilung Kosacken sollten den Landsturm verstärken. Zum Uebergange wurde zu Wiesdorf aus Nachen und Schalden eine Kahnbrücke gebaut, zu welcher Holz und Eisenwerk vom bergischen Rheinufer von Deutz bis Hittorf geliefert werden mußte. Alle Schmiede, Zimmerleute und andere Bauhandwerker der Umgegend waren dazu aufgeboten worden.

Die Brücke war unter Anleitung von russischen Ingenieuren beinahe vollendet, der Landsturm war auf seinem Vormarsche bis an die Mannenfurth, wo jetzt der Schlebuscher Bahnhof steht, vorgerückt, als die Franzosen, welche Kunde davon erhalten, bei dem gegenüberliegenden Dorfe Merkenich drei Geschütze aufstellten und alle die mühsame Arbeit vernichteten, die Brücke zu Grunde schossen. Der Heerhaufen der Landstürmer aber schritt trotz dem Geschützdonner tapfer drauf los. Der Tambour-Major Schmidt, damals Polizeidiener zu Schlebusch, ließ wacker auf das Kalbfell schlagen und machte rückwärts schreitend die zierlichsten Bewegungen mit seinem großen bequasteten Stabe. Der alte Fuhrmann erinnert sich noch mit Freude des großen Diensteifers des unvergleichlichen Polizeidieners, der ehe noch eine von den bestellten Trommeln ins Dorf geliefert war, und eh' er selber je auf ein Kalbfell geschlagen hatte, zum Ober-Trommler ernannt worden. Er hatte sich nicht auf das Sprüchwort „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" verlassen, sondern jeden freien Augenblick benutzt, sich wo er ging und stand mit zwei zierlich geschnitzten Stäbchen zu üben, die er in der Seitentasche seines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

langen Rockes trug. Auf der Wachtstube des Dorfes hatte er allen Hüten der aufgebotenen Männer die Deckel ausgeschlagen, und wo es irgend einen Klang gab, hantirte er mit seinen Stecken. Als er nun auf der Haide rückwärts schritt, da begab es sich, daß er mit einem Fuße in einen Kaninchenbau trat, und im nämlichen Augenblicke platt auf den Rücken niederstürzte, als vom Rhein her ein starker Kanonenschuß herüberdonnerte. Da wähnten die Landstürmer: eine feindliche Kugel habe ihren Trommlermeister getroffen. Viele machten Kehrt und liefen heimwärts so schnell sie konnten, ohne umzuschauen, und warfen fort, was sie im Laufen hinderte. Der dicke Drees-Hannes von Schlebusch, dessen Trägheit noch heute dort sprüchwörtlich, der sich in seinem ganzen Leben nur mit höchstem Zwange körperlich angestrengt hatte, that Allen zuvor. Er schien alle Laufkraft für diese Stunde aufbewahrt zu haben. Die Mehrzahl aber hielt sich tapfer. Von den Burscheidern unter ihrem Hauptmanne Joh. Pet. Nonnenbruch zur Wietsche hatte Keiner gewankt. Die Spreu war vom Weizen gesondert, und bald hatte der Feldoberst die geordnete Schaar wieder im Vormarsch. Jedoch aller Heldenmuth war vergebens. Die Brücke, zu deren Bau seit dem 4. Januar so viele Fahrzeuge und Diehlen herangeschleppt, so viele Bauhandwerker beschäftigt worden, war zerstört. Man war eben mit der Diehlenlage beschäftigt gewesen, als die Franzosen ihre Geschütze auffuhren. Der erste Schuß zertrümmerte das Hintertheil einer Schalde, worauf die Arbeiter von dort noch rechtzeitig das Ufer erreichten. Mehre Paßkugeln sauseten zwischen den Häusern des Dorfes Wiesdorf hin ohne zu schaden. Eine Granate platzte am Ufer, wo die Kosacken standen, ohne Jemanden zu verletzen; eine andere warf ein geistesgegenwärtiger Kosack vor ihrem Platzen ins Wasser. Das möcht ihm nicht Mancher nachthun. Die Dorfbewohner geriethen in Schrecken. Sie flüchteten mit Vieh und Habe und ihren Kranken landwärts. Jedoch nach ausgeführter Zerstörung der Brücke verstummten die Kanonen, und das Dorf blieb verschont. Die Franzosen zogen rheinaufwärts weiter. Unsere Landstürmer bewachten den einzelne

Eisschollen treibenden Rhein noch eine Weile, nnd zogen dann ab. Es war Niemand verletzt worden.

Man erfuhr später: Die Franzosen hätten die Absicht gehabt, das Dorf Wiesdorf durch Brand-Granaten einzuäschern und die Schonung sei durch einen jungen Offizier beim Befehlshaber erwirkt worden. Dieser Offizier hatte sich beim Abzuge am 10. Novbr. 1813 mit 12 Reitern verspätet und im abendlichen Dunkel von Kosacken verfolgt, das Dorf erreicht, wo unter den Einwohnern der Vorschlag Anhänger fand, man solle die Flüchtlinge erschlagen und Pferde und Waffen erbeuten. Da aber band der Lootse Peter Ramrath mit Hülfe befreundeter Schiffer ein Paar große Kähne zusammen und brachte die Bedrohten glücklich über den Strom. Darum die Fürsprache. So bleibt keine dem Feinde erzeigte Großmuth ohne Lohn. Wiesdorfer Greise wissen davon zu erzählen, wenn sie des 12. Januars 1814 gedenken.

Als der jetzt alte Fuhrmann noch ein Knäblein die Gemeindeschule des Dorfes besuchte, war dieselbe eine echte Confessionsschule, wie die heutigen Ultramontanen sie nur immer wünschen mögen. Der damalige Vicar des Ortes, Herr Süß, der später als kath. Pastor zu Belmicke über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse und sonst manches Buch geschrieben und großen Lärm in der gelehrten und ungelehrten Welt gemacht hat, war zugleich der Schulmeister, bis er als Pfarrer nach Wiesdorf versetzt wurde, und wir einen sehr frommen und braven weltlichen Lehrer erhielten, der aber leider dem Branntweintrunke ergeben war. Der Mann gehörte einer der besten und ehedem wohlhabendsten Familien an, die einen Bretter- und Schieferhandel betrieb, bei der oft wiederholten Plünderung durch die Franzosen in den Neunziger Jahren aber ihr ganzes Vermögen verloren hatte, jedoch viel zu ehrlich war, sich während der Kaiserzeit, wie viele Andere gethan, durch den Schmuggelhandel zu bereichern. Dieser Lehrer, welcher gar nicht jung an Jahren, wie sein haarloses Vorderhaupt schon andeutete, hatte zudem Frau und Kinder an den zu jener Zeit häufig wüthenden Pocken- und Ruhrkrankheiten verloren, und stand so ganz allein in der Welt. Kein Wunder,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß er in der Russenzeit, da er viel mit dem fremden Volke verkehren und ihm zutrinken mußte, an den Branntwein gerieth, dessen oft übertriebener Genuß der einzige sittliche Flecken war, den man an dem sonst braven Manne zu tadeln fand.

Seine Lehrmethode war die nämliche, deren sich auch der Schulvicar Süß bedient hatte — die Haselruthe. Nur schlug er nicht so stark, aber desto häufiger, und pflegte dabei auf die heil. Schrift gestützt zu sagen: „den er lieb habe, den schlage er auch am meisten." Da ließ er den gegenwärtigen Erzähler keineswegs im Zweifel über seine besondere Zuneigung. Doch hatte die Schuljugend bei ihm den großen Vortheil, daß sie selber die Haselruthen, deren er sich bediente, in den Hecken zu schneiden und mitzubringen hatte, die von größter Schlankheit ausgesucht wurden, wogegen vom Vicar Süß stärkere Schosse dazu verwendet worden, die blaue Striemen auf dem Rücken zu gestalten pflegten.

Der Unterricht begann jedesmal mit Durchprügelung sämmtlicher Schuljugend, die durch diese Zubereitung in die erforderliche Aufmerksamkeit und lernsame Stimmung versetzt wurde. Das Weinen half er alsdann mit besorgen, besonders bei dem Nachmittags-Unterrichte, wann er gewöhnlich etwas stärker angetrunken war, als am Morgen. Er war überhaupt ein gemüthvoller herzensguter Mensch, der wirklich vermeinte, die damals überall übliche Haselruthe befördere Lernsamkeit und Tugendhaftigkeit der ihm anvertrauten Jugend. Uebrigens war die Schülerzahl nicht groß. In einer mäßiggeräumigen Stube des Vicariehauses hatten Alle Raum. Große Gemeinden, wie das nachbarliche Odenthal, worin jetzt 4—5 Schulen, hatten damals nur eine einzige Gemeindeschule, wofür zwei gewöhnliche Bauernstuben im Küsterhause hinreichten. Es bestand damals Freiheit des Unterrichts. Der Schulzwang war noch nicht eingeführt. Nicht alle Eltern sandten ihre Kinder zum Unterrichte. Von zehn Knaben kam kaum Einer zur Schule und meist nur zur Winterzeit; im Sommer wußten die Eltern ihre Kinder zu Hause zu beschäftigen. Bei den Mädchen wurde der Schulunterricht vollständig, selbst bei wohlhabenderen Leuten überflüssig erachtet. Der Erzähler weiß sich sogar einer

Altersgenossin zu erinnern, der Tochter eines Beamten und späteren Frau eines Notars, die weder lesen noch schreiben konnte. In den evangelischen Gemeinden umher lernte jedes Kind lesen, der Bibel und des Confirmandenunterrichts wegen. Bei den Katholiken vertrat damals der Rosenkranz meist das Gebetbuch, und auch der Unterricht in den kath. Gemeindeschulen bestand damals zumeist in Betenlernen und im Lesen des Katechismus und der biblischen Geschichte. Viele Kinder hatten mehre Winter hindurch die Schule besucht, ohne es zum Schreiben oder geläufigen Lesen gebracht zu haben. Viele vergaßen in nächsten Jahren alles Gelernte wieder. Unter Preußen, das den Schulzwang mitbrachte und fähigere Lehrer anstellte, wurde es anders. Da gab es auch Lehrergehälter, die von der Gemeinde bewilligt wurden, was ehedem gar nicht vorkam. Der Lehrer erhielt nur das Schulgeld und an gewissen Tagen Geschenke, die desto reichlicher ausfielen, je beliebter die Person war. Die Schulvicare hatten überdies eine jährliche Sammlung von freiwilligen Gaben zu halten. An einigen Orten wurden die weltlichen Schulmeister von den Eltern der schulbesuchenden Kinder verpflegt im wöchentlichen oder monatlichen Wechseltische. Viel konnten die Kinder nicht lernen, weil die Lehrer selber, oft sogar die Schulvicare nicht viel wußten, und von irgend einer Methode selber nie etwas gehört hatten.

Wo nun aber irgend ein fachtüchtiger Lehrer war, wie Goes zu Ründerath, Schürmann zu Remscheid, Tops zu Mülheim, Siller zu B.-Gladbach ꝛc., dort strömten die Kinder wohlhabender Eltern aus vielen Kirchspielen zusammen. Alle diese genannten protestantischen Lehrer hatten auch viele katholische Schüler und Schülerinnen, deren Eltern wünschten, daß ihre Kinder etwas Rechtschaffenes lernten, und die auf protestantischen Schulen unterrichteten katholischen Kinder sind die christlichsten bravsten Familienväter und Hausmütter geworden, die auch etwas gelernt haben.

In dem Dorfe, wo der alte Fuhrmann wohnte, lebte zu seiner Schulzeit kein einziger Protestant. Die Einwohnerschaft war ausnahmslos katholisch. Kam außer der Schulzeit ein Jude durchs Dorf, so lief ihm die Jugend nach mit dem

Rufe: „Hepp! Hepp!“ und die Protestanten wurden von ihr mit dem Rufe: „Lutherscher Dickkopf“ oder „Kalvinscher Spitzkopf“ verfolgt. Sogar Steinwürfe der Dorfjugend waren die Begleiter andersgläubiger Wanderer. Die tollsten Märchen über Juden und Protestanten wurden damals erzählt, wie die jetzt auch noch den Leuten vieler katholischen Dörfer im Kopfe spuken. Die Kinder mußten es demnach für ein verdienstliches Werk erachten, den geschmähten Andersgläubigen Unangenehmes zu erzeigen. Die schlecht unterrichteten Erwachsenen bestärkten die Knaben in dem Unfuge, und setzte sich einer der Verfolgten gegen die Jugend zur Wehre, so sprangen die Erwachsenen ihr bei, so daß es nicht selten zu Schlägereien kam, die den Wundarzt und den Polizeirichter in Thätigkeit setzten.

Noch erinnert sich gegenwärtiger Erzähler, daß er dabei war, wie der brave Posthalter Becker von Straßerhof, der ein Lutheraner war, von der Dorfjugend als Andersgläubiger verhöhnt und mit Steinwürfen verfolgt wurde und eine Schlägerei von Erwachsenen daraus entstand, die zur Anzeige kam. Dem Vater des Erzählers wurde hinterbracht, daß sein hoffnungsvolles Söhnlein dabei gewesen, worauf dasselbe von dem vernünftigen Manne einen solchen Denkzettel auf den Rücken erhielt, daß er dieser erzeigten Wohlthat all sein Leben mit großer Dankbarkeit gedenkt. Empfangene Wohlthaten soll der Mensch nie vergessen. —

Viel dieses Schmutzes wurde allmälig durch die allgemeine Wehrpflicht beseitigt, da der Heeresdienst Leute verschiedener Bekenntnisse in Reih und Glied zusammenstellte, und sie als Kameraden sich aneinander gewöhnten, sich achten und lieben lernten. Jetzt ist in dem Dorfe, wo früher nur Katholiken wohnten, eine evangelische Gemeinde aufgekommen und Protestanten und Katholiken trennen sich nur an ihren Kirchthüren, sind sich gar nicht mehr böse darüber, daß der Eine so und der Andere anders in seiner Kirche singt oder betet. Es kam eine Zeit, wo man im geselligen Leben gar nicht einmal mehr wußte oder beachtete, wer katholisch oder evangelisch war, bis die neueren Hetzereien das Unchristenthum wieder heraufzubeschwören begonnen haben. Noch vor wenigen Tagen, im April

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1876, bot sich diese Wahrnehmung am Zuchtpolizeigerichte zu Elberfeld dar, wo eine Anzahl ultramontaner Katholiken wegen fanatischer Mißhandlung Andersgläubiger in dem sonst so braven Städtchen Gräfrath bei Solingen zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt worden. Und nachher noch wurde ein Protestant, der den Ort besuchte, von einem zehnjährigen Knaben mit einem Steine geworfen mit dem Beiruf: „Kalvinscher Hund!" Der dabei stehende Vater lachte beifällig, und als der Geworfene sich über den Knaben beschwerte, sagte der Vater: er solle mit ihm in sein Haus kommen, dort habe er einen Stock stehen, der Freude dran habe, auf einem kalvinschen Rücken zu tanzen. Solche Gesinnungen finden häufig Nahrung in confessionellen Schulen. Der Erzähler wurde von seinem kindischen Fanatismus bald geheilt, als er auf der Schulbank des Gymnasiums zwischen einen Israeliten und einen Evangelischen zu sitzen kam, die er lieben lernte, so daß sie jetzt in ihrem ungestörten Freundschaftsbunde schon seit mehren Jahren das fünfzigjährige Jubiläum hätten feiern können.

Was aber in jenem Heimathsdorfe die Einheit des Glaubens und den Fanatismus in Blüthe erhalten hatte, war der Umstand, daß ein Rittermönch, der Komthur des Deutschordens der Balley Koblenz zu Morsbruch bei Schlebusch seinen Sitz hatte, und die Gemeinde bis zum Einbruche der Franzosen beherrschte, die fast in dem mittelalterlichen Hörigkeitsverhältnisse zu ihm stand. Da konnte keine Gewerbthätigkeit aufkommen, wo die Zwangs- und Banngerechtsame auf dem Boden lasteten und die schönsten Wassergefälle unbenutzt blieben. Die Wallfahrterei zu Sanct Gezellin wurde von den Komthuren gefördert, gewerbliche Niederlassung aber untersagt und sogar ein von der Regierung concessionirter Eisenhammer abgebrochen, weil sein Gepolter den Wildstand verscheuchte. Gottlob ist diese engbrüstige Zeit vorüber, die Gefälle der Bäche sind benutzt und das Bedürfniß besserer Unterrichtung ist der Bewohnerschaft so klar geworden, daß es den mönchischen Junkern und ihren Zuhältern nicht mehr gelingen wird, den ihnen verhaßten Schulzwang, die Unterrichtung des Volkes zu entfernen. In dem Städtchen Gräfrath mag das sehr bedeutende Kloster,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das dort bestanden hat, wohl in der Forterhaltung des Fanatismus nachwirken. Jahrhunderte lang vererbte Eindrücke und Anschauungen verschwinden erst nach einer langen Reihe von Geschlechtern, zumal wenn im Jugendunterrichte nicht Einrichtungen getroffen werden, das tief eingedrungene Uebel zu entfernen. Das wirksamste Mittel der Entfernung dürfte das an dem Erzähler selbst erprobte sein, daß die Kinder verschiedener Bekenntnisse auf derselben Schulbank einige Jahre zusammen sitzen. — Die auf Confession beschränkten Schulen mögen allerdings ihre Vorzüge und Vortheile haben und die Simultanschulen ihre Nachtheile. Es fragt sich dabei nur, was das Ueberwiegende? Wie in Allem gilt da das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Es war, Gott weiß wie lange, im Rheinlande kein eigentliches vaterländisches Volksfest mehr gefeiert worden. Die ehedem so schönen großartigen nationalen Feste waren in dem Elende des 30jährigen Krieges untergegangen und das Volk hatte seitdem sich keines politischen Ereignisses erfreut, das einer allgemeinen Feier würdig gewesen. Außer dem Schwingtage, der nur die Nachbarschaft zusammenrief, hatten die Kirmessen einzelne Bräuche der untergegangenen Feste erhalten, aber es war alles ursprüngliche Verständniß dafür verloren gegangen. Wie die Kleinstaaterei sich nicht zu dem Gedanken eines gemeinsamen Vaterlandes zu erheben vermochte, so war vom Höchsten bis zum Geringsten, bis in die untersten Schichten herab Alles in Vereinzelung verkümmert. Mit Bittgängen und Wallfahrten waren zwar stets Jahrmärkte und Volkslustbarkeiten, allerlei Schaustellungen von Wachsfiguren, Kunstreitern, Seiltänzern und dergleichen verbunden, aber es waren keine gemeinsamen Feste, sondern Lustbarkeiten, worin sich jede Familie vereinzelt, so gut es anging, ergötzte, ohne alle leitende Idee blos dem Bedürfniß der Gewohnheit folgend, den im Kalender roth angestrichenen Tag nach Herkommen zu verbummeln. Die Freiheitsbäume der Republikfeste im Rheinlande hatten keine Wurzel, und die Napoleonstage wurden nur gebotweise begangen. Wenn der Priester am Altare sang: „Domine salvum fac imperatorem Napoleonem nostrum",

oder wenn das Volk beim Einzuge der Franzosen in Wien oder bei ähnlicher nationaler Schmach das Tedeum singen mußte, so that es dies widerwillig, die Besten mit geballter Faust in der Tasche und wünschten den Gefeierten in's Pfefferland.

Schon der geringe Umfang damaliger Versammlungsplätze und Festsäle deutete die Vereinzelung. Selbst in den großen Städten fand man damals vor 60 Jahren nicht so geräumige Tanzsäle gebaut wie heute auf den Dörfern, und wo aus fernem Mittelalter noch ein solcher Saalraum stand, wie z. B. der Gürzenich zu Köln, dort lag er verödet und verlassen, seit Jahrhunderten von keiner festlichen Menge mehr betreten. Selbst der Dom zu Köln, der an eine große Zeit erinnerte, war von Baracken und unwürdigen Gebäuden verhüllt, gleichsam in Scham der in Vereinzelung kleinlichen Gegenwart der Größe der Vergangenheit gegenüber. —

Endlich aber kam nach langer, vierhundertjähriger Entbehrung ein allgemeines Volksfest, die Gedächtnißfeier des 18. October 1813. Da loderten die Freudenfeuer auf den Höhen, da klangen die Lieder der Befreieten in den Thälern, Lieder von E. M. Arndt, von Th. Körner, Max von Schenckendorff und Friedrich Rückert. Da sprach auch der Landsturm seine Freude und Erhebung aus in dem Feste der Fahnenweihe, die am 3. Septbr. 1814 auf der Bürriger Haide mit allgemeinster Theilnahme gefeiert worden. Es war dies ein großartiges bedeutungsvolles Volksfest, wie man, so lange die Welt steht, am Niederrheine keines erlebt hatte. In der großen Kaiserzeit der Ottonen und der Hohenstaufen mochten noch so großartige politische Feste gefeiert werden, sie galten nur dem vollberechtigten Theile der Nation, deren bei Weitem größte Kopfzahl aus Hörigen und Leibeigenen und dann auch aus so vielen Klostergenossen bestand, welche im Drucke der materiellen oder geistigen Knechtschaft die Ehren und Freuden des Vaterlandes nicht mitzufühlen vermochten. — Auf der Anhöhe eines Hühnengrabes in der Nähe der Schlangenhecke war der Altar aus dem Deutschordenshause Morsbruch aufgestellt, und der vereinigte Landsturmbanner von Burscheid und Schlebusch stand dort in Reih und Glied unter Waffen, von einer unüberseh-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

baren großen Volksmenge umgeben. Die Schuljugend der verschiedenen Gemeinden hatte sich dort unter den Lehrern und Geistlichen geordnet, sang abwechselnd mit den Erwachsenen vaterländische Lieder, Alle im grünen Schmucke von Eichenlaubkränzen und Blumen. Nach beiderseitigem katholischen und evangelischen Gottesdienste wurden die Fahnen durch beiderlei Priester eingesegnet und feierlich geweiht, wobei die Fahnenjungfrauen und die Frauen überhaupt nicht fehlten, wie es in altgermanischer Zeit bräuchlich, daß die deutsche Frauentheilnahme an Allem, was des Vaterlandes Ehren und Vortheil betraf und sogar bei den Waffenfesten der Versammlung zum Schmucke gereichte, wogegen sie heutzutage nicht nur bei allen politischen Versammlungen und so vielem Verkehr, dem sie eine höhere sittliche Weihe zu geben vermöchten, nach morgenländischer Weise gänzlich ausgeschlossen sind. Die aus schweren Seidenstoffen gefertigte große Bannerfahne hatten die Frauen des Bezirkes gar zierlich gefertigt und die zukömmlichen Worte und Sinnbilder darauf gestickt. Dankreden für die Befreiung des Vaterlandes folgten der priesterlichen Weiherede, und Kanonendonner verkündete die Feier fernhin den Wohnstätten der Berge und über den befreiten Rheinstrom.

Damals hatte das gesammte Volk ein volles Verständniß für den Geist, der sich in den Arndtschen Liedern aussprach. Sie klangen einem Jeden aus dem Herzen. Kein ultramontanes Fremdthum vermochte damals die Herzen zu trennen, die Geister zu umnebeln. Die Bevölkerung hatte so lange unter schmachvoller Zerstückelung unter der schweren Hand des fremden Eroberers gelebt und gelitten, daß man Gottes weise Anordnung der deutschen Zusammengehörigkeit begriff. Unsere Zeitgenossen vermochten nur 1870 in den Drohgestalten der Turkos und der raubgierigen Rothhosen zu ahnen, was ihren Vätern und Großeltern damals die leidigste Erfahrung eingeprägt hatte. Die Worte „Vaterland", „Deutsche Einheit", „Gemeinsamkeit" und „Deutsche Brudertreue" waren im Jahre 1814 keine unverstandenen Worte, sondern sie galten bei Jung und Alt, bei Groß und Gering im Geiste und in der Wahr-

heit, und wurden nicht nur mit bedeutungsloser Ausnahme weniger in Eigensucht verknöcherter Seelen begriffen, sondern auch im Leben aufgenommen und vom ganzen deutschen Volke getragen. Leider blühete der herrliche Völker-Frühling auch damals nur in kurzer Dauer, da das leidige Potentatenthum der Kleinfürsterei und das unglückselige Slaventhum, mit dem das Vaterland im Osten verkettet, die schmählichste Zurücktreiberei, die in den Karlsbader Beschlüssen gipfelte, die Hochfluth der Begeisterung umdämmte, und die spätere Jugend mit den unwürdigsten Mitteln der Demagogenfängerei vom wahren Heile ablenkte. Jedoch hat die Begeisterung jenes Volksfrühlings vielen Herzen eine unauslöschliche Weihe des Edlen gegeben — was die Erscheinung erklärt, daß in den letzten Jahrzehnten alles vaterländische Streben und die Anregung zum deutschbrüderlichen Wesen zumeist von denen erneut und gefördert wurde, deren Jugenderinnerung jene heiligen Tage berührt, während die in späterer Zeit der Zurücktreiberei geborene und erwachsene Jugend, von der das Vaterland Besseres hoffen sollte, in elendem Flitterwesen und wälschem Quarke so lange froschkalt blieb für das, was im Herzen ihrer Väter geglüht hatte. Es erklärt das Angedeutete auch die Erscheinung unserer Tage, daß eine vaterlandsfeindliche, durch fremde Herrschgier mißleitete Partei eine so zahlreiche der Geschichte der nächsten Väter unkundige Volksschicht zu dem Irrwege des Ultramontanismus und zu dem Schmutze der Socialisterei zu verlocken vermochte. Was man nicht weiß, das macht nicht heiß. Nur der Schuh drückt, den man gerade am Fuß hat und die engen Spitzschuhe, die unsern Voreltern die Füße gekneift und die spanischen Stiefel, die sie eingeklemmt haben, machen heutzutage keine Hühneraugen an die Füße. Damals aber 1814 lebten die Leute, die von den übermüthigen Fremdlingen durchplündert und wie das Wildpret in die Wildniß der Bergwälder gejagt waren. Da jubelten die Herzen in den Dankesfesten der Befreiung. Da wurden die Alten wieder jung in Freude, und Geistlich und Weltlich machte in der Deutschbrüderlichkeit keinen Unterschied mehr.

Da sah man auf der Burrigerhaide beim Fahnenweih-

feste, wie der kath. Pastor Süß von Wiesdorf, nachdem er eine patriotische Festrede gehalten hatte, dem Landrathe von Hauer um den Hals fiel mit dem Ausrufe: „Lieber deutscher Bruder Landrath" und dann den Polizeidiener Schmidt umarmte mit den Worten: „Lieber deutscher Bruder Polizeidiener." Da war aller Ständeunterschied völlig verwischt. Es waltete eine rechte Liebe und Treue unter den Menschen, denn die nächste Vergangenheit hatte bewiesen, wie nothwendig ein Jeder für den Schutz des Andern. Trotz dem gesunkenen Wohlstande, ja im Verhältniß zur heutigen Vermögenslage darf man sagen: trotz der allgemeinen Verarmung von Stadt und Land, die von den Plünderungseinbrüchen der Franzosen und von dem Drucke, der während der Fremdherrschaft auf der Gewerbsthätigkeit gelastet, die bei der Entziehung der besten Arbeitskräfte nach den Schlachtfeldern des Ehrgeizes, sowie im Ersticken jeder volksthümlichen Regung sich nicht entfalten konnte, und trotz der Einquartierungs- und anderer Kriegslasten, hatten die Leute für vaterländische Zwecke und für einander immer noch etwas übrig. Damals hörte auch in Geldsachen die Gemüthlichkeit nicht auf, sondern sie bewährte vielmehr sich darin. Mit dem Unterschiede von Rang und Stand war alle kleinliche Eifersüchtelei aus der Welt verschwunden. Alle waren ein einig Volk von Brüdern. In der Erhebung zur wahren Religion, die da in Liebe und Hingabe, in Bethätigung für das gemeinschaftliche Wohl waltet, war aller confessionelle Zwiespalt mit manchem anderen Schmutze vergessen. Ein Jeder trug mit Freuden seine ganze Vollkraft dazu bei, was den Vortheil, die Freude und Erhebung Aller Anderen bezweckte, und der galt am meisten, der sich für das Gemeinsame am wirksamsten bestrebte.

Das von dem Freiherrn von Stein als Verwalter der von den Franzosen wiedereroberten deutschen Länder auch für Berg und nachher für den ganzen Niederrhein eingesetzte General-Gouvernement war eifrig bestrebt, den deutschen Geist im Volke wieder zu beleben, die Gesetzgebung und die Verwaltung von dem drückendsten Fremdthume zu befreien, und dem Wohlstande, soviel möglich, durch Befreiung von dem auf der Gewerbe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

thätigkeit lastenden Drucke zu erlösen. Hiervon gibt Zeugniß die Thatsache, daß vom November 1813 bei der Besitznahme durch die verbündeten Mächte, bis zum 15. April 1815, der Besitznahme durch Preußen, über 300 allgemeine Verordnungen vom General-Gouvernement für das Bergische Land erlassen wurden, worunter mehrere umfangreiche tiefgreifende Gesetze. Der Wohlstand war damals in den rheinischen Dörfern und Städten aufs tiefste gesunken. Zwar hatte die Aufhebung der Klöster die Entfernung des Druckes Andersgläubiger, besonders in Köln, und die rechtliche Gleichstellung aller Bekenntnisse in den Städten, sowie die Aufhebung des Zehnten und aller Feudallasten und die Zurückgabe der Klostergüter in den Verkehr auf dem Lande die Erhebung des Wohlstandes auf dem linken Rheinufer schon unter französischer Herrschaft bedeutend vorbereitet und gefördert; jedoch die immerwährenden Kriege, die damit verbundenen Konskriptionen, welche die deutsche Jugend auf fernen Schlachtfeldern dem korsischen Ehrgeize opferten, die Zollschranken und so viele andere Widerwärtigkeiten hielten einen freudigen Aufschwung gehemmt, und das fremde Wesen hatte alle heimischen Unternehmungen niedergehalten.

Die Stadt Köln war von 200,000 Einwohnern, die sie im Mittelalter gehabt, nach der Austreibung der Protestanten auf 30,000 herabgesunken, worin die Bewohner von Deutz, Rodenkirchen, Riel und Nippes mitzählten. Von diesen Bewohnern bezog ungefähr die Hälfte aus Armenmitteln. Ehe die Franzosen kamen, waren die Stehplätze vor den Kirchthüren an Bettler vermiethet; der Fremde konnte keine 50 Schritte gehen, ohne angebettelt zu werden. Der unvollendete Dom war fast zur Ruine geworden. Gras und Strauchwerk wucherten in den Mauerritzen und der ganze Dom war von geistlichen und weltlichen, großen und kleinen Gebäuden, von Baracken und Trödlerbuden so umlagert, daß man nur vom andern Rheinufer her seine edlen Formen schauen konnte. Es war, als ob man aus Scham den Zeugen einer großen deutschen Zeit verhüllt und versteckt hätte. Viele großartige mittelalterliche Gebäude, worunter der Gürzenich, das Tempelhaus in der Rheingasse standen leer voll Spinnegeweben, andere waren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abgebrochen. Ausgedehnte Gärten nahmen die Stelle heutiger volkreicher Gassen ein, und Gras wucherte auf dem Rheinwerfte und vor dem Kaufhause. Zwei überdielte große Kähne (Ponten), die man fliegende Brücke nannte, und halbstündig zwischen Köln und Deutz herüber und hinüber setzte, genügte dem Verkehr vollständig. So verkommen wie im Aeußern der Stadt, war es auch im Innern. Da standen noch nicht die palastähnlichen Bürgerhäuser, nicht die prachtvollen Kaufläden mit großen Schaufenstern. Man sah noch viele Fenster, worin die handgroßen Scheiben mit Blei eingefaßt. Statt der jetzt überall angebrachten Treppengeländer hing ein Seil an den Windelstiegen herab, welches von all dem Anfassen so glatt und glänzend wie Gold. Statt heutiger geräumiger Hausflur trat man durch einen schmalen Gang ins Haus über den Deckel der Kellertreppe, bei deren Oeffnung die Gelegenheit hereinzufallen geboten war, was damals bei anständigen Leuten nicht selten vorkam. Die Pracht der Wohnungen und Kaufläden findet man heutzutage größer in den Dörfern, als damals in den großen Städten, zumal in denen, wo so viele Klöster bestanden hatten, denn es galt die Regel: „Je reicher die Klöster, desto ärmer das Volk."

In den Dörfern war ein ähnliches Verhältniß, zumal in katholischen Landschaften. Die ungepflasterten Straßen wurden bei ungünstigem Wetter in Schlammgruben verwandelt, die Verkehrwege durch die schmalen Räder so tiefgleisig ausgefahren, daß die leeren Karren oft schwer durchzubringen waren. Die Wohnungen waren wie auch die Meierhöfe meist Lehmwände mit Strohdächern, und das Erdgeschoß nicht einmal gediehlt. Wollte man in einem Dorfe einen Kronenthaler gewechselt haben, so lief man oft lange vergeblich von Haus zu Haus und hatte mehr Umstände damit, wie jetzt mit einem Tausendmarkschein. Selten wurden wie heute neue Wohnungen errichtet. In den letzten 40 Jahren ist mehr gebaut worden, als in 400 Jahren vorher. Nur bei Einäscherungen, die mit den Einbrüchen der Franzosen häufig verbunden, bauete man neue Wohnhäuser. Bei Vermehrung der Familie wurden die Gebäude getheilt, sogar die Junkerhäuser herbergten oft drei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis vier Familien. Doch war die Vermehrung der Bevölkerung in den Kriegsjahren unbedeutend, und erst unter Preußen erhob sich mit dem Wohlstande auch die Einwohnerzahl.

Dem Einzuge der Verbündeten in Paris im März 1814 folgte der Wiener Congreß, welcher darüber zu entscheiden hatte, welchem Herrscher das unter dem General-Gouvernement verwaltete Rheinland anheim fallen sollte. Da wurden überall Gebete veranstaltet, daß die Fürsten vom h. Geiste geleitet das Rechte treffen sollten. Aber leider herrschte der allerböseste Geist zu Wien. Der Dämon Talleyrand verstand es die Eifersucht unter den Verbündeten zu schüren und die Hoffnung auf eine mächtige deutsche Einheit zu vereiteln. Jeder der deutschen Reichsfürsten wollte ein möglichst großes Stück haben, und es war ein ekelhaftes Feilschen und Markten um Land und Leute, ein wahrer Seelenhandel. Da gab man ohne Gedanken an Schutz nach Außen die Vormauer gegen Frankreich dem kleinsten Fürsten, dem Hessenhomburger. Dem Oldenburger, der an der Nordsee wohnte, gab man St. Wendel und Birkenfeld, dem Baier die von ihm getrennt liegende Rheinpfalz, und Preußen ein Stück des Rheinlandes in langgedehnter ungeschützter Lage, die man durch Abtrennung von Luxemburg und Mainz noch mehr schwächte. Offenbar hatten Neid und Feindschaft gegen Preußen es so durch Ränke und Arglist geordnet; aber die feindliche Absicht hatte den gegentheiligen Erfolg, weil die Ungunst der Lage den Zukunftsstaat seine Wehrverfassung zu stärken veranlaßte.

In das Wiener Congreßgewirre von Selbstsucht und Ränken schlug wie ein Blitz im März 1815 die Nachricht ein: Bonaparte sei von der Insel Elba aus seiner Gefangenschaft ausgebrochen, der neugebackene König von Frankreich sei aus Paris geflohen und der Kriegsmeister Napoleon stehe wieder an der Spitze des Heeres. Da war es hohe Zeit für die Verbündeten, sich zu einigen. Preußen nahm am 5. April 1815 die Rheinlande in Besitz. In der Ansprache an die Rheinländer sagte König Friedrich Wilhelm III. unter Anderem: „Als Ich dem Beschlusse der zum Congreß versammelten Mächte, durch welchen ein großer Theil des linken Rheinufers Meinen

Staaten einverleibt wird, Meine Zustimmung gab, ließ Ich die gefahrvolle Lage dieser Gränzlande des deutschen Reiches und die schwere Pflicht ihrer Vertheidigung nicht unerwogen. Aber die höhere Rücksicht auf das gesammte deutsche Vaterland entschied Meinen Entschluß. Diese deutschen Urländer müssen mit Deutschland vereinigt bleiben; sie können nicht einem anderen Reiche angehören, dem sie durch Sprache, durch Sitten und Gesetze fremd sind. Sie sind die Vormauer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und Preußen, dessen Selbstständigkeit seit ihrem Verluste hart bedroht war, hat eben so sehr die Pflicht als den ehrenvollen Anspruch, sie zu beschützen und für sie zu wachen ꝛc. So habe Ich denn im Vertrauen auf Gott und auf die Treue und den Muth Meines Volkes diese Rheinländer in Besitz genommen und mit der Preußischen Krone vereinigt. Und so, Ihr Einwohner dieser Länder, trete Ich jetzt mit Vertrauen unter Euch, gebe Euch Eurem deutschen Vaterlande, einem alten deutschen Fürstenstamme wieder und nenne Euch Preußen!"

So sprach 1815 der Gemahl der Königin Luise, der Vater unseres Heldenkaisers zu den Bewohnern der Rheinlande. Unterdessen hatten die Bergischen sich bereits zum Kampfe gegen den Friedensstörer Bonaparte gerüstet. Bereits am Charfreitage, 14. März 1815 hatte das General-Gouvernement an die Bewohner des Bergischen Landes einen Aufruf erlassen, der aus dem Geiste des Joh. Heinrich Kühlwetter geflossen an die Herzen sprach: „Bonaparte ist zurückgekehrt! In verbrecherischem Taumel hat ihn das großmüthig verschonte Babel empfangen. Schandvoller Jubel hallt von seinen verrathenen Mauern wieder hinauf zum Throne des Weltrichters ꝛc.

Land des Fleißes, Land der Treue, der frommen Sitte, des stillen bürgerlichen Glückes! Deine Güter sind aufs neue bedroht. Der Verfolger ist erstanden, um seine räuberischen Horden in deine gesegneten Fluren, deine gewerbreichen Thäler plündernd zurückzuführen. Nahe waren die höchsten Segnungen des Friedens. Ein edler deutscher König, eine gesetzliche Verfassung, milde Verwaltung. Verbunden mit den Nachbarlanden zu Einem Staate würde der Eurige der reichste und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

glücklichste geworden sein. Wollt Ihr dieser großen Hoffnung entsagen, oder sie behaupten? Die Stunde der Prüfung hat geschlagen. Zeigt Euch ihrer würdig ꝛc. Auf denn! Hinaus zum heiligen Kampfe, wer Gott fürchtet. Der Herr wird mit uns sein und mit dem theuren Vaterlande." —

Aus nämlicher Feder floß am folgenden Tage die Ansprache an den bergischen Landsturm, aus welcher wir nur folgende Stellen zur Bezeichnung des herrschenden Geistes herausheben:

„Das Volk, das Gott verlassen und sich, selbst aus dem Glauben eine Gaukelei, aus dem Rechte einen Raub, aus der Tugend ein Spiel macht, hat seinen König ausgestoßen, um aufs Neue dem Feinde alles Guten zu huldigen. — Meineidig, treulos, schandebedeckt, den eigenen Namen zum Fluche in der Geschichte gebrandmarkt, sammelt es sich jetzt um den großen Räuber zu neuem Raube ꝛc.

Wir aber deutsche Männer des Landes! wollen uns sammeln und festhalten am deutschen Vaterlande in Muth und Eintracht, in Vertrauen und Thätigkeit ꝛc. Es gilt die Vollendung des großen Kampfes, den Ihr schon ehrenvoll mit bestanden. Erhaltet, was Ihr so theuer errungen. Freiheit und Ehre. Und unerschütterlich wie der wahre Muth sei Eure Loosung: „Mit Gott für das Vaterland."

Eine ähnliche Sprache führte damals der Professor Joseph Görres zu Coblenz in seinem Rheinischen Merkur. Jedes Wort hallte in den deutschen Herzen wieder.

Am 16. und 18. Juni 1815 haben die bergischen und rheinischen Regimenter bei Ligny und bei Waterloo unter dem greisen Helden Blücher dem Vaterlande die Treue bewährt. Nochmals unterlag Napoleon, diesmal der deutschen Kraft. Nochmals zogen die Sieger ein in Paris. Diesmal war der Frieden mit Frankreich unserm Vaterlande günstiger, weil die Russen und Oestreicher nicht geholfen hatten. Aber die Engländer waren dabei. Die deutsche Einheit und der Kaiser konnten erst dann erstehen, als das deutsche Volk allein gethan, wozu es keine Hülfe brauchte.

Nicht das Jahr 1817 hatte verschuldet, was ihm die

Leute nachsagen, daß es ein Hungerjahr gewesen, sondern das Jahr 1816, und es war damit wie so oft im Leben, daß die Kinder für die Missethaten ihrer Väter büßen müssen. Wenn man nun das Jahr Siebenzehn als einen Gipfel des Elends von alten Leuten erwähnen hört, so muß man dabei denken, wie es 1816 gewesen ist. Da wollte es von Jahresanfang an nicht regnen, und die Frühlingsmonate hindurch war rechtes Ziegelbäckerwetter, das heißt: recht trocken. Die Menschheit war damals auch in den Rheinlanden noch nicht so weit in den Naturwissenschaften fortgeschritten, wie heutzutage. Die Landleute hielten noch vielfach an der Lehre des unfehlbaren heil. Vaters Papst Innocenz VIII. fest, daß Gewitter, Hagelschlag, Mäuseschaden, Schneckenfraß und Dürre und Regen das Werk der Hexen und Zauberer sei, sowie daß man aus Aprilschnee Seife kochen könne. Weil nun die Ziegelbäcker zu ihrem Geschäfte trocknes Wetter wünschen, und ihre Arbeiten gerade in die Jahreszeit fallen, wann der befruchtende Regen für Feld und Garten am nothwendigsten, so hatte man jetzt gerade vor 60 Jahren die Ziegelbäcker in Verdacht, daß diese den Regen verwünscht und die Wolken besprochen hätten, daß sie keinen Tropfen Regen fallen ließen. Nachdem den März und den größten Theil des April hindurch kein Wölkchen am Himmel gewesen, zog an manchem Mittage ein dunkles Gebräu aus der Nassauer Fabrik empor am Horizont, und die Gärtner und Bauern hofften schon auf einen erquickenden Regen. Da aber hatten sie sich vergeblich gefreut, der Wind schlug um nach Norden, und ein dichter Harrauch, ein sogenannter Stinknebel erfüllte die Luft, so daß alle Regenhoffnung für lange verschwand. Das mußten die Ziegelbäcker verbrochen haben, weil sie die Einzigen waren, die in ihrem Geschäfte Nutzen zogen von der Dürre, und das Volk war so erbittert gegen die angeblichen Anstifter des Unheils, daß verschiedene Hütten der Bezüchtigten niedergerissen und die Leute selber mit dem Tode bedroht wurden. Das kam je länger desto schlimmer, und der Bürgermeister des Ortes, der Vater des alten Fuhrmannes, hatte seine liebe Noth, die armen Ziegelbäcker vor Mißhandlung zu schützen, welcher Schutz auch für einen dortigen

Musiklehrer, der als Freimaurer und drum als Teufelsbanner verschrien wurde, nothwendig geworden war.

Als Widersacher der Ziegelbäcker und Freimaurer wurde Sankt Gezelin, der in der Gemeinde seine Hauptniederlassung hatte, und in einer dortigen Waldkapelle bei Morsbruch eine große Verehrung genoß und heute noch von vielen frommen Leuten genießt, um Regen angerufen. Je länger die Dürre währte, desto mehr Processionen kamen weit her aus dem Rheinthale und aus den Bergen, bei dem Regenpatron St. Gezelin um Regen anzuhalten. Nur die Prozession von Paffrath wollte immer noch nicht kommen, von der man aber wußte, daß sie stets Regen mitbrachte, wenn sie nach St. Gezelin auszog. Sie durfte sich drum wohl einer besonderen Gunst bei dem Heiligen rühmen. Dem dortigen Pastor Herrn Siegen wurde fast das Haus gestürmt mit Bitten, die unfehlbare Regenprozession auszuführen, aber beharrlich verweigerte er's, oder schob es auf, bis endlich das Wetterglas gefallen war, da ließ er läuten, und es war eine große Freude von Dorf zu Dorf, als es hieß: „die Paffrather sind endlich unterwegs, nun kann der Regen nicht ausbleiben." Und er kam. Auf dem Heimwege der Paffrather regnete es dermaßen, daß es dem Küster Hirten, der beim Singen den Kopf in den Nacken zu legen pflegte, in den Mund regnete, daß er ans Gurgeln kam und den Weibsleuten die gesteiften Treckmützen, die damals Mode waren, auf dem Kopfe zusammensanken wie die Kappusblätter. Das war ein freudiger Heimgesang der Paffrather, die den Regen mitgebracht, da sie nach Hause kamen trief naß wie ein Wasserpudel.

Als es aber eine Woche lang geregnet hatte, da meinten die guten Leute, es sei Zeit, daß es aufhöre, und als es von Mitte des Monats Mai bis in den Juni hinein geregnet hatte, da waren die Leute des Regnens viel satter noch, als vorher der Dürre. Als es aber auch noch den Juni und Juli hindurch klatschte und das Feld und die Welt zu verwassern schien, da wären die frommen Bauern gerne zu einem trocknen Heiligen gegangen, wenn sie gewußt hätten, wo ein solcher eine Wallfahrtskapelle habe; aber sie hatten keinen, und die

Ackersleute sind überhaupt stiefmütterlich behandelt, daß sie keinen Geschäftsheiligen besitzen. Der heil. Isidor, der für einen Patron der Ackersleute gilt, ein Spanier von Geburt, war auch Soldat gewesen, und hierzulande weiß man wenig von ihm. Die meisten Heiligen waren Fürsten und Könige, oder Mönche und Bischöfe, deren Geschäft immer in Blüthe steht! Aber der frömmste und zahlreichste Stand der Welt, der Bauernstand, ist damit zu kurz gekommen. Spötter aber sagten damals: man kann den Allerbesten reizen, daß er zornig wird und nun habt ihr den Gezelin überlaufen, daß er es überlaufen läßt. Es regnete den ganzen Sommer über und hörte um Allerheiligen nur so lange auf, bis die Kartoffeln erfroren waren. Dann begann es wieder „klatsch! klatsch!" und regnete den Herbst und Winter hindurch, worüber Niemand erfreut war, außer den Enten. Das Getreide war faul geworden im Felde. Die wenigen Kartoffeln waren erfroren und die Gemüse waren bald aufgezehrt. Da hätten die Leute bald gewünscht, daß ihnen unser Herrgott den Mund zuwachsen lasse wie den Fröschen im Winter im Mutt. Auf die Stadtmärkte kam nichts, weil die Bauern selber nichts hinzubringen hatten, und es gab damals noch keine Eisenbahnen, die das Korn aus anderen Gegenden herein führten, so schnell wie heutzutage. Da war denn in Stadt und Land Schmalhans der Küchenmeister, und gegen das Frühjahr 1817 hatte Niemand mehr etwas auf dem Speicher und im Keller.

Aber da sah man deutsche Brüderlichkeit, die vom Freiheitskriege her gewaltet hatte und noch vorhielt. Da half Einer dem Andern. Die Kaufleute und Fabrikherren in den Städten ließen Korn kommen von Danzig und aus Rußland, sie bezogen Reis und Mais und Hülsenfrüchte für sich und ihre Arbeiter. Zum Glück kannte man damals noch nicht die socialdemokratischen Hetzereien, welche das gute Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zerstören und Erstern die Groschen zahlen lassen, auf daß Hetzbuben Wein dafür trinken; Gottlob gab es damals noch nicht die klerikalen und ultramontanen Umtriebe, welche das Volk zum tiefsten Hasse gegen ihre wahren Freunde und Wohlthäter verleiten. Die reichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute thaten alles Mögliche, um die Armen am Leben zu erhalten. Gut, daß damals die Geldsäcke waren, die Getreideschiffe heranzogen. Wäre der Socialstaat fertig gewesen, so hätte die halbe Welt verhungern müssen. Auf dem Lande war es fast schlimmer, wie in den Städten. Da blieb kein Heckenmuß unbenutzt, und Moos und Flechten wurden zu Nahrungsmitteln verwandt. Den Armen kam es gut, daß die Kenntniß der wildwachsenden Nahrungspflanzen sich 20 Jahre hindurch von der Zeit der französischen Plünderung erhalten hatte. Da waren die Leute nicht so wählerisch wie heutzutage. Die Gutsbesitzer mußten aufpassen, daß die Bettler nicht den Hunden und den Schweinen die Nahrung fortrafften. Der Vater des alten Fuhrmanns ging als Bürgermeister mit dem besten Beispiel voran; er sorgte für Arbeit, für Nahrungsmittel der Arbeitsunfähigen und für Erhöhung des Taglohnes. Wie er darin von Wohlhabenden unterstützt wurde, geht aus der Thatsache hervor, daß er eines Morgens die ganze Hausflur mit Getreidesäcken gefüllt fand. Als das Haus noch in Ruhe lag, in der ersten Morgendämmerung waren zwei Karren Getreide dort abgeladen worden. Die unbekannten Fuhrleute hatten der Dienerschaft hinterlassen: „Der Hausherr wisse von der Fracht und wisse, was er damit anzufangen habe.“ Trotz aller Nachfrage wurde nicht bekannt, wer die Fuhren gesendet. Die Armen hatten einem unbekannten Wohlthäter zu danken.

So war es damals mit der durch Vaterlandsgefühl angefachten Liebe und Volksbrüderlichkeit bestellt. Täglich erlebte man damals ähnliche Beispiele. Die Zurücktreiberei verknöcherte und vergiftete noch nicht die Herzen, die in ihrer Vereinzelung sich immer mehr zur Eigensucht verlieren mußten, so daß selbst die heil. Religion bei Vielen einerseits zu belohnungssüchtiger Eigenliebe und andererseits zur Handhabe der Habgier und Herrschsucht entartete, wie es heute leider besonders durch das gehässige ultramontane Treiben gestellt ist. Die Vaterlandsliebe als die Summe christlicher Nächstenliebe vermag nicht blos aus Feindeshand, sie vermag auch aus Hungersnoth zu retten, wie das Mangel-Jahr 1817 bewiesen hat.

Das gröbste Stück fanatischer Rohheit im 19. Jahrhun-

derte wurde im Januar 1818 zu Reußrath bei Opladen aufgeführt. Dort sind zwei Gemeinden: eine lutherische damals unter dem Pfarrer Carl Bertram Hundhausen, und eine katholische unter dem Pastor Joseph Roland Müller, der als Vicar von Marialinden an die Stelle des wegen Trunksucht entfernten Pastors Gottsbauer berufen worden war, und erst wenige Monate die Gemeinde verwaltete. Müller war früher Schuster gewesen und kam 52 Jahre alt nach Reußrath, wo Hundhausen bereits zwei Jahre amtete. Beide verkehrten Anfangs in Frieden und Freundschaft mit einander; jedoch weil der Hund des Einen die Hühner des Andern gerupft und sie der schönen Steißfedern beraubt hatte, gab es Gehässigkeiten, die bei dem Reformationsfeste am 31. Oktober 1817 in offene Feindschaft ausbrachen. Der Pastor Müller kam in die lutherische Kirche und schimpfte während der Festpredigt über den gefeierten Dr. Martin Luther, den er „einen schlechten Kerl" nannte, schlechter als Jemand, der seinen Vater umgebracht habe. Diese Schmähreden unterbrachen zwar Hundhausen's Predigt nicht, sie wurden aber von Vielen gehört. Der hochwürdige Herr Pastor Müller wurde deshalb vor das Zuchtpolizeigericht zu Düsseldorf gestellt, aber frei gesprochen, weil der Gottesdienst durch ihn nicht unterbrochen war. Hierdurch kühner gemacht brachte er jeden Sonntag Schmähreden auf der Kanzel gegen Luther vor, sogenannte Kontroverspredigten in plattdeutscher Sprache, wobei er sich in den saftigsten Gemeinheiten erging. Dies war dem ungebildeten Landvolke recht nach seinem Geschmacke, gerade so wie 66 Jahre später sein Geistesverwandter, der hochwürdige Herr Pastor von Lützenkirchen eine Reihe von Predigten gegen den alten Fuhrmann und dessen volksbelehrende Schriften angekündigt und zum größten Ergötzen des scandalsüchtigen Landvolkes gehalten hat. Denn wie die gleichgestimmten Saiten regt auch das menschliche Gemüth der verwandte Ton, und der Schmutz des Häßlichen und Gemeinen zieht eine größere Zahl von Zuhörern an, als das Edle, Schöne und wahrhaft Christliche, wofür die Wenigsten Verständniß tragen. Die Welt will ja betrogen sein. Wie jüngst in Lützenkirchen, so ging es damals

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damit zu Reußrath. Die Kirche war von Schaaren neugieriger Zuhörer nicht blos überfüllt, sondern sogar von Sonntag zu Sonntag immer massenhafter umdrängt. Da lauschten Alle mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Schmutzworte, die dem rohen Fanatismus zusagten wie den Kröten der Mistpfuhl. Da gab es denn Streit und Prügeleien unter den Gliedern der verschiedenen Bekenntnisse, die mit ihren Mißpelstöcken sich die dummen Köpfe blutig schlugen. Der Wundarzt Schaber und der Apotheker Hartkopp zu Opladen hatten ihren Vortheil davon, denn da gab es allsonntäglich zu pflastern und zu salben. Ueberall Zank und Hader.

Auf den 18. Januar hatte der Pastor Müller eine besonders kräftige Streitpredigt angekündigt, und hatte dabei gesagt: „er werde dann den Doctor Martin Luther an glühender Kette aus der Hölle vorführen." Dies hatte er wohl nur bildlich gemeint. Die andächtigen Zuhörer hatten es aber handgreiflich verstanden, und so lief diese Nachricht über Land und Sand weit in die Welt hinaus. Das gab eine gewaltige Bewegung im Bergischen, wo die Bekenntnisse in fast jeder Gemeinde gemischt und die katholischen Bauern höchst neidisch waren über den größeren Wohlstand und die höhere Bildungsstufe der Evangelischen. Jeder wollte den Luther an der Kette aus der Hölle vorgeführt sehen, wie man einen Bär auf den Jahrmärkten geführt sieht mit dem Ring durch die Nase. Von den fernsten Gebirgsdörfern des bergischen Landes kamen die Gläubigen mit Knappsäcken (Mundvorrath), und über den Rhein her zogen Tausende Andächtige heran, um, wie sie sagten, den Triumph der katholischen Religion anzustaunen, wie sie es auch beim Schäfer zu Niederembt und der Louise Lateau und anderen Schwindlern von ihren jesuitischen Seelsorgern mißleitet später gemacht haben. Aber auch die Evangelischen hatten sich aufgemacht, die garstige Unbilde zu bestrafen, und die treuen handfesten Solinger, die mit derlei nicht spaßen, hatten sich sogar mit Waffen versehen.

Das Glück wollte, daß der Herr Landrath von Opladen rechtzeitig davon unterrichtet wurde. Herr Georg von Hauer, ein gläubiger, aber gebildeter Katholik, ein höchst tüchtiger

Beamte und thatkräftiger Mann, hatte bewaffnete Macht herangezogen, die Kirche besetzt und dem Störefried Pastor Müller verboten, die Kanzel zu besteigen. An verschiedenen Rheinfähren hatte er Gensdarmen gesandt, die Ueberfahrt zu verhindern, hatte sogar Lanzenträger des Landsturms aufgeboten und am Küpperstege und an anderen Verkehrwegen zur Wache aufgestellt, um die nach Reußrath eilenden Leute zurückzuhalten und ihnen zu sagen, daß die Kontroverspredigt verboten sei, daß sie also nichts versäumten, wenn sie ruhig wieder nach Hause gingen. Dennoch war das Dorf Reußrath schon in der Morgenfrühe des 18. Januar überfüllt von Besuchern. Alle Häuser waren mit fremden Gästen gefüllt, deren Neugier aber schlecht befriedigt wurde. Der dicke Landrath von Hauer und andere vernünftige Männer hielten zweckmäßige Ansprachen an das Volk, das sich denn auch bald zerstreute, da es die Kirche verschlossen sah. Auf dem Heimwege kamen zwar noch einige Schlägereien zu Stande, jedoch in kleineren Gesellschaften. Die Sache verlief, Dank der Fürsorge des braven Herrn Landraths von Opladen, in überaus günstiger Weise, und nachdem Er, von dem alle diese Zänkerei ausgegangen, der Pastor Müller von Reußrath, nach Iserlohn versetzt war, kehrten Ruhe und Frieden zurück und die Bekenntnisse vertrugen sich wie früher, so daß der böse Handel in wenigen Jahren vergessen und verwischt war.

Der alte Fuhrmann aber wird jenes Tages nicht vergessen, denn er erhielt einen gehörigen Denkzettel von seinem Vater, die Bedeutung jenes Tages mit ungebrannter Asche auf den Rücken geschrieben. Er war nämlich, damals ein 12jähriger Knabe, mit einem Schwarm von Altersgenossen auch nach Reußrath gelaufen, um den Doctor Martin an der Kette vorführen zu sehen, denn auch er war, wie dies bei damaligen confessionellen Schulen nicht anders sein kann, erfüllt von dem glühendsten Eifer für seinen katholischen Glauben, den die rohe unwissende fanatische Menge, der die Jugend so leicht sich anschließt, wie auch heutzutage mehr in Herabwürdigung des Gegners, als in eigener Erhebung sucht. Sein Vater aber, ohne dessen Erlaubniß er zu der vermeintlichen

Verherrlichung des Glaubens nach Reußrath gelaufen war, that nicht sparsam mit eindringlichster Belehrung, die dem Alten jenes Erlebniß unvergeßlich macht, wie man überhaupt empfangene Wohlthaten nicht vergessen soll. Daß er aber all sein Leben hindurch nur wegen Unduldsamkeit Schläge erhalten hat, — diese Lebensschicksale theilt er mit der Geschichte des Vaterlandes, das auch seine härtesten Schläge wegen unchristlicher Unduldsamkeit erhielt, wie der 30jährige Krieg beweiset, dessen beispielloser Jammer unser Volk bei den heutigen Hetzereien nicht vergessen, sondern recht klar vor Augen halten sollte zu eindringlichster Belehrung.

Wenn man jetzt an einem schönen Junitage die wunderherrlichen Gärten und Parke am Schlosse Dyck betritt, wo die wohlgeordneten Anlagen von Wies' und Wald und Blumenbeeten in genußreichster Abwechselung sich um die Päonien und die Alpenrosen reihen, und weiß dann, wie es früher dort gewesen, ehe der naturfreundliche Fürst Joseph von Salm durch seinen Gartendirektor Funke den unwirthbaren Sumpf und den struppigen Wald in dies Paradies umgeschaffen, dann sieht man Alles mit noch dankbarerem Gefühle, mit höherem Genusse an, denn es begegnet der schaffende, der ordnende Geist, der diese Wunder schuf und er regt uns an, auch unsere Thätigkeit zu verwerthen. Wo jetzt Blumenpracht und Ordnung verbreitet ist, dort war im Jahre 1817 noch eine rohe Wildniß.

Wie hier die ordnende Hand in den Gärten die Wunder der Schönheit aus einer Wildniß geschaffen, so wurde in die Geister, in die Gemüther der Menschen Bildung und Geselligkeit mit mancher Mühe und großen Opfern erst allmälig gegründet.

Seit dem 30jährigen Kriege, da das Volk in äußerste Rohheit und Unwissenheit versunken, waren Schulen gegründet, die aber erst allmälig zu wirken vermochten, denn die Lehrer, zumal auf dem Lande, wußten selber nicht viel, und die wenigsten Kinder wurden in die Schule gesandt. Lesen und Schreiben, Katechismus und biblische Geschichten machten die ganze Lehre aus. Unwissenheit und wiederholte Kriegsläufte, so viele Einbrüche und Plünderungen der Franzosen erhielten das

Volk in tiefster Armuth, zu deren Erhaltung auch die Klöster viel beitrugen. Erst nachdem die Klöster aufgehoben und die Kriegsschauplätze in die Ferne gerückt waren, begann mit dem Anfange dieses Jahrhunderts am Niederrheine ein genußreicheres Leben, das den Trieb nach Volksbildung erwachen und durch wackere Männer fördern ließ. Da waren es in der nächsten Umgebung des alten Fuhrmannes besonders drei Männer, die sich um die Bildung des Volkes, um den schönsten Gottesgarten der Menschheit so großes Verdienst erwarben wie Jene, welche die Wildniß um das Schloß Dyck in die herrlichen Gärten umgeschaffen haben. Fast gleichzeitig war dies der Fall. Der eine dieser Drei war der Rath zu Opladen, der für Obstbau und Landwirthschaft seit 1797 thätig war, der andere war der lutherische Pastor Löh zu Burscheid, der im Jahre 1800 die Lesegesellschaft stiftete, welche alle strebsame Männer und Jünglinge der Umgegend zur geistigen Thätigkeit anregte, und der Vater des alten Fuhrmannes, der gleichzeitig die Tonkunst als ein fruchtreiches Bildungsmittel in die Berge trug. Alle Drei aber waren mit gleicher Opferwilligkeit thätig für die Verbesserung und Verallgemeinerung des ländlichen Schulunterrichtes.

Musikgesellschaften waren während der franz. Kaiserzeit die einzigen Vereine, die von der Polizei unbehelligt blieben. Schon im Jahre 1810 wurden zu Burscheid die Uebungen begonnen und zeitweise Conzerte veranstaltet, und 1812 die Satzungen des jetzt noch bestehenden Vereines für Burscheid und Schlebusch von der Regierung bestätigt. Niemals wohl ist ein Bildungsstreben mit größerem Erfolge erfaßt worden, und selten hat es wohl reifere Früchte getragen, wie dort allmälig gediehen. Von allen Bildungsmitteln ist besonders die Tonkunst eine edlere Geselligkeit zu schaffen und für jede geistige Bildung anzuregen geeignet. Dies hat sich besonders bei Burscheid bewiesen. Es war damals ein Dörfchen von etwa 300 Einwohnern in ungünstigster Lage, da weder ein Fluß noch eine fahrbare Straße den Verkehr begünstigte. Nur an der Grenze der ausgedehnten, in viele Weiler und einzelne Wohnstätten zerstreuten Gemeinde führte die Heerstraße zwischen

Mülheim und Lennep, welche allmälig statt der alten Wipperfürther Straße vom Rheine nach Westphalen benutzt wurde. Nach dem Dorfe selbst aber führte nicht einmal ein wohlgebauter Fahrweg, der von Wagen hätte benutzt werden können, da bei ungünstiger Jahreszeit kaum ein schmalräderiger Karren mit dem zehnten Theile heutiger Fracht sich dort fortzubewegen vermochte. Reitpferde und Schusters Rappen waren die einzigen Verkehrmittel. Und so blieb es noch lange, ja noch fast 20 Jahre in die preußische Verwaltung hinein, weil das Unglück wollte, daß der damalige Landrath des Kreises, sonst ein achtungswerther Beamte, kein besonderer Freund des Wegebaues und ein ausgesprochener Feind der Gemeinde war, wobei confessionelle Engherzigkeit mitwirkte, weil Burscheid die größte lutherische Gemeinde an der Grenze des meist katholischen Kreises Opladen war, der später mit Solingen vereinigt wurde. Außer einem sehr mäßigen durch Bergwälder beschränkten Ackerbau, der außer Obstkraut keine Erzeugnisse auszuführen und kaum die dünne Bevölkerung zu ernähren vermochte, bildeten Schweinezucht und Handel mit jungen Schweinchen und mit gedörrtem Schweinefleisch die einzige dort mögliche Handels- und Gewerbthätigkeit. Doch trotz aller Ungunst der Lage bewirkte das beharrliche Bildungsstreben auch einen bedeutenden Aufschwung in allen Zweigen des Ernährungswesens, auch im Ackerbau. Besonders die im Jahre 1817 gegründete Musikschule ermöglichte jedem Knaben, irgend ein Tonzeug spielen zu lernen. Die Musikgesellschaft bildete das Oboistencorps für den Landsturmbanner, veranstaltete den Winter und Sommer hindurch eine Reihe von Conzerten, auf denen die Synfonieen und Oratorien der besten Tonmeister vorgetragen wurden und die Gebildeten der Umgegend sich immer mehr versammelten. Da wuchsen die Gesellschaftsräume und die Häuser an Zahl und Umfang. Die hölzernen Gebäude mit Lehmfachwerk verschwanden und stattliche Häuserreihen traten an ihre Stelle. Die jungen Leute leisteten ihre Heerespflicht unter der Regimentsmusik der Garnisonsstädte und waren dort in gebildeten Kreisen um so willkommener, da Alle auch die Geige spielten, was ihnen bei den besten Bürgern die Thüren

aufschloß. Das eine Bildungsstreben erzeugte das andere. Auf den Weilern und Gehöften umher, wo ehedem wie anderwärts wilder Kegelbahnlärm, Kartspiel mit obligaten Schlägen auf den Tisch und mancherlei Wirthshausrohheit, hörte man Haydn'sche Quartette und Beethoven'sche Sonaten. Mit einem höheren Lebensgenusse verband sich eine edlere Geselligkeit, wobei besonders rühmenswerth und von großem sittlichen Vortheile, daß auch die Frauen an den Festabenden Theil nahmen. Der Bildung folgte Wohlstand, der Schweinehandel verschwand und kaufmännische und Fabrikgeschäfte traten trotz der Ungunst der Lage ins Leben. Aus dem unscheinbaren Dörflein erwuchs eine von hohen Dampfthürmen überragte Stadt.

Als die Musikgesellschaft für Burscheid und Schlebusch so viele Mitglieder zählte, daß an jedem der beiden Orte ein Orchester- und ein Gesangverein bestehen konnte, zweigten sich die Schlebuscher Mitglieder zu einer besonderen Gesellschaft ab, die im Jahre 1819 ihre Statuten vollzog und, anfänglich von den Burscheider Genossen unterstützt, in wenigen Jahren zu selbstständigem freudigen Leben gedieh.

Wie in Burscheid wurde auch zu Schlebusch den Winter und den Sommer hindurch nicht blos eine Reihe öffentlicher Conzerte veranstaltet, sondern auch Sonntags in der Pfarrkirche Oratorien aufgeführt, worunter die Messen von Haydn, Mozart, Schiederneyer, Cherubini und anderen bedeutenden Tonschöpfern. Leute, die an den Wochentagen hinter dem Pfluge gingen, oder in den Werkstätten als Arbeiter beschäftigt waren, traten als Spieler und als Sänger mit verständnißvollem Vortrage auf. In den großen Städten war damals die Tonkunst noch nicht weit gediehen. Wollte man untadelige Aufführung von Meisterwerken hören, so reisete man in das Dorf Schlebusch. Besonderen Aufschwung erhielt die Tonkunst durch die Stiftung der großen Niederrheinischen Musikfeste im Jahre 1812, welchen die Burscheider und Schlebuscher Gesellschaften sich anschlossen und den Vereinen größerer Städte für vollständig ebenbürtig gehalten wurden. Nicht selten lieferten die beiden Dörfer Solisten. So 1821 bei der Aufführung

der Schöpfung von Haydn das Horn. Als bei der Hauptprobe der als bester Hornist bekannte Herr aus Aachen das Solo nicht nach dem Geschmacke des Dirigenten Burgmüller zu Düsseldorf vorzutragen vermochte, schlug der Schlebuscher Director vor, es mit dem Hornisten Höller aus Burscheid zu versuchen, und obgleich dieser die Solostellen nicht geübt hatte, trug er dieselben mit solchem Verständniß und solcher Fertigkeit vor, daß er sie andern Tages auch bei der Aufführung zum Entzücken der Kenner blies. Ein paar Tage später sah man den Virtuosen aus Burscheid mit einer Heerde Schweinchen als Händler über Land ziehen. Auch stellte Burscheid eine Reihe von Jahren hindurch den besten Fagottisten Carl Becker, und wie Schlebusch mehre vorzügliche Geiger.

Leider erfreute sich der Schlebuscher Verein keiner langen Dauer. Nachdem sein Gründer und Director fortgezogen war und der durch ihn musikalisch gebildete Küster und Musiklehrer, ein sehr begabter kenntnißreicher Mann, noch etwa fünf Jahre hindurch die Uebungen und öffentliche Concerte geleitet hatte, kam er in Zerwürfniß mit dem Ortspfarrer, der in dem Vereine eine Beschränkung seiner Allmacht gewahrte. Angesponnene Ränke brachten ihn nach etwa 16jährigem Bestehen zu Falle, wogegen der Verein zu Burscheid im Jahre 1862 bereits sein 50jähriges Bestehen gefeiert hat und heute noch als eine fruchtreiche Bildungsanstalt zum Vortheile der Jugend, zur Freude der Alten fortbesteht. Doch auch die von Schlebusch aus zerstreuten Mitglieder des ehemaligen dortigen Vereines haben Sinn und Antrieb für die Tonkunst in andere Gegenden fortgetragen, so daß die mit großen Opfern verbundene Bethätigung für das Schöne und Edle nicht vergeblich. Viele verdanken jener Stiftung ihre Bildung und den reinsten Lebensgenuß, Viele eine erhöhte Lebensstellung.

Die hohe Begeisterung, die allgemeine Bethätigung für die Tonkunst in den ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts hatte wie angedeutet auch einen politischen Grund. In den Musikgesellschaften, die lange Zeit die einzig gestatteten Vereine, wurde die Vaterlandsliebe gepflegt, was sich nicht allein dadurch bewies, daß alle waffenfähige Mitglieder in den Jahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1813—15 freiwillig zu den deutschen Fahnen eilten, sondern daß auch die patriotischen Feste, namentlich der 18. Oktober, durch öffentliche Musik- und Gesang-Aufführungen fort und fort gefeiert wurden. Nach den Freiheitskriegen traten die Bürger-Schützen-Vereine und darauf die Männer-Gesangvereine ins Leben. Diese ersetzten die untergegangenen Orchestervereine, wenn auch nicht in künstlerischer, doch in geselliger Beziehung und hatten ihren höchsten Werth darin, daß sie zu vaterländischer Gesinnung anregten. Die Liederworte von Körner, Arndt, Uhland ꝛc. ꝛc. wurden nicht überall verständnißlos wie von blinden Buchfinken gesungen, und so glichen alle diese Vereine kleinen Bächlein und Quellen, die ihre Wellen in den Strom der Vaterlandsliebe ergossen. Dies erklärt auch die Zerstörung des Schlebuscher Vereines von vaterlandsfeindlicher Seite, sowie der Fortbestand des Vereines zu Burscheid, weil diese dunkeln Mächte dort keinen Boden fanden, wo überdies der lutherische Pfarrer Joh. Löh mit seiner Lesegesellschaft und seinen geistvollen Vorträgen dem rechten vaterländischen Bildungsstreben vorgearbeitet hatte. Burscheid ist des Dankes für jene Männer nicht vergessen. Es sieht die Sage von den Bausteinen des Orpheus verwirklicht. Obwohl auch noch heute des zukömmlichen Verkehrmittels, der Eisenbahn, in ungünstigster Lage entbehrend, liefert es die Erzeugnisse selbstgeschaffener Industrie in die fernsten Welttheile. Die Namen seiner Handelsfirmen sind noch immer die Familiennamen derer, die im Jahre 1812 die Statuten des Musikvereins unterzeichnet hatten. Bei dem 50. Stiftungsfeste wirkten 80 einheimische Mitglieder bei der Aufführung; jener Waldhornist saß zahnlos an den Pauken und seine Kinder, seine Enkel und Urenkel sah man an verschiedenen Pulten als Geiger und Bläser vertheilt. Mögen letztere nach nochmals fünfzig Jahren dem Werke der Väter Treue erzeigen!

Es ist ein Uebelstand im Volke und ein großer geistiger Mangel, wenn es keine Ideen, keine gemeinsamen Gedanken hat, die es tragen und erheben und so manche Last und Sorge der Alltäglichkeit vergüten. Je höher und edler die Ideen, desto glücklicher, desto sittlicher ihre Träger, das Volk, das sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dafür begeistert. Die höchste, die berechtigtste, das ganze Volk umfassende Idee ist die des Vaterlandes. Das erlebte man in den Freiheitskriegen, wovon noch Erinnerung bei Augenzeugen, den Alten; das sah man 1848, wenn auch nur zu bald irregeleitet oder getrübt bei der Mehrzahl, und wir empfanden es jüngst noch vor 5 und 6 Jahren bei der glorreichen Erhebung des deutschen Volkes, die uns vor dem Einbruche der Franzosen und ihrer Turkos gerettet hat. In solchen Zeitläuften, in solcher Lage der Dinge gewahrt das Volk so recht die Weisheit und Güte des ewigen Völkervaters, der durch gemeinsame Sprache, durch Körperbildung, Sitte und Denkweise uns zu gegenseitigem Schutze, zu einem Volke von Brüdern und zur gemeinsamen Ausbildung aller unserer Einrichtungen wie Eine große Familie verbinden wollte. Dieser schöne, dieser große, dieser dem Ursprunge nach wahrhaft göttliche und in seinen Wirkungen heilvolle Gedanke hat oft im Volke gewaltet, aber eben weil die christliche Volksbrüderlichkeit zur Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Volksangehörigen führt, so haben diejenigen, welche nicht das Glück des Ganzen, sondern ihre Ueberherrschung der Andern zu fördern beabsichtigten, das Volk von seinen heilvollen Ideen abgelenkt und von eigner Leidenschaft der Herrschsucht getrieben und geleitet, die Leidenschaften der Menge aufgestachelt, um das Volk irre zu führen und auszubeuten. Das haben die herrschenden Stände immer gethan, um ihrer Bevorrechtung willen, und das arme betrogene Volk hat hinterher zu spät gesehen, wie es ihm mit seinem Glücke ergangen ist.

Zu allererst im deutschen Heidenthume war es die Idee der Ständeverschiedenheit, die obwohl mit dem Christenthume unverträglich zu seiner absichtlichen Fälschung darin aufgenommen wurde — der Unterschied von Adalingen, Freien und Unfreien, der weit über die Hälfte der Nation als Leibeigene und Hörige theils völlig rechtlos, theils zu Leuten geringeren Werthes machte, auf daß die Bevorrechteten sie knechten und beherrschen konnten. Als das Vaterland dennoch zu hoher Blüte, zu Macht und Ehre kam, war es unter Anderm die schiefe Idee der Kreuzzüge, der Gedanke der Befreiung des heil.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grabes, des Landes, wo unser Erlöser gewandelt hatte, von den Muhamedanern oder Sarazenen, die es eingenommen hatten. Das gläubige Volk wurde mit dieser Blutidee der Ausrottung der sogenannten Ungläubigen in Tod und Verderben gehetzt, um der Hierarchie die Herrschaft der Welt zu erkämpfen. Es hat leider erfahren, wie es ihm darüber ergangen ist. Es hat Nichts dabei gewonnen und Viel verloren.

Bald darauf, fast gleichzeitig wurde die Idee von den zwei Schwertern, von der geistlichen und weltlichen Macht und dem angeblich natürlichen Uebergewichte der letztern unter das Volk gebracht, das sich um solcher leeren Flausen willen zerfleischte und sein höchstes politisches Heil, die Reichsmacht, zertrümmerte, wovon seine Bethörer, die geistlichen und weltlichen Herrscher, Gewinn hatten.

Dann kam die unchristliche Idee der Gestaltung der Glaubenseinheit durch äußeren Zwang, durch Inquisition, Folter, Scheiterhaufen und Jesuiten, die damit den 30jährigen Krieg anschürten, der Deutschland so verwüstete, daß die ehedem stolze und mächtigste Nation zu einem Haufen von Räubern und Bettlern herabsank.

Darauf und theilweise gleichzeitig wurde die Teufels-Idee ins Volk gebracht, da man vorspiegelte, der Teufel mit einer großen Heeresmacht von bösen Geistern, Hexen, Wärwölfen, Feuermännern und anderem tollen Spuke wolle die Welt in Untergang bringen, und man müsse Wehre dagegen thun mit Feuer und Schwert, um die Menschheit von Teufelsmacht zu retten. Da wurde Einer des Andern Teufel. Millionen Menschen wurden geschlachtet, gemartert und lebendig verbrannt, weil man ihnen Schuld gab, sie hätten mit bösen Geistern gebuhlt, hätten Gewitter, Hagelschlag, Mäuse und sonst allerlei gemacht, was nicht taugt, und so ängstigte ein Heer von müßigen Mönchen im Auftrage des römischen Papstes die Welt, um sie durch Furcht zu beherrschen. Adel und Geistlichkeit waren in jener Blütezeit des Potentatenthums oben auf, die Herren der Welt, und der arme Bauer war verachtet und noch schlimmer bedrückt wie ein Lastthier. Als die franz. Revolution diesem Schwindel ein Ende gemacht, da beutete der große Bonapart

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Welt aus mit seiner schiefen Idee des wälschen neurömischen Kriegsruhmes. Das zerriß, das knechtete und unterjochte unser Vaterland und lieferte seine Söhne auf ferne Schlachtbänke in Spanien und Rußland.

Als das Volk aber den Potentaten die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte, und die Staaten des deutschen Bundes sich wiederum von wälschem Joche befreit aufs neue geordnet sahen, und das Volk nun vermeinte, den Preis seines todesmuthigen Ringens, ein einheitliches deutsches Reich, eine gemeinsame Verfassung, und was Alles zum Völkerglücke gehört, verdient zu haben und in reichstem Maße zugemessen zu erhalten, da wurden dieser gesunden deutschen heilvollen Idee andere ihr feindselige schiefe Ideen entgegen gesetzt, um das Heil zu unterdrücken und die Welt zum Vortheile der früher Bevorrechteten aufs neue zu knechten. Dies Attentat auf die Freiheit und Wohlfahrt, auf die Einheitsidee des Volkes ging von geistlicher und weltlicher Seite aus. Von geistlicher Seite kam es erst leise, kaum bemerkbar, weil die Welt noch gewitzigt war von dem früheren kaum überstandenen Drucke des Zehnten und der Klöster, deren todte Hand den Boden der Ernährung entzogen hatte. Doch in aller Stille wurde das ganze Rüstzeug der Unterdrückung mit dem Papstthume wieder auf die Beine gebracht, den Zehnten auf dem polnischen Landtage des Wiener Congresses wieder zu beleben beantragt, und der von einem unfehlbaren Papste für ewige Zeiten aufgehobene Jesuitenorden wieder belebt. Diese finstern Mächte wirkten in aller Stille fort, von den weltlichen Machthabern zur Knechtung der Völker begünstigt. Das österreichische Kaiserthum, aus einem Dutzend verschiedener Völker verschiedener Sprachen, aus Deutschen, Italienern, Polacken, Panduren, Czechen, Mayaren, Wlachen, Serben, Kroaten, Slaven, Slovenen, Ruthenen und Gott weiß was Alles bestehend, strebte der deutschen Einheit entgegen, und zwang auch die anderen Staaten, die Zerstückelung zu erhalten. Nur in der Jugend auf den deutschen Hochschulen wirkte und warb der deutsche Einheitsgedanke fort und fort. Dem Volke aber wurde von den Regierungen die tolle Idee aufgezwängt, die so-

genannten Demagogen wollten das Heil der Welt untergraben.

Da führten im Jahre 1818 die von Oesterreich dictirten Karlsbader Beschlüsse die Demagogenverfolgung ein, die ebenso nichtsnutzig wie ehedem die vom Papste gebotene Hexenverfolgung. Die besten edelsten Jünglinge wurden ergriffen und in strengste vieljährige Kerkerhaft gebracht aus keinem andern Grunde, als weil sie ihr Vaterland liebten und ein edles freies Wort gesprochen oder gesungen hatten. Was 1813—15 für die höchste Tugend gegolten hatte und jetzt seit vielen Jahren wieder als höchstes Ziel aller Edelsten gepriesen und gefördert wird, die Einheitsbestrebung des Vaterlandes, galt seit 1818 und eine lange Schmachzeit hindurch als todeswürdiges Verbrechen, und die Väter warnten ihre Söhne vor der strafwürdigen Bethätigung an vaterländischem Streben. Aus vielen dem alten Fuhrmanne befreundeten Familien wurden Söhne in Gefängnisse geschleppt, sein älterer Bruder, viele seiner Anverwandten von der heimlichen Polizei ergriffen und viele nach Spandau, nach Wesel und Gott weiß wohin auf die Festung geschleppt. Viele Familien kamen in Trauer, es war ein Elend so schmachvoll fast als die fremde Unterdrückung. All der Landsturm mit seinen Uebungen wurde vergessen. Die Lanzenspitzen wurden zu Mistgabeln geschmiedet, die Schafte zu Garnruthen und Besenstielen verbraucht, und alle die schönen Lieder von Körner und Arndt sie verstummten, oder wurden nur heimlich gesummt. Da war die Jugend noch wohl daran in den Gemeinden, wo die Musikvereine ins Leben getreten waren und die edle Tonkunst das Herz erhellte und an Werken der edelsten Meister labte. Sonst umher waltete immer mehr die flacheste trübseligste Ideenlosigkeit, die besonders auf dem Lande in Klatschsucht und Kartenspiel sich verlor, wobei selbst sonst geistvolle Menschen in ihrem gemüthvollen Geselligkeitstriebe zur Karte flüchteten, um sich vor dem Anhören der Klatsch- und Schmähsucht zu retten.

In welches geistige Elend unser deutsches Volk damals zu versinken begann, bewiesen nicht nur die flachen französischen Romane und die Lüggeschichten und Denkwürdigkeiten über

den ersten Bonapart und über und von den französischen Generalen, die in zimperlicher Eitelkeit mit allerlei Schönpflästerchen ihr durch Brand und Blutflecken geschändetes Antlitz vor der richtenden Nachwelt zu bekleben suchten, sondern auch die Bilder jener modernen Raubritter im Großen, die in allen Gastzimmern an anschaulichster Stelle, zumal im Rheinlande aufgehängt waren. Gott sei Lob und Dank, daß dennoch die Gluth für das Vaterland auf den Hochschulen wirkungsvoll genährt wurde, und daß jene Schandbilder heutzutage verschwunden und die Gestalten und die Thaten wahrhaft deutscher Helden an ihre Stelle getreten sind.

Es ist eine eigenthümliche in allen Landschaften zu Tage kommende Erscheinung, daß die Spiele und Unterhaltungen der Jugend, die nicht gerade wie Schmetterlingsfang, Vogelnester, Flöten von grüner Rinde, Beerensammeln, Krebsen, Schneeballen und Eisbahnen, Binser- und Blumengeflechte, Martinsfeuer, Ostereier 2c. 2c. nothwendig an eine bestimmte Jahreszeit oder an den bestimmten Tag eines Volksfestes geknüpft sind, wie z. B. Knickerspiel, Reifenschlagen, fliegende Papierdrachen 2c. 2c., die zu jeder Jahreszeit ausführbar, doch wie auf Verabredung allerwärts alljährlich gleichzeitig auftauchen und wechseln. Da haben denn Land und Stadt manches Besondere, aber auch viel Gemeinsames. Viele dieser Jugendspiele wechseln und kommen und verschwinden auch mit den Zeitverhältnissen, wie z. B. das Kriegspielen. Andere sind an Oertlichkeiten und Kulturzustände geknüpft wie die Unterhaltung der Erwachsenen mit Jagd, Fischerei und Vogelfang. So war damals, vor 60, ja noch vor 50 Jahren die Kauertjagd (Eichhörnchenjagd von dem plattdeutschen Namen Kauert für Eichhörnchen) ein gewöhnliches allbeliebtes Herbstspiel für die Jugend. Es war dies leider sehr rohe Spiel von dem Bestande der stattlichen Eichen bedingt, die jetzt am Niederrheine längst verschwunden sind und dem Feldbau Platz gemacht haben. Nur in den hohen Eichen bauen diese Vierfüßler, die Eichhörnchen, nach der Weise der Vögel ihre Nester, immer nur in die höchsten Gipfel. Auch bieten ihnen die Eicheln eine Lieblingsnahrung, die diese klugen Thierchen wie auch Heckennüsse

und Wallnüsse zum Wintervorrathe sammeln und in verschiedenen Nestern Vorrathskammern dafür anlegen. Diese Nester sind mit großem Fleiße, mit Vorsicht und Klugheit aus Wurzeln, Reisig, Laub und Moos gebaut und mit einem einzigen Eingange versehen, der abseits dem Winde angebracht und bei dessen Wechseln verlegt wird. Die Thierchen in der Größe einer Ratte, aber schlanker gebaut, haben in Farbe und Gestalt, sowie in ihrer Klugheit viel Aehnlichkeit mit dem Fuchse, auch mit ihrem verhältnißmäßig großen Schweife, dessen sie sich bei ihren Luftsprüngen zum Rudern bedienen. Auch nicht frei von dem Vorwurfe der Mordlust sind die Eichhörnchen oder Eichkätzchen, da sie nicht nur Eier und junge Brut der Vögel, sondern auch kleinere Singvögel fressen und deshalb die Zuneigung beeinträchtigen, die sie durch ihr munteres Wesen und ihre possirlichen Sprünge erwerben. Sie leben, wo viele Eichen stehen, in zahlreichen Familien und jede hat eine Anzahl von Nestern, in welche sie sich nach der Weise der Raubritter bei drohender Gefahr zurück ziehen.

Auf diese sonst harmlos scheinenden Thierchen wurde ehedem von der Dorfjugend Jagd gemacht und diese Kauerts-Jagden gehörten zu den herbstlichen Volksbelustigungen, woran ganze Dorfschaften Theil nahmen. Kam man vor 60 Jahren durch Waldgegenden, so hörte man am Sonntag-Nachmittag den Lärm solcher Jagden, die von unsrer Dorfjugend mit dem Ernste und dem Eifer betrieben wurden, wie vom Engländischen Adel die Fuchsjagd.

Mit kurzen Knütteln und Steinen bewaffnet schlugen die Kauertsjäger gegen die Eichenstämme, warfen nach den Nestern und machten einen Höllenlärm, worauf die Eichkätzchen ihr Nest und die umlagerte Eiche verließen, um in einem andern Theile des Waldes Ruhe zu finden. So sprangen sie, liefen sie von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, immerfort von betäubendem Geschrei und Getöse verfolgt. Sprangen sie zu kurz und kamen auf den Boden —, dann war selten ein Entrinnen. Nicht blos das Eichkätzchen wurde von den Knütteln getroffen, sondern ein Jäger traf den andern in der Hast, im Gedränge, was das Geschrei vermehrte und eine Schlägerei

veranlaßte, die dem kleinen Wildpret nicht selten ermöglichte, auf einen andern Baum zu kommen. Dann ging das nämliche Geschrei, die nämliche Verfolgung wieder los, bis das Wildpret erlegt war, oder das Abenddunkel ihm Ruhe verschaffte.

Solche Kauertsjagden ließen der adeligen Jagdhetze an Rohheit Nichts nach. Die ganze Ergötzlichkeit bestand im Hetzen und Lärmen und Quälen und Tödten, weil man mit dem erlegten Kauert Nichts anzufangen wußte. — In den meisten ehemaligen Waldlandschaften sind diese Kauertsjagden längst vergessen, weil mit den Eichen auch die Eichkätzchen verschwunden sind. Zu Burscheid und Schlebusch war es aber ein anderer Grund, der die Jugend von dieser Rohheit entwöhnte, während die Eichen noch standen. Statt des Lärmens der Kauertsjagd unterhielt sich die Jugend an Feiertagsnachmittagen mit Musik, und Waldhornquartette schallten vor dem Dorfe unter den Eichen und wetteiferten mit fernem Amselgesange; Streichquartette und Sonaten hörte man im Dorfe und auf den Weilern. Wo das Edlere sich zum Genusse darbietet, wird das Rohe, Gemeine leicht abgestellt, und so kamen auch die lärmenden Kauertsjagden in Vergessenheit.

Länger erhielt sich die Spätherbstunterhaltung der Jugend mit sogenannten fliegenden Drachen oder Papiervögeln, die von dem Erzähler und seinem älteren Bruder in immer größerem Umfange gestaltet wurden. Das Großartigste, was darin geleistet wurde, setzte an einem Oktoberabende 1819 das ganze Oberdorf Rheindorf in größten Schrecken. Vom Röttscherhofe aus wurde nach vielen Versuchen und Vorbereitungen ein mit grellen Farben bemalter riesenhafter Papierdrachen aufgelassen, an dessen Schweife eine schwarze Katze und eine brennende Laterne befestigt war. Als dieses Ungethüm in stockfinsterer Nacht über dem Dorfe im Winde rauschte und das Miauen der armen Katze die Blicke nach dem Lichtscheine der Laterne lenkte, welche die schwarze Katze beleuchtete und die Umrisse der darüber schwebenden Riesengestalt zeigte, da floß mancher Angstschweißtropfen der abergläubischen Dörfler, und Mancher mochte bedauern, daß die guten Mönche nicht mehr waren, den Spuk zu überlesen. So schwebte die Schreckgestalt über dem

Dorfe, bis die Wachskerze der Laterne ausgebrannt war, und der seiner Schnur gehorsame Drachen eingezogen, die Katze von ihrer Luftreise befreit war. Da kostete es anderen Tages große Mühe, die geängstigten Gespenstergläubigen von dem Hergange zu belehren. Als aber im November desselben Jahres die Gemeinde von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht wurde, da gab es noch immer Einige, die in dem zappelnden Katzengespenste eine Vorgeschichte der bald darauf folgenden Wassernoth gesehen haben wollten.

Eine der bedeutendsten Hauptmerkwürdigkeiten der Gemeinde Schlebusch ist das St. Gezellinfest, welches das Geburtsdorf des alten Fuhrmanns zu einem der meistbesuchten Wallfahrtsorte gemacht hat, der vor 60 Jahren die Wallfahrten nach Pützchen, Neuenhoven, Nievenheim 2c. überwog und dem weltberühmten Kevelaer damals fast ebenbürtig war. Die mit einem solchen Zulauf verbundenen Erlebnisse sind besonders für heutige Tage der Wundergeschichten von großem Interesse. Einer, der an solchem Orte aufgewachsen ist, weiß aus eigener Anschauung, wie es gemacht wird und hat, wenn er ein aufgeweckter Bursche und recht anstellig war, an den vielen Wundern und Erscheinungen, die sich dort zutrugen, wohl mitgewirkt.

St. Gezellin oder Jesulinus, der in dem frischen grünen Walde bei Schlebusch seine Wallfahrtkapelle hat, war ein ungewisser Volksheiliger dritten oder vierten Ranges, dessen Legende mit der wirklichen Geschichte keineswegs übereinstimmt. Er soll ein Laienbruder des Klosters Altenberg gewesen sein, der auf dem Gute Alkrath die Schafe des Klosters gehütet und viele Wunder gewirkt hat. So z. B. stieg, nachdem er sich eines Abends im Walde verirrt hatte, ein Wolkenschiff herab, das Hirt und Heerde aufnahm und zu Hause niedersetzte. Ein ander Mal im trocknen Sommer 1225, als die Heerde nahe daran war zu verdursten, erweckte Gezellin mit einem Stoße seiner Schäferschüppe eine Quelle und diese Quelle ist das Gezellinbrünnlein, über welches man die Waldkapelle gebaut hat und dessen Wasser seit vielen Jahrhunderten als heilkräftig geschöpft wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als besonders heilkräftig wird das Gezellinwasser geschöpft gegen Augenleiden, Kinderkrämpfe, Grind, Freisam und Flechten. Ueberdies wird der Heilige wirksam angerufen um Regen zur Zeit der Dürre. Er gilt weit umher im Lande als Wetterpatron, und deshalb, sollte man sagen, daß die Schlebuscher, die ihn in erster Hand haben, des nützlichsten Wetters nie entbehrten. Die Hauptwallfahrttage sind im August, vom 6. bis zum 14. Dann kamen weither vom rechten und linken Rheinufer eine Menge Processionen und es war gar kein Mangel an Wundern. Um die Kapelle im Walde waren Zelte und Schenkbuden, Wirthschaften, Kramläden und Kochheerde angebracht, die vielen Tausende von Pilgern zu verpflegen. Aber auch für jederlei Vergnügen war gesorgt: Kunstreiter, Wachsfiguren, Taschenspieler, Harfenmädchen, Musikbanden, Tanzbühnen und derlei. Heilige Gesänge und Gebete schwirrten mit profanem Lärm und Jubel des Jahrmarktes durcheinander, bis endlich der Kölnische Erzbischof dem Unfug im Jahre 1826 ein Ende machte und die Andacht in die Pfarrkirche von Schlebusch verlegte, worauf etwa 30 Jahre später auch die Regierung den Jahrmarkt aufhob.

Einer Sage nach lag der heil. Schäfer Gezellin in der früheren Pfarrkirche Schlebuschrath begraben, und zwar in dem äußersten Seitenschiffe dieser Kirche, die im Laufe der Zeit durch drei niedrige Seitenschiffe dem Bedürfnisse gemäß vergrößert worden war. Man erklärte den Bau dieser Seitenschiffe aus alter Sage in folgender Weise. Als der heil. Gezellin gestorben war, da begrub man ihn in der Pfarrkirche. Doch da bewährte sich die Demuth des wunderthätigen Schäfers in der Weise, daß man andern Morgens den Sarg aus der Kirche unter der Dachtraufe stehen fand. Seinen Willen ehrend begrub man ihn dort, bauete aber ein Seitenschiff darüber, um sein Grab mit dem Heiligthum zu verbinden. Doch am anderen Morgen, als der Bau des Seitenschiffes vollendet war, stand der Sarg wiederum unter der Dachtraufe draußen. Dies wiederholte sich zum zweiten und zum drittenmale und jedesmal baute man ein Seitenschiff darüber, bis alle drei fertig waren. Da blieb der Begrabene forthin in seinem Grabe,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis die Pfarrkirche von Schlebuschrath nach dem Dorfe Schlebusch verlegt wurde. Da sollten, jetzt vor mehr als 60 Jahren, auch die Gebeine des heil. Schäfers Gezellin in die neue Pfarrkirche übertragen werden. Wenn auch ein aus Lindenholz geschnitztes Bild des Heiligen in der Waldkapelle, welches bei Heiligenfahrten geschmückt umher getragen wurde, große Verehrung des Landvolkes genoß und sich vielfach als wunderwirkend bewährt hatte, so sind doch, wie dem Volksglauben nach die Erfahrung gelehrt, die Gebeine eines Heiligen sein kostbarstes Vermächtniß, und deshalb war es natürlicher Wunsch der gläubigen Menge, daß bevor die Kirche zu Schlebuschrath profanirt und abgebrochen wurde, die Gebeine des heil. Gezellin in einen würdig ausgestatteten Reliquienkasten gelegt und als ein kostbarer Schatz in dem Altare der neuen Pfarrkirche verwahrt würden. Alles war hierzu aufs beste bereitet; die Nische im Altare zu Schlebusch, der schön ausgestattete Reliquienschrein, und in feierlicher Procession zog die Gemeinde Schlebusch, der Bürgermeister (damals noch Maire genannt) mit dem Pastor und dem Kirchenvorstande an der Spitze nach Schlebuschrath, um die kostbaren Reliquienschätze herüberzuholen.

Nachdem nun die dazu vorhandenen Werkleute das Grab geöffnet und einen Theil der Gebeine bereits in den Kasten gelegt hatten, siehe, da fand man in dem Grabe ein Paar kräftige eiserne Spornen und ein Wehrgehänge, worauf einer der Herren Kirchenräthe, Herr Gerhard Käsbach, ein sehr belesener kluger Mann, die Bemerkung machte, daß man sich geirrt, daß man nicht das Grab des heil. Schäfers, sondern eines Ordenskomthurs von Morsbroich, eines Rittermönchs aus dem Deutschorden vor sich habe. Doch der Herr Maire, ein sehr gelehrter geistvoller Mann, der in großem Ansehen stand, erklärte darauf, daß die Schäfer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte solche Sporen und solche Wehrgehänge getragen hätten. Der gute Ortspfarrer, ein Luxemburger von Heimath, und die anderen Schöffen, die gewohnt waren, alles zu bestätigen, was ihr Maire nur vorbringen mochte, veranlaßten den alten Gerhard zur Ansicht, daß ein Menschengerippe so gut sei wie das andere und so hatte diese

Sache den erfreulichsten Fortgang. Diese Gebeine wurden in den Reliquienschrein untergebracht und dieser in feierlicher Procession unter Gesängen und Gebeten von vier unschuldigen Knaben getragen an den Ort seiner Bestimmung gebracht.

Bemerkenswerth für die Wundersucht des Volkes aber war ein Gerede, das sich über die Ueberführung der Heiligenbilder bald darauf in den Bergen bildete und landläufig wurde, sich zu einer heiligen Legende ausbildete. Es hieß nämlich: man habe bei der Ueberführung des Reliquienschreines diesen auf einen zweispännigen Wagen gelegt. Die Pferde hätten ihn aber nicht fortzuziehen vermocht und aller Vorspann sei vergeblich gewesen. Endlich habe man zwei trächtige Kühe angespannt, und siehe da! Diese hätten den Wagen ohne alle Mühe fortgezogen. Nun war der jetzige alte Fuhrmann als kleiner Knabe selber unter den Trägern gewesen, die sich zu je 4 abwechselten und den Kasten nicht schwerer fanden, als er auch heutzutage ist, ihn mit sehr leichter Mühe und ohne allen Aufenthalt trugen. So aber werden Reliquien gemacht und Heiligen ausgegraben, und so kommen die Legenden auf, die wie hier mit den Kühen gewöhnlich eine mythologische Grundlage haben und desto leichter und fester geglaubt werden, je widersinniger sie sind.

Der alte Fuhrmann war der zweite von fünf Geschwistern. Der erste um drei Jahre ältere Bruder war der geistig bedeutendste. Er war der unter den geistigen Waffenschmieden der Deutschen Einheit unter dem Namen Wilh. v. Waldbrühl bekannte rheinische Dichter, einer der vielseitig gebildetsten und liebenswürdigsten Menschen, die je gewesen. Er wurde im Hause des Großvaters zu Mülheim am Rhein erzogen, wo damals vortreffliche Schulen waren. In der Franzosenzeit geschah auf dem linken Rheinufer aller höhere Unterricht in französischer Sprache, da man bemüht war, die deutsche Sprache abzuschaffen. Deutschgesinnte Eltern sandten darum ihre Söhne über den Rhein, und so waren besonders die Schulen zu Mülheim emporgekommen, was bei vorhandenen Lehrkräften auch nach der Vertreibung der Wälschen vorhielt. Der älteste Bruder

kam nur besuchsweise ins elterliche Haus. Dem zweiten folgte eine Schwester, und ihr zwei kräftige Knaben. Großen Einfluß auf die Erziehung dieser drei Brüder übte der Oheim Ferdinand, der ein Bruder des Vaters als Artillerie-Offizier den Krieg in Spanien, dann in Rußland in der großen Armee mitgefochten, dann bei Leipzig zum deutschen Heere gekommen war und mehrere Jahre hindurch im Hause seines Bruders in frischer Waldlandschaft Heilung und Stärkung suchte von seinen Wunden und Strapatzen. Er war ein sehr wohlunterrichteter Mann, der viel zu erzählen und die Jugend an sich zu fesseln wußte, um sie in manchem Nützlichen zu belehren. Außer den Elementarfächern und der Musik waren es besonders leibliche Uebungen in jederlei Art von Turnerei, wozu er die Knaben anhielt und worunter im Sommer besonders das Schwimmen. In allem diesem besaß und verdiente er das Vertrauen der Eltern in vollem Maße und den Knaben war das erst recht nach ihrem Sinn. Die Lehrweise war die natürlichste und einfachste. An einer dazu geeigneten Stelle des Dhünbaches warf er die Knaben ins Wasser und half ihnen herauszappeln. Was der eine los hatte, lernte der andere desto leichter, und mit dem Schwimmen verband er die Taucherei und allerlei Wasserkünste. Die natürlichen Turngeräthe bot der Wald, von dem das Dorf umringt war. Die Knaben kletterten wie die Katzen von Baum zu Baum. Als dies die Dorfburschen sahen, da griffen die Anstelligsten mit an, und in ein paar Jahren erlangten sie eine solche Uebung, daß sie sich oft eine weite Waldstrecke fortbewegten, ohne den Boden zu berühren. Die schlankesten Bäume wurden dazu gesucht, wo sie am dichtesten standen, von dem schlankesten Gipfel des einen schwang man sich auf den andern, und so rauschte die wilde Jagd daher unter Jubel und Freude, doch zum Verdrusse der Mütter, da mancher Kleiderfetzen, mancher Riß der Beinkleider nicht vertuscht werden konnte. Auch war es nichts Seltenes, daß durch das voreilige Brechen einer Heisterspitze, oder wegen unsicheren Griffes ein Bursche herabpurzelte zum Gelächter der Schaar, bis endlich am nämlichen Tage ein Arm- und Beinbruch vorkam, worauf dieser Turnerei polizeilich Einhalt geboten wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Buschhüter und Förster wurden angewiesen, die „Lustreisen" auch wegen des Verderbens der Bäume zu verhindern, und so wurde diese Jugendfreude, welche nicht wenig zur Erlangung körperlicher Kraft beigetragen, vollständig abgestellt. Länger hielten im Sommer die Wasserkünste.

Eine der schönsten Landschaften des Thales umgab die Stauwehre, welche einen tiefen Wassergraben aus dem Dhünbache den Eisenhämmern im Freudenthale zuführte. Der Wasserfall dieser Stau hatte eine breite, wohl 12 Fuß tiefe Stelle in das Flußbett ausgegraben und das Wasser des Forellenbaches war so klar, daß man trotz dieser Tiefe bei heiterem Sonnenschein die Steinchen auf dem Boden sah. Dieser Hammerteich und der Gezelinbruch waren die genußreichsten Tummelplätze der Jugend. Wenn da einige der Burschen ihre Wasserkünste zeigten, so gab es nicht selten Zuschauer von denen, die zum Holzsammeln auf dem Wege zum Walde waren. Das gab denn einen Jubel, wenn man irgend ein Beil oder eine Hiebe oder Messer erwischte und herab warf in die Tiefe. Da war denn der Jammer und die Verlegenheit des Verlustes bald abgeholfen, wenn einer der Schwimmer untertauchte und das Werkzeug vom Boden heraufholte. Besonders der zweite und der dritte der Brüder hatte darin eine große Gewandtheit. Besonders der dritte Bruder Joseph, der den alten Fuhrmann um Kopflänge überragte, entwickelte sich zu einer riesenhaften Kraft. Die mit ihm unter den Dragonern gedient haben, werden sich erinnern, wie manchen Ertrinkenden und Ertrunkenen er selbst zur Winterzeit mitten aus dem Rheine schwimmend ans Ufer gebracht und sich auch erinnern seiner ungemeinen Körperkraft, die vom Vater auf die Söhne, besonders aber auf ihn vererbte. Eine für die Kaserne seltene Eigenschaft war, daß er keine zweideutige Schmutzredensart duldete und sogleich mit der Faust den Frevler bestrafte. Dabei kam es ihm nicht darauf an, ob er nur einen oder zehn Gegner hatte, er warf sie unter- und übereinander, daß es eine Lust zu sehen war. Sein edler Sinn, seine kameradschaftliche Gefälligkeit schloß jedes Uebelwollen gegen ihn selbst bei den Rohesten aus.

Der jüngste der Brüder, Hermann, war ein wunderschöner

Knabe, dessen Wohlgestalt überall Aufmerksamkeit erregte, und dem schönen Aeußeren glich seine Seele. Er war die höchste Freude seiner Eltern und von seinen Geschwistern hatte er sich zumeist dem zweiten Bruder angeschlossen, dem er fast wie seinem Vater folgsam und anhänglich. Seine größte Freude war, der lieben Mutter sommerliche Beerenfrüchte aus dem Walde oder Krebse oder Forellen mitzubringen, die sein Bruder zu diesem Zwecke gesammelt oder gefangen. Der hatte ihn Körbchen aus Binsen oder Baumrinde zu gestalten unterwiesen und während sein Bruder für die Füllung sorgte, saß er an ansichtiger Stelle mit seinem Geflechte. So hatte er sich einmal in den ersten sonnenhellen Junitagen mit anderen Knaben gleichen Alters in einem Kahne niedergelassen, der am Ufer des damals noch großen und tiefen Hammerteiches unter der Holzbrücke angebunden war, die über die Einmündung des oberen Fluthgrabens in den großen Teich gebaut war. Der ältere Bruder untersagte den Knaben, die Kette des Nachens zu lösen, weil sie sonst ohne Ruder und Hakenstangen in den damals viele Morgen großen tiefen Teich gleiten würden und kein zweiter Nachen da war, sie heraus zu holen, die kleinen Knaben aber auch nicht zu schwimmen vermochten. Nachdem der Bruder, der dies hier erzählt, auf naher steiler Anhöhe mit Erdbeersammeln beschäftigt war, rief ihn der Angstschrei der Knaben herzu. Sie hatten die Kette des Kahnes gelöset, der kleine Hermann aber in Folge der Abmahnung des Bruders widersetzte sich mit ganzer Kraft dem Abstoßen des Kahnes. Aufrechtstehend hielt er sich mit seinen Händchen am untern Brückengeländе fest. Da aber wurde der Druck der Knaben und die Fluth des Obergrabens ihm zu mächtig. Der Kahn glitt unter seinen Füßen fort und er schwebte über der Tiefe. Sobald der Bruder dies gewahrt, schrie er ihm zu, festzuhalten, und eilte, ihn zu retten. Als er aber auf die Brücke trat und sich niederbeugen wollte, da glaubte der Knabe sich schon geborgen, ließ beide Hände los und sank in die Tiefe, während der Nachen mit den schreienden Knaben den Wasserspiegel hinabglitt. Ungesäumt war der des Tauchens kundige Bruder in die Fluth hinabgesprungen, hatte das Brüderchen ergriffen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn aus dem Schlingkraute, worin er sich geklammert, los gelöset und aufs Trockene gebracht, wo er sich bald wieder erholte. Doch der arme Knabe, erhitzt durch die Anstrengungen seines Widerstandes an der Brücke, fiel in eine Fieberkrankheit, die in Wassersucht überging. Am Vorabende des Gezellinfestes, 5. August, wurde er, einer der letzten auf dem früheren Kirchhofe zu Schlebuschrath begraben. Das war der erste tiefe Schmerz, den der alte Fuhrmann auf der Schwelle seiner Jünglingstage empfunden und der tiefste Schmerz seiner Eltern über den Verlust eines geliebten Wesens, des achtjährigen Knaben.

Noch dankt der Alte dem jüngsten seiner Brüder durch Gottes Güte so viel in seiner Erziehung, daß ihm unvergeßlich, wie er ihn in der langen beengenden Krankheit gepflegt, daß außer den Eltern und ihm keine Hand sich für ihn bethätigen durfte. Jeden Nachmittag ging er nach Opladen, wo Arzt und Apotheke, und brachte Früchte, wie sie die Jahreszeit im Garten des Oheims, des Pomologen Rath Dycks zu Opladen bot und wachte die Nächte bei dem lieben Kranken, der als ein Muster christlicher Geduld manchen Erwachsenen beschämte. Als er an einem heißen Tage trotz sorgfältigster Abwehr von den Fliegen belästigt wurde und ein Angehöriger die Aeußerung gethan, daß die Fliegen nur da seien, die Menschen zu quälen, wies er dies mit den Worten zurück: „Nein, nicht zu quälen, sondern in der Geduld zu üben.“ Nicht blos die Befestigung der Hoffnungen auf ein ewiges Jenseits, wo die Liebe alle verlorenen Lieben wieder vereinigt, dankt der Alte diesem Kinde, sondern auch die Besiegung des Jähzornes, der den unbändigen Brüdern eigen. Unvergeßlich ist ihm die Scene, als er, den lieben Knaben an der einen, ein Binsenkörbchen mit Himbeeren in der andern Hand vor der Thürschwelle des Hauses angekommen, ihm das Körbchen übergab, daß er dasselbe, wie Zweck der ganzen Fahrt, der Mutter überbringe. Im Uebermaß der Freude stolperte der Kleine auf der Schwelle, stürzte auf das Körbchen und zerquetschte den ganzen Inhalt. Der rohe Schlag, den der Bruder dem engelguten Knaben da gegeben, hat ihn für all sein Leben vom Jähzorne geheilt. Noch heute

nach fast 60 Jahren ist der Eindruck so frisch, als sei es gestern geschehen. Der Engelsgestalt aber, mit blonden Locken und tiefblauen himmelvollen Augen, die dem Alten hinüberwinken, haben sich seitdem so viele freundliche liebe Personen angeschlossen, welche die Sehnsucht des Wiedersehens vermehren und den nur kurzen Abschied von anderen Lieben erleichtern.

Als der Alte mit 13 Jahren auf das Karmeliten-Gymnasium nach Köln kam, hatte er viel Uebung in der Musik und noch mehr in der Turnerei, aber sehr wenig in Schulkenntnissen mitgebracht. Drum mußte er in die unterste Klasse der Anstalt, in die Sexta eintreten, wo er jener Eigenschaften wegen von seinen Klassengenossen mit Jubel empfangen und gleich am ersten Tage gehörig gemaßregelt wurde. Zwischen der sechsten Klasse und der Quinta bestand damals eine Art Kleinkrieg, der auf dem Spielplatze regelmäßig ausgefochten wurde. An Zahl und Kräften standen diese Klassen sich ziemlich gleich, doch hatte die Sexta bisher meist unterliegen müssen, weil in der Quinta einige stämmigere Burschen, und wie der Zufall wollte, meist Protestanten waren, darunter der junge von Struensee, der Sohn des damaligen Polizeipräsidenten, der spätere Schriftsteller Gustav vom See. Derselbe warf die stärksten Sextaner, daß sie die Beine gegen das Firmament kehrten. Unter den Sextanern waren die Stärksten Mathias Firmenich, der spätere Sammler der Völkerstimmen, und Fritz Kramer, später Arzt, beide Kölner von Geburt und Katholiken. Diese bemerkten, daß ihnen in dem Fuhrmännchen eine bedeutende Stütze zugeführt sei und unterrichteten ihn von seiner Obliegenheit, die Ehre seiner Klasse gegen die „kalvinischen" Quintaner aufs eifrigste wahrzunehmen. Sämmtliche Sextaner waren bisher in Confessionsschulen unterrichtet worden, und der Firmenich war überdies noch der Neffe eines katholischen Pastors. Der aus der ländlichen Confessionsschule in die Stadt mitgebrachte Fanatismus war überaus leicht gewonnen, so daß der Neuling beim nächsten Kampfe sein Bestes that, den Kalviner Struensee niederwarf und ihn so zerzauf'te, daß sein Jammern die Lehrer herbeirief, die den Mißhandler mit augenblicklichem Standrechte zum Einschließen verurtheilten. Nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenigen Stunden wurde der Sträfling jedoch der Haft entlassen und verwarnt. Es war die einzige Strafe, die er in seinem langen Leben erhalten hat. Da er zwischen einem Israeliten und einem Lutheraner auf die Schulbank zu sitzen kam, so vergingen ihm die aus der Confessionsschule mitgebrachten Flausen. Er lernte die Nachbaren schätzen und lieben und lebt noch hinfort nach einem halben Jahrhundert mit ihnen in treuester unverbrüchlicher Freundschaft.

Aus dem einförmigen Schulleben bleibt wenig Anziehendes zu erzählen. Jährlich gings eine Klasse hinauf und die Eltern hatten die Freude, die Zeugnisse Nummer Eins in rother Farbe zu sehen. Dies brachte denn Umgang mit den Besten. Am meisten war es die Musik, die damals der edleren Geselligkeit die Thüre öffnete. Wer damals etwas zu geigen verstand, war willkommen in vielen Familien und Vereinen, worunter besonders die noch bestehende „Musikalische Gesellschaft" und das Domorchester, das leider einer puritanischen Einseitigkeit hat weichen müssen.

Schon vor der Gymnasialzeit besuchte der Vater von Schlebusch aus die Musikalische Gesellschaft und nahm bisweilen seine Söhne mit. Herr Verkenius und Marcus Dumont waren damals zeitweise die Directoren und der Versammlungsraum wechselte zwischen Schildergasse, St. Marien und Poststraße, bis die Gesellschaft endlich in neuester Zeit sich ein eigenes Gebäude erwarb.

Als die Gesellschaft noch in einem alten Zunftgebäude in der Schildergasse ihre samstägigen Uebungen im dritten oder vierten Stockwerke beging, wo noch die alterthümlichen Bleifenster mit kleinen Glasscheiben, die jetzt längst überall verschwunden, da wurde der Director Dumont, der einen Angetrunkenen zurecht gewiesen, aufs roheste beleidigt. Der Vater des alten Fuhrmannes, der am Pulte der Baßgeige saß, legte da den Bogen aus der Hand und übte kräftigste Polizei. Er ergriff den Störefried mit der rechten Hand am Kragen, drückte ihn, ohne das Fenster zu öffnen, durch die klirrenden Scheiben und hielt ihn in der Luft, hoch über dem Steinpflaster der Straße. Der Ernüchterte hielt jämmerlich an, ihn

doch nicht herabstürzen zu lassen. Da zog die starke Hand ihn zurück und setzte ihn auf den Boden des Saales, worauf er die Treppe hinabeilte und sich niemals wieder dort sehen ließ. Dann nach dieser kurzen Störung begann die Uebung wieder. Der alte Advocat Venedey pflegte dies Stücklein zu erzählen, wenn von seltener Körperkraft die Rede war.

Damals, als noch nicht wie heutzutage allabendlich Gelegenheit geboten war, gute Musik in öffentlichen Räumen zu hören, mußten die Musikfreunde sich selber zu solchen Leistungen befleißigen. Da waren noch die musikalischen Abende in allen besseren Bürgerhäusern bräuchlich, und der junge Mann, der ein wenig zu geigen verstand, war sehr gesucht. Es bestanden auch viele Quartettgesellschaften unter jungen Leuten und sogar ein Liebhabertheater mit stattlichem Orchester, wo der alte Fuhrmann die Baßgeige strich und sein älterer Bruder in Heldenrollen auftrat. Selbst in dem Stadttheater war es üblich, daß die Musiklehrer ihre fähigeren Schüler im Orchester mitwirken ließen. Der fähigste und würdigste Musiklehrer war vor 50 bis 60 Jahren der alte Mäurer, dessen Hauptinstrument die Baßgeige. Auch gab er auf den Gymnasien den Gesangunterricht. Als Gesanglehrer der neueren Schule kam Herr Sebastian Schugt in den Zwanziger Jahren nach Köln. Damals kamen die Männergesänge von Eisenhofer, dann von Conradin Kreutzer ꝛc. auf, und Herr Schugt schuf eine gute Grundlage, auf welcher später Herr Franz Weber seinen weltberühmten Kölnischen Männergesangverein weiter baute. Die Quartettgesellschaften nahmen immer mehr ab und Gesangvereine traten an deren Stelle, zu großem Vergnügen zwar, aber keineswegs zur Förderung der Kunst. Es forderte der Gesang ja nur gute Stimme und geringere Uebung.

Am längsten erhielt sich die Instrumental-Gesellschaft im Thaukloster auf der Severinstraße, wo Quartette und zu Septetten eingerichtete Synfonien von Mozart und Haydn aufgeführt wurden, wobei der spätere Musiker Wortmann das Klavier, der alte Fuhrmann den Baß und ein gewisser Hiller die erste Violine geigte. Dieser Hiller war aber keineswegs der jetzt noch in Köln wohnende Künstler ersten Ranges, sondern ein

genialer Geiger, der Stiefsohn des Regimentsarztes Greiß, der damals nächst dem alten Lüttgen der beste Geiger in Köln war. Auch Weber, Derckum und andere später zu Ruf gelangte Künstler suchten in dem Thaukloster ihre frühesten Tonfreuden. Der heutigen Bequemlichkeit und Zimperlichkeit junger Leute entgegen, ist es von Interesse mitzutheilen, daß die Spielgenossen ihre Tonzeuge selber dorthin trugen und der alte Fuhrmann, der in der Nähe des Domes wohnte, seinen Baß durch keinen Fremden tragen ließ, sondern unter dem einen Arme die Schulbücher und auf der andern Schulter die Baßgeige den weiten Weg ohne Anstoß einherschritt.

Vor 60 Jahren wußte sich der Herr Pastor Süß zwischen Wupper und Acher recht bemerkbar zu machen, so daß bei alten Leuten noch manches von ihm in der Erinnerung lebt. Er war viel herumgekommen in der Welt, aber es war nicht überall gut, wo er gewesen. Er war gebürtig zu Klüppelberg bei Wipperfürth, im sogenannten Haferspanien, der Sohn eines Kleinbauern. Zuerst war er Schulvikar in Schlebusch, wurde dann Pastor und Schulpfleger in Wiesdorf, wo er am längsten aushielt, war dann Pastor in Barmen und zuletzt in Belmicke. Darauf hatte er sich zu Kalk und an verschiedenen Orten als Frühmesser beschäftigt und auch als Schriftsteller zu thun gemacht. Als solcher stand er seinem Zeitgenossen Pastor Binterim zu Bilk schroff entgegen. Beide gehörten nicht zu den reinen Geistern, die sich durch Liebe zum Wohle ihrer Mitbürger leiten ließen. Binterim war ein gelehrter Jesuit und Preußenhasser, der die Bekanntschaft mit den Strafgerichten machte wegen unchristlicher Hetzerei. Süß kam mit seinen leichteren Waaren leichter davon und seine geistliche Behörde that ihm nichts für noch so Ungehöriges, weil er, wie er sagte, deren sittliche Wäsche zu besorgen und gewisse Personen zeitweise auf dem Lande unterzubringen hatte. Er war ein schöner stattlicher Mann und das wußte er. Es wußten dies auch viele Frauen. Er hatte ein Händchen dafür, sich in Familien einzudrängen und sah gerne nach seiner Pfeife tanzen. Dem Erzähler hat er manches Unangenehme erzeigt. Unter Anderem bei Gelegenheit des Kölnischen Karnevals im Jahre 1823.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während der Gymnasialzeit pflegte er die Schulfeiertage bei den Eltern in Schlebusch zuzubringen, sogar die Karnevalstage, war aber damals von einer Kölnischen Familie, worin zwei seiner Mitschüler, für den Rosenmontag eingeladen worden mit Verstattung seiner Eltern. Beim Anschauen des Carnevalszuges kam Pastor Süß herzu, wollte sich in die Begleitung eindrängen, wurde aber sehr kalt behandelt als Fremder. Das erbitterte den eitlen Mann, und sich dafür zu rächen, ging er zu den Eltern nach Schlebusch und schwärzte den Erzähler an: er habe sich in sehr zweideutiger Gesellschaft auf der Straße umhergetrieben. Das gab denn die bittersten Vorwürfe des Vaters und das schmerzlichste Wehklagen der guten Mutter. Das war dem Verleumdeten unausstehlich. Er machte sich auf und ging spornstreichs nach Köln zurück in das Haus, wo er die Zeit der Kölnfahrt über gewesen und brachte von dem Familienhaupte, dem Geh. Rathe Schwarz, damaligem Präsidenten des Appellhofs, einen Brief an den Vater mit, daß sein Sohn keinen Augenblick außer seiner Aufsicht gewesen, noch viel weniger auf schlechten Wegen gewandelt habe. Da war's mit allen Vorwürfen und mit der Freundschaft des lügenhaften Pastors und dem Vertrauen zu ihm vorbei.

Ein andermal kam der Erzähler als etwa 15jähriger Bursche auf dem Wege nach Opladen über St. Gezellin an der dortigen Kapelle vorbei. Dort begegnete ihm der Herr Pastor Süß, stattlich angethan, ein echtes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Er machte den Eindruck eines hochmüthigen, ja übermüthigen Menschen, wofür er auch allerwärts gehalten wurde. Während ich nach Opladen ging, schritt der Herr Pastor auf Schlebusch zu. Als ich nun auf dem Rückwege nach Schlebusch wiederum an die Kapelle kam, da fiel mir der Pastor wieder ein, wie er in seiner breiten Würde so stolz umhergestapfet war. Sogleich fiel mir ein, diese Begegnung zu verherrlichen und dem Herrn Pastor ein kleines Denkmal zu setzen. Es war mir bekannt, daß der Hügel hinter der Kapelle mit schieferartigem Rothstein (Röthel) gefüllt war, suchte mir ein weicheres Stück hervor und schrieb

auf die weiße Wand des Kirchleins mit großen deutlichen Buchstaben:

„Warum trägt Herr Pastor Süß einen Stock in der Hand?
Weil seine zwei Beine nicht tragen seinen Verstand!"

Als der Schreiber nun seine Schrift verdeutlichte, und an den Buchstaben herum düftelte, ohne um- und aufzuschauen, siehe! da war der Pastor von Schlebusch zurückgekommen, hatte dem Schreiber über die Schulter gelesen und wurde von einer so jähen Wuth überfallen, daß er nicht umhin konnte, dem, der ihm ein Denkmal zu setzen bemüht war, das spanische Rohr auf dem Rücken tanzen zu lassen. Doch nur der erste Hieb diente zur Befriedigung der Rache des geistlichen Herrn. Der Getroffene schaute um, begriff die Situation sofort und machte sich mit solcher Schnelligkeit aus dem Staube, daß der Herr Pastor mit dem zweiten schon ausgeholten Schlage sich selber an die eigene Kniescheibe mit solcher Heftigkeit traf, daß er vor Schmerz umhertanzte und einige klüppelbergische Verwünschungen und Flüche hervor stieß, die so wenig Wirkung hatten, als die vatikanischen.

Das einzige dankenswerthe Streben des Pastors Süß war sein freilich erfolgloses Bemühen für die Vereinigung aller christlichen Confessionen, wofür er mehre Bücher geschrieben. Es gibt keine größere, schon in der heil. Schrift verworfene Thorheit, als sein Christenthum an verschiedene Parteinamen zu knüpfen, wie damals kephisch und apollisch und heutzutage römisch-katholisch, lutherisch, altkatholisch, kalvinisch u. s. w. Katholisch lasse ich mir noch gefallen, d. h. allgemein; aber römisch-katholisch ist ein Widerspruch in sich selber. Es gibt nur ein wahres Christenthum und dies ist dasjenige, was der Lehre der heil. Schrift gemäß ist und im Leben uns nicht als heidnische Fanatiker, sondern als Kinder Gottes darstellt. Ob man dabei nun katholisch oder evangelisch erzogen ist, bleibt für die Seelennahrung so gleichgültig, als ob man bei der leiblichen Nahrung die Speisen mit der rechten oder linken Hand in den Mund führt. Nur diejenigen, die Andere um ihres Glaubens willen hassen und von der Kindschaft Gottes abweichen, haben die richtige Religion verloren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ob der Herr Pastor Süß auch so in seinen Vereinigungsschriften gelehrt hat, weiß ich nicht mehr, glaub' aber, daß er auf das Studium der Theologie, d. h. auf die Verdrehung der Sache verfallen ist, denn Christi Lehre ist so einfach, daß nur Verdrehung eine künstliche Wissenschaft daraus gestalten kann. —

Als nun die Zeit herankam, die zur Hochschule rief, handelte es sich um die Wahl des Brodfaches. Der ältere Bruder wählte, dem Berufe des Großvaters nach, den Militairstand und trat als Freiwilliger in die reitende Batterie der 8. Artilleriebrigade ein, wo er sein Fähnrichexamen bestand. Der alte Fuhrmann entschied sich für den geistlichen Stand, wozu ihn besonders seine Großmutter und sein ältester Freund beredet hatte, der auch diesem Berufe gefolgt ist. Doch die Eltern waren dagegen. Die Mutter hätte am liebsten seiner Neigung für Landwirthschaft und Gärtnerei nachgegeben. Der Vater wollte ihn zum Juristen, und ließ ihn vorab Soldat werden. So war denn der Fuhrmann gerettet, da sonst wohl ein Livree-Kutscher aus ihm geworden sein würde.

Er trat in die 4. Fußkompagnie der 8. Artilleriebrigade des Obersten von Tuchsen, der als der gröbste Mann seiner Zeit zu einer außerordentlichen Berühmtheit gelangt, und der als solcher von dem Schriftsteller Hackländer, der ein paar Jahre später unter Tuchsen eintrat, in dessen bekanntem Buche „das Soldatenleben im Frieden" gefeiert wurde. Es war damals gerade 10 Jahre nach dem Freiheitskriege, die herrliche Begeisterung für Deutschlands Ehre war einem schmählichen Kamaschenleben gewichen. Strammer höchst unzweckmäßiger Anzug und strammer Dienst, nur werthloser Kleinigkeiten bedacht, vermochten dem Heeresdienste keine Freunde zu verschaffen. — Eine tolle Tracht waren die Beinkleider, die unten in Gamaschen ausliefen, die unter den Sohlen glatt zusammengeschnürt wurden. Da durfte kein Fältlein bemerkbar sein. Eben so steif war der Rock (Montirung) mit hohem steifem Kragen, der den Kopf in die Höhe hielt, und die Kopfbedeckung des sogenannten Tschakots, der durch Schuppenbänder auf dem Kopf festgehalten wurde, glich an Gestalt und Zweckmäßigkeit

einer Häringstonne. Der gerollte über die Brust gelegte Mantel und das scharfangezogene Lederzeug und Riemenwerk des Tornisters klemmte die Brust. Der Einzelne vermochte nicht, sich vorschriftsmäßig anzukleiden. Es gehörte eine Uebung dazu, so eingeschnürt mit steifen Knieen zu gehen. So war's damals wie sonst im Leben auch im Soldatenstande.

Die merkwürdigste Begebenheit während des einjährigen Freiwilligenjahres war die Einführung des Erzbischofs Ferdinand August von Spiegel, wobei der alte Fuhrmann mit in der Ehrenwache auf dem Domhofe bethätigt gewesen. Es war ein großer Jubel darüber im Rheinlande, besonders auf den katholischen Dörfern. Dreißig Jahre hindurch war das Land ohne Bischof und Erzbischof gewesen, und weil dabei nicht Alles dem Volke nach Wunsch gegangen, so mußte jetzt ja Alles vortrefflich zugehen. Nun, der neue Erzbischof Spiegel hat Nichts verdorben, sondern Vieles gut gemacht; seine Nachfolger aber haben der Eine mehr und der Andere minder so viel verdorben, daß wir besser keinen Erzbischof je wieder gesehen hätten. So lange Zeit war kein Bischof und kein Papst gewesen und die Leute waren besser und friedsamer wie heutzutage, und es blieb darum kein Pflug im Felde stille stehen, kein Paar ungetraut und kein Kind ungetauft. Haben die Juden und die Evangelischen doch auch keine Päpste und Erzbischöfe und nach den statistischen Berichten, die untrüglich, sind sie besser und sittlicher, friedsamer und abeitsamer, wie wir Katholiken, die wir durch Papst und Bischöfe und Hetzkapläne gezwungen sind, so vieles gegen Gott und sein heil. Evangelium zu thun.

Nützlich war die neue Einrichtung allerdings; so ein Bischof kriegte jährlich 8 bis 12,000 Thlr. und die Domherren kamen in großes Gehalt, mit der Zahl der niedern Geistlichen vermehrte sich die Macht und das Ansehen der Oberhirten. Es war in der Weise nützlich wie auch der Baunscheidtismus für den Herrn Baunscheidt und das Lourdeswasser für die, welche Handel damit treiben. Für das Wohl des Volkes war es allerdings nicht, sondern nur zu dessen Untergang, wie sich

jetzt in Familien und Gemeinden zeigt, die durch Fanatismus zerrissen sind.

Zum Belege für Hackländer's Charakterschilderung des Brigadecommandeurs v. Tuchsen mögen einige kleine Erlebnisse hier Platz finden. Der gewaltige Kriegsmann pflegte besonders die jungen Freiwilligen auf alle mögliche Weise auf Probe zu stellen und jenachdem dies ausfiel, war maßloser Tadel oder Lob die Folge. So wird dem Recruten gesagt: daß er, so lange das Gewehr präsentirt ist, nicht sprechen darf. Als der Erzähler einmal vor dem Eingang der Kaserne auf Posten stand und v. Tuchsen herangewackelt kam, präsentirte die Schildwache nach Vorschrift. Der Oberst blieb vor ihr stehen und frug: „Schildwach, wie viel Uhr ist?" Diese stand stramm präsentirend und schwieg. Da brüllte ihn v. Tuchsen an: er soll mir sagen, wie viel Uhr ist, oder der T. soll ihn, Seehund, holen! Die Schildwache schwieg und sah dem Oberst unbefangen ins Antlitz. Da that dieser höchst entrüstet, trat einen Schritt zurück, zog den Degen und schrie: „ich durchbohre ihn, wenn er nicht Antwort gibt." Die Schildwache aber ließ sich nicht blüffen und schwieg, bis der Oberst kommandirte: „Gewehr an!" Da gab er Antwort; der Oberst steckte sein Schwert ein, trat freundlich auf den Posten zu und frug ferner: „nun sag' er mal, was er jetzt von seinem Oberst denkt?" „Daß er weiß, daß ich meine Pflicht gethan!" antwortete der Posten, worauf v. Tuchsen hinzusetzte: „Und er dachte dabei, wie ganz recht, sein Oberst könne ihn kreuzweis — —" Damit wandte er sich ab, wackelte der Kaserne zu, und rief aus dem Thore zurück: „Mich auch!"

Als nämlicher Freiwillige vor dem Hause des Obersten im Garten an St. Gereon auf Posten stand, erschien der Oberst am Fenster und schrie ihn an: er solle die Hühner vom Gartenbeete jagen, indem er das Präsentiren abwinkte. Der Posten aber verließ den ihm angewiesenen vorschriftsmäßigen Bering nicht und suchte die Hühner durch Drohen mit der blanken Waffe und Gezisch fortzuschrecken, was jedoch wenig Erfolg hatte, worauf ihn der Oberst anschrie: „er solle mit dem Säbel werfen." Auch das that er nicht, sondern ballte

aus dem frischen Grunde des nächsten Beetes Erde zusammen und warf, bis die Hühner sich entfernt. Da rief v. Tuchsen lachend: „So ist's recht, der T. sollt' ihn auch geholt haben, wenn er sein Gewehr fortgeworfen hätte."

Bei der Batterie des Freiwilligen stand ein Secondelieutenant Haver, der war evangelisch gewesen, war katholisch geworden und wollte Priester werden. Das erbitterte den Oberst gegen ihn, und die Kompagnie mußte dies beim Exerzieren entgelten. Alles wurde aufs Schroffste getadelt. Als Nachmittags vor Christi-Himmelfahrt der Oberst beim Exerzieren auf dem Kasernenhofe zugegen war, wüthete er gegen den Lieutenant Haver in einer Fluth von gröbsten Beleidigungen und befahl, daß andern Morgens die Kompagnie wieder an nämlicher Stelle zum Exerzieren antrete. Darauf trat der Herr Lieutenant mit bescheidener Bitte zu seinem Chef, bat ihn zu bedenken, daß die Kompagnie größtentheils aus Katholiken bestehe und der morgige Tag Himmelfahrt ein katholischer Feiertag sei. „Ich werd' Euch Feiertag, ihr Himmelhunde. Wenn Euer Offizier zu fromm ist, euch morgen zu exerzieren, so werd' ich es thun; ich heiße Tuchsen und der T. soll euch fuchsen."

Am andern Morgen stand die Kompagnie mit Lieutenant Haver auf dem Kasernenhofe, als der Oberst eintrat und das Thor schließen ließ. Dann befahl er „Stillgestanden" und hielt folgende kurze Anrede: „Heut ist der Herr Christus zum Himmel gefahren, aber ich werde jetzt mit Euch himmlischen Seehunden zur Hölle fahren!" Darauf wackelte er mehrmal auf und ab vor der Kompagnie her und befahl, auseinanderzutreten und nach Hause zu gehen.

Es war um Ostern 1825, als der alte Fuhrmann sein freiwilliges Heeresdienstjahr angetreten hatte, und im März folgenden Jahres war es beendigt. Weil er erst im Herbste 1826 zur Hochschule gehen sollte, so wurde er, wie damals Vorschrift, im Juni zur Landwehrübung als Unteroffizier einberufen, um dann zum Landwehroffizier befördert zu werden. Zuerst kam er einige Tage nach Cöln in Quartier, wo an den Wallgeschützen exerziert wurde. Dann ging es, wie im vorigen

Jahre zu den Schießübungen auf der Wahnerhaide. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß ein heimischer Landwehroffizier von der Infanterie mit einbeordert war, der die Landwehrleute und Reservisten, wozu der Erzähler gehörte, zum Uebungsplatze und von demselben zurück ins Quartier führte, bei den Uebungen aber zurücktrat, da dann die Artillerie-Offiziere die Uebungen leiteten. Der Erzähler, der als Unteroffizier eingetreten war, wurde mit dem Dienste eines Feldwebels betraut, hatte die Mannschaften zum Appell zu verlesen, zu zählen und mit seiner großen rothen Brieftasche immer in der Nähe seines Landwehroffiziers zu sein, um etwaige Befehle, oder was sonst einschlägig, aufzuzeichnen. Der Landwehrlieutenant war aus dem nämlichen Dorfe Schlebusch, mit Namen Peter Bach, im Volke der lange Peter genannt, weil er um ein paar Kopflängen über gewöhnliche Menschen hervorragte. Diese Länge bestand in Hochbeinigkeit. Im Sitzen ragte er keineswegs über die Anderen empor. Er hatte in seinem äußeren Wesen gar nichts Soldatisches und galt für einen lodderigen Offizier, in seinem bürgerlichen Geschäfte aber für einen sehr tüchtigen Kaufmann. Der Oberst von Tuchsen hatte ihn auf dem Korn und zeichnete ihn durch manche übermäßige Rüge aus, was er, wie er nicht anders konnte, dienstergeben hinnahm. Eine Plumpheit, ja gemeine Grobheit des Obersten gegen den guten Lieutenant Bach überstieg aber das Maaß alles bisher Dagewesenen und ist für die Charakterschilderung Beider so bezeichnend, daß es aufgezeichnet zu werden verdient.

Als der Oberst sich wiederum eines Morgens über diesen „lodderigen Offizier" zu beklagen hatte, faßte er ihn an einem Knopfe der Uniform und sprach zu ihm: „Kommen Sie mit; ich werde Ihnen zeigen, was Sie für ein Offizier sind." Wohin es ging, sagte er nicht und sprach kein Wort als die mehrmalige Wiederholung des Gesagten. Der Lieutenant Bach folgte willig wie ein Lamm zur Schlachtbank. Der Feldwebel mit der großen Brieftasche, die aus der Brust des Rockes hervorragte, ging stumm dienstlich hintendrein. Aber wohin gings. Der überaus wohlbeleibte Oberst war mindestens 5 Minuten Weges über die kahle Haide fortgeschritten, als das muthmaß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Ziel begreiflich wurde. Es ging nämlich in grader Richtung auf einige knorrige Eichen zu, die an der Königforstseite der Haide standen. Als der Oberst endlich nach langem Gekeuche vor der vordersten Eiche angekommen war, den Lieutenant Bach immerfort beim Uniformknopfe festhaltend, da stellte er sich mitten vor den Eichenstamm, hustete und räusperte sich, um recht viel Speichel im Munde zusammen zu bringen, und als ihm das gelungen war, da spuckte er gegen die Rinde der Eiche, daß es herunterlief, fuhr mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach und sagte: seht, so ein Offizier sind Sie. Dann ließ er den Uniformknopf los, den er bisher mit der linken Hand festgehalten, wandte sich um, und wackelte laut lachend den weiten Weg zurück.

Der Offizier und sein Feldwebel standen verblüfft eine Zeitlang an der Eiche und schoben denn auch dem Uebungsplatze zu. Der Herr Lieutenant Bach ließ seinen Unmuth mit den Worten aus, daß er seinen Abschied nehmen werde, da eine solche Behandlung unerträglich. Sein Feldwebel suchte ihn zu trösten damit, daß der Oberst im vorigen Jahre einen Artilleriehauptmann noch viel schlimmer habe abfahren lassen, so abscheulich, daß ich die Worte hier nicht einmal niederschreiben mag.

Auch diese Uebung ging zu Ende, für den Erzähler aber mit dem traurigen Ausgange, daß er an einem der letzten Uebungstage stolperte und von einem 12pfündigen Geschütze überfahren wurde, was ihm einen Leibesschaden veranlaßte, der ihn zu fernerem Militairdienste untauglich machte. Sein Musikfreund, Regimentsarzt Greiß, der ihn behandelte, stellte ihm das Befreiungsattest aus.

Auch der ältere Bruder wurde durch einen Sturz mit dem Pferde dienstuntauglich und nahm drum seinen Abschied. Beide Brüder bezogen im Herbst 1826 die Hochschule zu Heidelberg, das von alter Zeit her für Berg und Jülich als Landesuniversität galt, wo auch die Eltern und Großeltern studirt hatten. Der Aeltere wählte die Rechts- und Staatswissenschaften, der Jüngere die einfache Rechtswissenschaft.

Das war ein langer, ein bedeutsamer Lebensabschnitt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn darin auch nicht Alles durchaus zusagte, so war das akademische Leben auch außer der Freude an Wissenschaften für die Jünglinge außerordentlich genußreich. Umgang, Freundschaft, paradiesische Gegend und die Hegung und Entwickelung vaterländischer Ideen, die besonders in der Burschenschaft aller Demagogenfängerei zum Spott getragen wurden. Da klangen in den Festversammlungen (Commersen) die herrlichen vaterländischen Lieder von E. M. Arndt, Max von Schenckendorf, Follen, Maßmann ꝛc. und schlossen die Herzen in reiner Gluth aneinander. Da wurde an jedem Festabende von Allen geschworen, dem Vaterlande treu zu sein. Und diesen Schwur hörte man auch von denen, die später sich in den Ultramontanismus verirrten.

Im Herbste 1826 war ein großer Commers der Burschenschaft auf der Hirschgasse bei Heidelberg, zu welchem auch unsere jungen Männer, die jüngst die Hochschule besucht hatten, hingeeilt waren. Auch die beiden von Gagern aus Darmstadt nahmen Theil. In dieser Versammlung kam die Frage auf: welcher der kräftigste Volksstamm sei, der Süddeutsche oder der Norddeutsche? Als lange darüber hin und her geredet war und die Partheien sich nicht einigen konnten, da hieß es: man solle das handgreiflich erproben. Beiderlei sollte die stärksten Burschen wählen und der Kriegskampf sollte entscheiden. Gesagt, gethan. Süddeutschland wählte Mathy, den späteren Reichsminister, einen hoch gewachsenen kräftig gebauten Mann, der von Allen für den Stärksten galt. Die Norddeutschen wählten den alten Fuhrmann, der zu dem Rufe der Stärke gekommen, weil er den Jakob Venedey zu Cöln, der dort im Rufe der größten Körperkraft stand, mehrmals schmählich hingeworfen hatte, ohne selber zu fallen.

Nun stand das Fuhrmännchen seinem Gegner gegenüber wie der kleine David gegen den Riesen Goliath.

Die Oberkleider wurden abgelegt und dann begann ein Ringen, daß die Glieder knackten. Der größte, von Tischen unbesetzte Theil des Saales wurde durchschritten, unaufhörlich ringend, wohl eine halbe Stunde lang. Da endlich schleuderte der kleine David seinen langen Goliath hin, daß dieser mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

allen Gliedern den Boden berührte. Der Kleine blieb aufrecht. Es war ein ungeheurer Jubel der Norddeutschen. Aber diese Freude des Sieges wich der Angst und Besorgniß über den Zustand des Hingestürzten. Er, der schwere Mann, war mit der Stirne auf die scharfe Kante eines Spiegeltischchens gefallen, und diese hatte ihm tief in die Stirne eingeschnitten. Sogleich waren Mediziner, die im letzten Semester, zur Hand und fanden glücklicherweise, daß der Schädel unverletzt geblieben, es gelang ihnen aber nicht, das bis an die Decke des Saales spritzende Blut zu stillen. Den durch das lange Ringen beschleunigten Blutumlauf versuchte man damit herabzustimmen, daß man den Verwundeten mit dem Rücken auf den Tisch legte und nasse Tücher auf die Stirn band. Alles vergeblich. Da wurde der sehr gewandte Paukdoctor Hofacker aus der Stadt herbeigeholt. Der schnitt die Wunde noch größer und unterband das zerschnittene Blutgefäß, worauf die Blutung sofort aufhörte. Die Versicherung des kundigen Arztes, daß kein nachhaltiger Schaden, sondern nur eine starke Narbe die Folge sein werde, beruhigte Aller Gemüther. In wenigen Wochen war die Wunde geheilt. Das war die starke Stirnnarbe, die der spätere Reichsminister zeitlebens auf der Stirne trug und ihn täglich an den kleinen Fuhrmann erinnerte.

War dies nicht ein Ordale oder Gottesurtheil für den Kampf von 1866, als Süddeutschland mit Norddeutschland zu ähnlichem Ausgange ihre Kräfte gemessen.

Die Schweizer, deren damals sehr viele in Heidelberg studirten, gaben dem Sieger in jenem Ringkampfe den Namen „Raschli". Sein gewöhnlicher Hochschulspitzname war „der kleine Wodan". Beide Brüder befaßten sich nämlich viel mit Altdeutschem, namentlich mit Mythologie, was dem hochgewachsenen älteren Bruder den Namen des „großen Wodan" eintrug und dem Kleinen den des „kleinen Wodan".

So wenig wie der überaus friedsame große Wodan, mochte auch der kleine mit der sogenannten Paukerei, mit Duellen zu schaffen haben. Und doch brachte Letztern ein unvermeidliches schnelles Wort in ein solches thorheitvolles Mißgeschick. In einer starren Winternacht bei tiefem Schnee und

heftigem Froste brannte nämlich das Heidelberger Irrenhaus in der Bergstadt nieder. Die Irren wurden fast Alle gerettet, aber es gingen viele Wochen dazu, die vielen hunderte Geisteskranke alle wieder zusammenzubringen. Da berühmte sich einmal ein leichtsinniger Korpsbursche, er habe ein wunderschönes irres Mädchen von bester Familie viele Tage auf seiner Stube gehabt und sich damit vergnügt. Diese Gemeinheit nannte der Kleine in höchster Entrüstung denn mit rechtem Namen und wurde auf Schläger gefordert. Im ersten Gange kriegten beide etwas ab, der Gegner kam mit klaffender Wange davon, womit der Kleine meint, es sei genug. Da hieb er eine Horizontalquart nach, wobei die Secundanten nicht aufpaßten, der kleine Wodan kriegte einen Hieb durchs linke Auge, oder vielmehr dicht unter demselben her und durch die Nase, was zwar nicht so bemerkbar, wie beim Reichsminister Mathy, doch heute noch bemerkbar. Vier Wochen mußte der Kleine in wundärztlicher Pflege in dunkler Stube liegen. Aber Gott hat das Uebel nicht nur zum Besten gefüget, daß das Auge erhalten blieb, sondern durch Durchschneidung der Blutgefäße das Auge klarer und schärfer wurde, wie früher.

Zu den größten Annehmlichkeiten des akademischen Lebens gehörten die vielen Reisen und Ausflüge, zu denen man als rüstiger Fußgänger keiner Vorbereitungen und damals auch sehr wenig Geldes bedurfte. So ging der kleine Wodan eines Sonntags Morgens im Mai mit seinem Freunde Hönnis durchs obere Neckarthor in der Absicht, eine Viertel Meile Weges sich an dem Gesange der Nachtigallen zu ergötzen. Am Abende aber waren dieselben über Heilbronn nach Weinberg gekommen. Der große Wodan machte seine Ferienreisen gewöhnlich gegen die Schweiz hin, der Kleine aber in die Heimat. Außer der Anhänglichkeit an die Eltern trieb ihn dazu ein anderes inniges Verhältniß, in welchem er aufgewachsen war und welches noch heute sein höchstes Glück bildet.

Gewöhnlich ging die Reise zu Fuß mit dem Ranzel auf dem Rücken, nur bei großer Eile oder ungünstiger Witterung auf der Wasserstraße des Rheines oder mit der Post. Dampfschiffe fuhren damals noch nicht, sondern Frachtschiffe, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stromaufwärts mit Pferden gezogen wurden, was bis Mainz volle vier Tage in Anspruch nahm. Thalwärts kam man mit der Hälfte der Zeit aus.

Zu Ende Mai 1827 in heißer Mittagssonne schritt der Kleine einsam zwischen Worms und Frankenthal auf hohem Straßendamme den Rhein hinauf gen Heidelberg. Der damals sehr niedrig stehende Fluß ladete ein zum kühlenden Bade. Niemanden sah man umher und eine Weidenpflanzung am Ufer bot ein grünes Gemach zum Entkleiden und zur Bergung der Kleider. Nachdem der Kleine einmal ans Schwimmen gekommen, setzte er vollends über den Fluß, ging dann eine Strecke am Ufer hinauf und schwamm zurück zu der Weidenpflanzung, wo er leider die Kleider und Reiseeffecten nicht vorfand, wohl aber mehrere Weibsleute, die mit Grasschneiden beschäftigt, den Nackten unbarmherzig beschimpften, mit Steinen bewarfen und mit dem Rechen nach ihm schlugen.

Als er nun die ganze Weidenpflanzung vergeblich durchstöbert und hinter jedem Strauche vergeblich nachgesehen hatte, schlich er traurig von dannen. Wohin nun? Jenseits der Heerstraße lagen Dörfer. Dorthin entschloß er sich zu schleichen, was durch das hohe Korn fast ungesehen geschehen konnte. Dort mußten sich mitleidige Seelen finden, die ihn nothdürftig mit Kleidern versahen, daß er nach Heidelberg komme. Muth! so war er mit sich im Reinen; er mußte sich etwas gefallen lassen für seinen sträflichen Leichtsinn. Beherzt trat er auf den hohen Straßendamm, ohne Kleider, ohne Geld, ohne Ranzen, nackt wie Erzvater Adam aus der Schöpfung hervorgegangen. Zum Glück sah man nirgendwo, auch auf der Straße keinen Menschen. Ehe er aber in das hohe Korn hineinschritt, warf er noch einen traurigen Blick nach dem Rheine. Siehe, da war oberhalb der Weidenpflanzung, die er so eben verlassen, etwa 4 oder 5 Minuten darüber noch eine ähnliche. Da dämmerte ein Hoffnungsstrahl, er war weiter herabgeschwommen als er sollte. Vom zweimaligen Uebersetzen des Stromes war er ermüdet gewesen und war nicht weit genug am andern Ufer hinaufgeschritten. Freudigen Laufes kam er in die Weidenpflanzung und fand Kleider, Uhr, Ranzen, Geld

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Alles, wohin er es gelegt hatte und Niemand befand sich dort. Das war eine Freude, ein innerer Jubel! Doch der Schmerz hinkte nach. Der Kleine hatte nicht beachtet, daß er in dem Durchstöbern der unteren Weidenpflanzung seine Füße durch die in der Sonne gehärteten Stummeln längst geschnittener Weiden zerstoßen und namentlich die Fußknöcheln zerschnitten und dann Sand und kleine Kießstückchen in die Wunden gekommen waren. Das fühlte er in der Freude nicht und zog Strümpfe und Stiefel über die wunden, vom Sande unbefreiten Füße und schritt, den Ranzen auf dem Rücken, freudig davon. Das dauerte aber kaum eine halbe Stunde, da fingen die Füße an zu brennen und das Gehen war aus. Er mußte sich fahren lassen und es bedurfte viele Tage, ehe die gereinigten Wunden geheilt waren.

Das war wohl eine recht peinliche Lage, da ohne Kleider auf der Straße zu stehen. Eine viel peinlichere aber hatte er im heißen Sommer 1825 bei Köln auf dem Rheine bestanden. Mit einer Schwimmhose bekleidet war der Kleine, wie er oft gethan, unter einem holländischen Kaufmannsschiffe quer über geschwommen und war mit der Schwimmhose an einem Nagel hangen geblieben. Da war zweifache Gefahr, denn er konnte nicht länger ohne Schaden unter Wasser bleiben, und das Wasser war so seicht, daß die Zehen der Füße über den Kiesboden glitten. Da half er sich damit, daß er die Schwimmhose vorn öffnete und hinausschlüpfte, so daß er noch rechtzeitig ans Tageslicht kam. Er erzählte aber später oft, daß ihm die Zeit darüber unendlich lang geworden. —

Wohl selten ist eine so genußreiche Studentenfahrt angeordnet worden, als 1828 im Junimonate zu Heidelberg. In einer Burschenschaftsversammlung auf der Höhe wurde eines Abends der Vorschlag gemacht, alle Orte hintereinander zu besuchen, die in dem Drama „Götz von Berlichingen" von Goethe vorkommen. Andern Morgens traten 12 der allerfröhlichsten Gesellen beim schönsten Frühlingswetter die Reise durch den Odenwald nach Wittenberg an. Dann gings ins Schwabenland hinein auf Heilbronn, Weinsberg, an Kocher und Jaxt hinauf. Es waren meist Sänger, die auch am Gesangvereine

des Professors Thibaut Theil nahmen. Zwei hatten sogar eine Guittarre mitgebracht, der große Wodan nämlich und ein Hamburger, der wegen seiner Wohlgestalt den Spitznamen „das Röschen" führte. Als Anführer der Schaar trat der sogenannte Urbursche Georg Lülsdorf auf, damals noch hochangesehen wegen seines burschikosen Wesens, später aber leider durch eigene Schuld in den Schmutz herabgesunken. Alle Andern waren Muster der Sittlichkeit, echte Söhne der Burschenschaft, heitersten, fröhlichsten, deutschen Herzens. Es war Johannisfest, am 24. Juni, als die Schaar auf fortwährender Fußreise zu Jaxthausen ankam. Das ist das schwäbische Blumenfest, einer der heitersten Festtage der Bevölkerung. Alt und Jung liefen zusammen in dem Städtchen, in den Dörfern, um die mit Blumenkränzen geschmückten Sänger zu sehen und zu hören. Ueberall heller Jubel und Freude. Außer den Naturschönheiten war auch manches geschichtlich Interessante zu sehen. Die Kirche zu Schönau, wo die Steinbilder der Ritter von Berlichingen bis ins tiefe Mittelalter hinein. Dann die alte Burg zu Jaxthausen, worin Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand von den Reichstruppen belagert worden. Das Geschlecht derer von Berlichingen lebte dort in mehreren Zweigen im Thale in ihren Burgen und Schlössern. Ein besonders freundlicher Mann war der hochbetagte Graf von Berlichingen, der mit der größten Freundlichkeit in sein Schloß einlud, die eiserne Hand und sonstige Merkwürdigkeiten seines Kabinetes zeigte, besonders große Beute aus dem Türkenkriege, den seine Ahnen als kaiserliche Offiziere mitgefochten hatten. Eine besondere Merkwürdigkeit, die an die Rohheiten jener Zeit erinnerte, waren hirschlederne Beinkleider ohne Nath, zu deren Gestaltung man türkische Damen todtgeschlagen und abgezogen hatte, alles gar fein gegerbt und mit Stickerei versehen.

Auf dem gräflichen Schlosse waren viele Gäste von nah und fern, und die zum Gesange aufgeforderten Studenten, wofür sie mit ausgesuchten Erfrischungen aufs reichlichste bedacht wurden. Je mehr der Wein zu Häupten stieg, desto größer der Jubel. Besonders Freude machten den treuen Schwaben die niederländischen Gassenhauer, von deren un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Texte sie kein Wort verstanden, die Tonweise aber jubelnd empfingen. Das Hauptlied schloß mit Bumratata, was immerfort wiederholt werden mußte zu großem Danke. Nicht lange währte es, da kam der eine oder andere mit einer Geige, dann einer mit der Flöte, und als der kleine Wodan einen Baß aufgethan hatte, da hörte man die lustigen jungen Musikanten und es wurde getanzt, daß es eine Art hatte, bis zum späten Abende.

Während des Gesanges aber, der in Musik und Tanz überging, hatte der Anführer der Studentenschaar, der Urbursche Georg Lülsdorf, wie seines Amtes, die erforderlichen Nachtsherbergen verschafft. Wie geringe Neigung Lülsdorf für Musik hatte, ging daraus hervor, daß er in Heidelberg manches Ständchen seiner Freunde störte, indem er, von Gesinnungsgenossen umgeben, mit Topfdeckelgerassel und anderem Höllenlärm die Freude störte, was ihm zuletzt aber eine ziemlich unsanfte Behandlung zuzog. Für die ökonomischen Geschäfte seiner Mitreisenden war er bei der Hand. Ehe er die Herberge bestellt, hatte er alle Wirthshausschilder des Städtchens oder Fleckens angesehen. Dann trat er herein zum Löwenwirthe, erzählte ihm: er mache viel Reisen mit seinen Zöglingen und komme oft in die Lage, auch hier im Städtchen einzukehren. Bisher sei er mehrmals beim rothen Ochsenwirthe oder Eberwirthe eingekehrt, sei aber nicht gut behandelt und bedeutend überfordert worden. Er wollte es jetzt mit ihm, dem Löwenwirthe, versuchen. Das zog denn, in Voraussicht der wiederholten Beherbergung. Als er nun Alles so bestellt hatte, kam er zurück ins Grafenschloß und gebot den Abbruch des Tanzes, womit Alle, meist ermüdet, einverstanden waren. Daß ihm Alle sofort folgten, war der Lohn, den er von der Sache hatte, denn Alles, was ihn bewegte, war äußeres Ansehen. Da gab es einen herzlichsten Abschied und wiederholte Abnahme des Versprechens, recht bald zurückzukehren. Lülsdorf aber vermochte nicht zu verhindern, daß, als Alles in tiefster Ruhe, vier der besten Sänger zurück vor das Schloß schlichen und mit größtem Anstande ein Ständchen darbrachten. Das war ein vergnügsamer Johannistag, der lange noch in dankbarer Erinnerung der Theilnehmer lebte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine andere höchst merkwürdige viel großartigere Studentenfahrt war ein allgemeiner Auszug, der gegen den Spätsommer vorkam. Mehre Streitigkeiten, die zwischen der Studentenschaft und dem Hochschulsenate ausgebrochen waren, vermochten nicht beigelegt zu werden. Die Studentenschaft suchte in ihrem Uebermuthe zu ertrotzen, was der Senat beharrlich verweigerte. Da eines frühen Morgens tönte der Allarmruf: „Burschen heraus". Die Mehrzahl wußte so ziemlich, was es war und was man nach Studentenweise zu thun hatte. Der Kleine hat sich sehr wenig darum gekümmert und weiß heute auch nicht das Mindeste mehr, worum es sich gehandelt. Er wäre lieber auf seiner Studierstube geblieben. Doch da durfte sich Niemand ausschließen, und Alle, die den Ruf „Burschen heraus" hörten, nahmen ihn auf und schrieen ihn weiter. Ueber 700 Hochschüler schnürten ihr Bündel und schickten sich an, die Stadt zu verlassen, da der Verruf der Hochschule und der Stadt auf dem Tapet stand. Die Kranken und die Lahmen wurden in Wagen mitgeführt. So z. B. unser Freund Jungbluth, der an einer Verwundung des Zweikampfes litt. So gings denn am Schwetzinger (Mannheimer) Thore heraus in höchster Eile und Unordnung, dann auf bestellten Kähnen und Schalden über den Rhein auf Otterstadt und Mutterstadt. Kaum waren die Letzten hinübergeschifft, da kamen 500 badische Dragoner von Mannheim an, dem sogenannten Aufruhr entgegen zu treten. Nun aber war jenseits des Rheines baierisches Gebiet. So in ungestörter Sicherheit sprachen die Vorstände der Verbindungen in allgemeiner Versammlung den Verruf aus, der jubelnd aufgenommen wurde, und dann ging es zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse.

Da blieb in den beiden Städtchen auch nicht eine Kruste Brod, kein Glas Wein oder Bier. Nicht bloß Hühner, Enten und Gänse, sondern Kälber und Schafe wurden geschlachtet und sofort verzehrt von mehr als 700 oder gar 1000 jugendlichen hungrigen Magen.

Als diese Bedürfnisse gestillt waren, ging der Zug weiter nach Frankenthal, wo Alle besseres Unterkommen hatten. Einige Tage wurden dort Versammlungen und Reden gehalten, dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verlief sich die Studentenschaar. In Heidelberg aber wurden die Fluchtgenossen vorgeladen, Viele beispielshalber relegirt, Andere begnadet und Einige gänzlich freigesprochen. Unter den letztern waren der kleine und der große Wodan.

Noch wären viele merkwürdige Erlebnisse von Heidelberg zu erzählen, jedoch ich beschränke mich hier auf eine mehrtägige vornehmste Stubengenossenschaft, welche bereits in dem Lebensbilde des deutschen Kaisers Heinrich IV. im ersten Jahrgange des Nationalen Wochenblattes ausführlicher erzählt ist, und hier nur kurz erwähnt werden soll.

In der Bergstadt zu Heidelberg lebte damals der Antiquitätenhändler Schlagenhaupt, der unter vielen anderen Merkwürdigkeiten, die ihm für vieles Geld nicht feil waren, den Schädel und Unterkiefer Kaisers Heinrich IV. wie ein Heiligthum verwahrte. Bei der Plünderung und Schändung der Kaisergräber im Dome zu Speier hatte Herr Schlagenhaupt jene Kaiserreliquie verwahrt, was im Speierer Dome als wehrlos umherlag, war leicht zu erwerben. Diesen Schlagenhaupt besuchte der kleine Wodan oft und besaß dessen volles Vertrauen. Als es mit ihm zum Sterben kam, bat er den Kleinen, wie er sagte, vom Gewissen getrieben, diese Kaisergebeine in den Speierer Dom zurückzubringen, und übergab ihm diese Gebeine, die der Kleine in seiner Stube unter dem Bette verwahrte, bis nach einigen Wochen sein Freund Studiosus Deutsch mit ihm die Pilger-Reise nach Speier machte. Wie später verlautete, wurde das bereits geschlossene Grab wieder geöffnet und die Gebeine hingelegt, wohin sie gehörten.

Nachdem der kleine Wodan, der jetzt der alte Fuhrmann heißt, die Hochschule abgemacht hatte und mit den Vorbereitungen zum juristischen Examen beschäftigt war, traf wiederum eine Einberufungsordre vom Gräfrather Landwehrbataillon ein. Viele Artilleristen mußten unter der Brigade des Obersten v. Tuchsen eintreten, die auf dem linken Rheinufer von Rommerskirchen bis zur holländischen Grenze zerstreut war. Von Belgien wußte man damals noch nichts und es sollte dies gerade jetzt zurecht gemacht und von den Holländern abgerissen werden. Der über den ganzen Niederrhein hörbare Geschütz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

donner von Antwerpen gab dieser Einberufung einen besonderen Ernst und schreckte besonders die Frauen, deren Ehegatten eingezogen wurden. Es war kein Mann entbehrlich, Alle wurden eingestellt, mit Ausnahme des kleinen Wodan, der dem Major Lottner, der unter dessen Großvater die Soldatenlaufbahn begonnen hatte und darum dem Kleinen besonders befreundet war, das früher erwähnte Attest des Regierungsarztes Greiß überreichte, das ihn als für immer untauglich sofort von der Einstellung befreite. Schon wollte der Kleine sich empfehlen, siehe! da traten Männer von Monheim ein, welche dem Major die Meldung machten, die Frau eines gewissen Lottner, der eingestellt war, wie es hieß, ein entfernter Verwandter des Majors, liege im Wochenbette und sei vor Leidwesen geistesirre geworden. Die Leute sagten, es gebe nur Ein Mittel, die gute Frau zu retten — die Zurückkehr des Ehegatten. Dieser jammerte, der Major bedauerte, vermochte aber den Artilleristen nicht los zu geben, nicht einmal auf kurzen Urlaub, denn die Mannschaften sollten sofort eingekleidet und zu den betreffenden Batterien gesandt werden. Der kleine Wodan, tief ergriffen, erwog es in seinem Gemüthe und sprach zum Major: „Seine Verletzung sei allerdings seit vier Jahren wirklich vorhanden, aber so bedeutend geheilt, daß eine nochmalige ärztliche Untersuchung ihn vielleicht für diensttauglich erklären werde. Wenn dies der Fall, und er für Lottner eintrete, könnte dann derselbe entlassen werden?“ Allerdings bejahte der Herr Major und berief den Bataillonsarzt, der das erforderliche Zeugniß der Tauglichkeit gab. Lottner wurde entlassen und alles Weh geheilt.

Als der Kleine nun zur Einkleidung gehen wollte, legte ihm der Major in den Mund, daß er ihn zum Offizier melde, und so konnte denn auch er einstweilen nach Hause gehen und für Equipirung sorgen.

Ueber jene Frau Lottner erfuhr man, daß sie glücklich genesen. Von den Leuten selber hörten wir nie mehr etwas. Es gibt keine größere Thorheit, als für irgend eine Handlung, die man für gut erkannt, noch obendrein Leutedank zu erhoffen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei den Vielen, die der kleine Wodan vom Tode des Ertrinkens gerettet, hat ihm Niemand größere Lebensgefahr veranlaßt, als ein gewisser Boddenberg, der in einem vielleicht 10 Fuß tiefen Kümpel der Dhün, an der sogenannten Fabriksbank am Ertrinken war. Die Umstehenden heulten und jammerten, bis der kleine Wodan zufällig vorbei kam und ihn in der Tiefe ergriff. Da klammerte der große starke Mann sich aber an den Retter krampfhaft so fest, daß dieser nur eine Hand frei hielt, sich über den Boden soweit fortzuscharren, bis die aufrechte Stellung über das Wasser erhob, nicht die Kunst des Schwimmens, sondern des Untertauchens rettete. Als nach all der großen Gefahr der Gerettete wieder zu sich kam, waren seine Worte eine Fluth von Schimpfreden darüber, daß man ihn nicht eher herausgezogen hatte.

Nur an einem einzigen Geretteten erfuhr der Kleine Dankbarkeit, aber in einer wirklich rührenden Weise. Ein armer Dienstknecht zu Schlebusch, Peter Bensberg mit Namen, war im großen Hammerteichkümpel am Ertrinken. Weder er, noch alle, die um ihn waren, vermochten zu schwimmen. Das Zetergeschrei rief den alten Fuhrmann herbei, der sich sofort entkleidete, den Ertrinkenden ergriff, aber mit größter Vorsicht ans Ufer brachte, so daß er nicht wie von dem Heinrich Boddenberg gefaßt werden konnte. Fast 30 Jahre darnach kam ich auf einem Geschäftsgange am Langenbrücker Bruche an einem ärmlichen Tagelöhnerhäuschen vorbei, wo ich um die Wohnung frug, die ich erreichen wollte. Siehe, da trat jener Peter Bensberg zu mir und sagte, er sei der Gerettete und wollte mich nöthigen, bei ihm einzukehren. Ich sagte dies für die Rückkehr von dem Geschäfte zu und hielt Wort. Da war das Häuschen gefegt, geschmückt und der Tisch mit ortsüblichen Erfrischungen besetzt. Gatten und Kinder waren versammelt in ihren Sonntagskleidern und der Peter Bensberg sprach mit einer rührenden natürlichen Beredtsamkeit: „Seht, das ist der, von dem ich Euch so oft erzählte, dem ich nächst Gott und meinen Eltern mein Leben verdanke, das er mit eigener Lebensgefahr gerettet hat" ꝛc. Nicht um seinetwillen, nicht um des Dankes, sondern um der Dankbarkeit willen erfüllt Solches mit Freude, denn

ohne die Dankbarkeit gibt es keine Tugend. Auch heute noch ist der Peter Bensberg im Langebrücker Broiche seines Retters nicht vergessen.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß einzelne Personen zum Verunglücken bestimmt scheinen, wie oft sie auch gerettet werden. Hiervon bot sich damals in Schlebusch ein merkwürdiger Fall dar. Die Mutter des kleinen Wodans hatte eine junge Magd, ein bildschönes, fleißiges, braves Mädchen, Gertrud Cremer von Holzhausen gebürtig. Als dieselbe beim Waschen in einen tiefen Kümpel der Dhün gestürzt und mit den Kleidern in Holz verwickelt schon lange unter Wasser gehalten wurde, gelang es mit großer Mühe, sie zu retten und wieder zu beleben. Einige Tage darauf wollte sie aus einer großen Sauerkrauttonne, die kaum noch zum Zehntel gefüllt, Sauerkraut nehmen, bückte sich zu tief und stürzte kopflings in die Brühe der Tonne, so daß die Arme zu kurz und zu schwach, sie länger vor dem Ersticken zu bewahren. Der Hülferuf der Mutter rief den kleinen Wodan in den Keller — da sah er, wie die alte schwache Frau vergeblich bemüht war, die Magd mit einem Beine heraus zu ziehen. Der herbeigesprungene Kleine machte kurzen Prozeß, stieß die Tonne um und zog die fast Erstickte ohne Mühe heraus, die einer seltenen Todesart nahe war.

Wenige Tage darauf wollte dieselbe Person beim morgenlichen Aufstehen über die noch schlafende Magd und Bettgenossin hinschreiten, verwickelte sich mit den Füßen in dem Leintuche, stürzte und vermochte die Arme, die sie durch Ueberwurf der Unterkleider gefesselt hatte, zu ihrer Rettung nicht zu verwenden. Sie brach das Genick.

Selten ist wohl eine humane That mit größeren Freuden und Vortheilen gelohnt worden, als die Befreiung des Artilleristen Lottner zur Rettung seiner erkrankten Frau. Der Kleine dankt seine besten Freunde und Kameraden dem wiederangetretenen Landwehrverhältnisse. Ueber 20 Jahre hindurch berief mindestens die jährliche 14tägige Landwehrübung in den immer sich vergrößernden Kreis treuester Freunde, wo einzig damals noch patriotischer Geist gehegt und gepflegt wurde. Dazu traten die großen Manöver in den Zeltlagern, die den

kameradschaftlichen Kreis erweiterten. Was aber den Kleinen besonders in diesem Verhältnisse erfreute, war die Gelegenheit und die Muße zur Erwerbung historischer Notizen, welche Liebhaberei der Kleine schon lange getragen. So konnte er, so lange er beim Landwehrbataillon Gräfrath stand, im Niederbergischen alle städtischen und amtsörtlichen Archive durchstöbern. Doch trat er später durch einen Zufall veranlaßt ins Kölnische Bataillon und weil dort Offiziere mehrfach zu viel, so ließ er sich umher zu anderen Bataillonen versetzen, die Mangel hatten. Da gab es denn bei gründlichen Untersuchungen überall reichliche Ausbeute. Die Versetzung von Gräfrath nach Köln veranlaßte der dortige Major von Garrelts, ein sehr tüchtiger wissenschaftlich gebildeter Offizier, aber zeitweise vom höchsten Jähzorne befallen. Als er in einem solchen Anfalle dem beliebtesten Offizier des Bataillons, Franz Heuser, eine grobe Ungerechtigkeit zugefügt hatte, gab sich das ganze Gräfrather Landwehroffiziercorps das Wort, sofort entweder den Abschied oder die Versetzung nachzusuchen. Dabei aber traten zwei Merkwürdigkeiten ein, denn nur zwei Offiziere, Heuser und der kleine Wodan, hatten sich kaum deshalb versetzen lassen, als auch der Major Garrelts nach Köln versetzt wurde. Franz Heuser, der das erforderliche Alter dazu hatte, nahm seinen Abschied. Da bewährte sich die wahrhaft christliche Gesinnung des Majors, der es durch Freundlichkeit wieder gut machen wollte, wo er gekränkt hatte. Er hatte durch noch lebende Offiziere des Gräfrather Bataillons von den vielen Lebensrettungen des kleinen Wodans erfahren und wollte demselben dafür eine Anerkennung verschaffen, indem er den betreffenden Bürgermeistern aufgab, die Zeugen darüber zu vernehmen. Kaum war dies recht im Gange, als von Garrelts bei der 14tägigen Landwehrübung auf der Mülheimer Haide das Unglück hatte, einen Unteroffizier im Jähzorne zu kränken, sein Unrecht sofort einzugestehen und ihn sogar vor dem Bataillon öffentlich um Verzeihung zu bitten. Da wurde der Major sofort aus der Armee entlassen. Nicht wegen des zugefügten Unrechts, sondern wegen Eingestehens seines Unrechtes erhielt er den Abschied.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein besonders freudiger genußreicher Abschnitt in der militärischen Laufbahn war Anfangs Juni 1831 die Reise nach Trier, wozu etwa 20 Landwehroffiziere sich zusammen fanden, die den Infanteriedienst lernen sollten. Es gab damals noch keine Landwehroffiziere unter der Artillerie und unter den Jägern und Schützen. Die mußten alle den Infanteriedienst lernen. Das war eine lustige Reise die Mosel hinauf unter allen den lieben Kameraden, und welche paradiesische Gegend um das altehrwürdige Trier. Das Exerzieren war so besonders schwer nicht und brachte immer mit vielen Kameraden zusammen. Die Abende aber hing in den besuchten Vergnügungsorten der Himmel voller Geigen. Unter all den Landwehrkameraden befanden sich nicht nur die von den Bataillonen des Niederrheines, sondern auch aus den Bezirken des 29. und 30. Regiments. Ein Major von Humbracht, ein sehr aufgeweckter freundlicher Mann, leitete die Uebungen und an den Abenden die Unterhaltung. Er war unerschöpflich in Räthselaufgeben und Erzählungen. Merkwürdiger Weise war einer der Kameraden, der sofort die Auflösung gab, sobald das Räthsel vorgetragen war. Deshalb vermutheten Einige ein Einverständniß mit dem Major. Als der Bezüchtigte eine Zeitlang abwesend und sein Freund Heuser ihn vertheidigte, erhielt er zwischen berauschten Köpfen einen harten Stand. Forderungen flogen hin und her und als der Bezüchtigte wieder eintrat, war die Hälfte der Anwesenden im heftigsten Streite. Der Betreffende, der unter dem Spitznamen Student bekannt war, nahm die gegen Heuser geschleuderten Forderungen als eigene Angelegenheit auf. Am andern Morgen wurde die Situation geklärt, und die Anhänger der Heuser'schen Partei von dem Studenten im Fechten unterrichtet. In einem Saale des Kaffeehauses Faure am Markt war der Fechtboden, wo recht fleißig geübt wurde. Das währte aber nicht lange, bis alle die Duelle gegen Heuser, den „Studenten" und deren Zuhälter widerrufen wurden, blos zwei aus dem Oberbergischen blieben mit einander hangen aus altem Kampfe. Das sollte nach der Entlassung von der Uebung ausgemacht werden! Jedoch da trat das Possenhafte ein, daß der Gegner seinen

Widerpart nach Wittlich bestellte, wo es los gehen sollte, dieser aber vor dem bestimmten Tage nach Wittlich kam und nach Coblenz bestellte. So löste sich die ganze Ungeheuerlichkeit in Wehmuth und Wohlgefallen auf.

Es gibt leider Leute, die Alles beschmutzen, was sie berühren, und dies war bei ein paar eitlen Kameraden der Fall. Bei Franz Heuser war es das Gegentheil. Alles gewann eine edlere Seite, und Glück und Segen verbreiteten sich. So fanden wir in den ersten Tagen in Trier einen altpreußischen Zollwächter, der Wittwer und schwindsüchtig war und einen 7 Jahre alten Sohn hatte, der ein Künstler auf der Geige. Heuser nahm sich des Vaters und des Knaben an und als der Vater gestorben war, verschaffte er dem Sohne Unterhalt und bessere Geige. Um den talentvollen Knaben für die Folge zu sichern, stellte ihn der „Student" dem Bischofe vor, der ein großer Musikfreund und sehr liberaler Mann war. Er nahm sich des Knaben auf seine Kosten an und erlebte große Freude daran.

Leider wurde der „Student" einige Tage am Wechselfieber krank, daß er nicht mit hinaus durfte zu den Uebungen.

Damit nun seine militärische Aufgabe nicht darunter litt, nahm er das Exerzier-Reglement zur Hand und brachte es in gangbare Lieder, so daß jedes Kapitel auf eine andere Volksmelodie gesungen werden konnte. Dies Ding hat den Kameraden bei den großen Feldmanövern ganz außerordentliche Freude gemacht.

Ein merkwürdiges Erlebniß zum Schlusse der Trierer Uebungen war die Besitznahme von Sanct Wendel (Oldenburg) durch die 2. Kompagnie des 28. Infanterie-Regiments unter Major von Forell, was Alles aufs Friedlichste ablief. Im folgenden Jahre wurden die nämlichen Landwehroffiziere mit wenigen Ausnahmen nach Coblenz zum 28. Infanterie-Regimente beordert, womit denn die militärische Ausbildung vollendet.

(Hier müssen die „Erlebnisse des alten Fuhrmanns" wegen des inzwischen (21. November 1876) erfolgten Hinscheidens desselben abgebrochen werden.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Der Bauernlümmel. (1845.)

Von allen auf den Stand bezüglichen Schimpf- und Schelt-worten däucht mir keins so entehrend, als der in Stadt und Land auf mancher schmollenden Zunge der Sackrockträger so schnell fertige Bauernlümmel. Daß die Entehrung, wie bei allen Schimpfworten, nicht den Gescholtenen, sondern nur den Scheltenden selber trifft, dies bedarf kaum der Erwähnung. Schimpfen, Schelten und Schmähen ist garstiger Schmutz, klebriger Koth. Witze aber sind wirkliche Schleuderwaffen; oft aber auch nur Steinen, die im Koth liegen, vergleichbar. Wirft man nun mit Koth um sich, so kann nur der ganz Nahe davon getroffen werden, versteht sich, der moralisch Nahe, der von gleichem oder ähnlichem Geiste Beseelte. Je höher der mit dem Wurfe Bedachte im Verhältnisse zu dem Werfenden steht, desto mehr fällt vom Schmutze auf ihn selber wieder herab. Der tiefer Stehende wird leichter vom Wurfe berührt; trotz dessen aber beschmutzt und bespritzt sich der Werfende mit, und zwar desto ärger, je zäher und schmutziger der Unflat, womit er warf. Daß hier der höhere oder tiefere Stand nicht auf irgend einen Rang oder auf Geburt und Besitz deute, sondern einen wirklichen höheren Standpunkt, den Adel der Seele an-deuten soll, ist wohl jedem Unbefangenen einleuchtend, indem unter niederm und vornehmem Pöbel kein moralischer Unter-schied obwaltet. War auch der Witz nicht ganz rein, so be-schmutzt er mindestens die Hände des Werfenden; doch gut ge-richtet trifft er auch ein fernes Ziel und schmerzt nicht wenig,

wenn er auf eine empfindliche Stelle, oder gar auf ein Geschwür trifft. Wie der glatte Pfeil des sichern Schützen von der Armbrust schnellt, schlägt er nie fehlend ein, wo er nicht der Person, sondern dem Schmutze, dem Dünkel oder der Selbstsucht gilt. — Aber der Bauernlümmel? Das ist kein Witz, das ist ein plumpes Scheltwort. Unterwerfen wir es einer etymologischen Anatomie! Seine vorderste Hälfte, der klangvolle Bau, der so mancherlei Großes ausspricht, und das männliche Er, das Wort Bauer, welches auch oft für das Ganze, besonders unter städtischen Gecken mit dem größten Erfolge angewandt wird, bezeichnet den Landmann, der das Feld pflügt, der Kohl und Kraut, Korn und Kartoffel säet und ärntet und zu Mühl und Markt bringt; der im Sommer auf dem Acker, im Winter in der Scheune wirkt und waltet mit rüstigem Sinn und kräftiger Hand, wodurch das ganze Land ernährt wird, wovon der hochgeborne Herr und der ärmste Bettler speisen und Küch und Keller, Tisch und Teller in Stadt und Land gefüllt und besorgt werden. Das ist der Bauer, der obendrein den größten Theil der Staatslasten zahlt, aus welchen die großen Herren ihre Gehälter beziehen, wovon sie die schönen Wagen halten, auf dem Bock den stattlichen Kutscher in goldbordirtem Rocke, welcher so stolz herniederschauet auf die blauen durchschweißten Kittel der Ackersleute, und dem in ihrem Anblicke das bewußte Scheltwort so los liegt zwischen den verächtlich ausgebogenen Lippen. Das ist der Bauer, der den Herren von der Feder die Thaler hinzählt nach dem Gebührentarif vom 16. Febr. 1807, wovon der Frau Doctorin der Rechten das Monatsgeld gezahlt und der Schauspielerin so schöne indische Shwals, dem Ladenmädchen aber die goldenen Ohrringelchen gekauft und die Häuser gebaut werden tief und breit und vielstöckig mit Erker und Säulenreihen und mit marmornen Platten im Vorhaus und getäfelten Fußböden in den Sälen, so schön und glatt, daß, wenn der Landmann mit seinen staubigen Schuhen darüber geht, ihm das Zweit-, Dritt- oder Viertmädchen mit jenem Ehrentitel schnöd und höhnisch begegnet. Das ist der Bauer, der die Bataillone vollzählig macht und die Brigaden, wenn die Herren Bürgersöhne in's

Bett pissen, zierliche Brillen tragen oder sich frühzeitig alle Krankheiten vom Zahnen und den Masern bis zu dem letzten Schnupfen, den sie auf dem tanzenden Thee aufgeschnappt, durch den Herrn Doctor bescheinigen ließen; wenn sie wegen Brustschwäche nach dreimaliger Zurückstellung Halbinvaliden wurden und darin doch wenigstens etwas halb sind, da sie übrigens kaum auf ein Tausendstel der Männerwürde Anspruch haben. Das sind die Bauern, die, während die süßen Herrchen den Damen hündeln und Pfötchen geben, den Tornister tragen mit hundert scharfen Patronen drin und dreißig in der Tasche, und den Gewehrkolben in der Faust dem Kartätschenhagel entgegen stürmen, das Joch der Knechtschaft zerbrechen mit starkem Arm, und dann, wenn sie dem Vaterlande Ruhm und Frieden erfochten haben und den blauen Kittel wieder tragen, jenen Ehrennamen oft aus dem Munde eines bartlosen Schreibstubenbrachen so furchtbar entgegendonnern hören, daß es sie mit eiskaltem Schauder überläuft, obgleich sie unter dem Prasseln der platzenden Granaten nicht gezittert haben. — Dies ist der Begriff des Wortes Bauer. Das Anhängsel Lümmel ist trotz der weichen Konsonanten mehr eine Schärfung als Abrundung. Sein eigentlicher Stamm ist das Wort Lump, nach neuerem eigentlichem Sprachgebrauch einen Gegenstand bezeichnend, den man auf tausenderlei Weise gebraucht, um ihn dann mit Verachtung wegzuwerfen; den man überall nothwendig hat und doch nicht achtet, den man bis auf die Fäden abnutzt und oft noch die Fäden zerzaust, damit ihm das Wort recht eigentlich zukomme. Im uneigentlichen oder bildlichen Sinne bedeutet das Wort Lump einen mehr oder minder lebhaften, mit fünf oder mehr Sinnen begabten Gegenstand, der sich lumpen läßt, eine physische Person, wovon in mancher moralischen eine große Anzahl vorhanden ist, und deren Begriff ein savoir faire, eine gewisse Feinheit gegenwärtiger Bildungsstufe, eine Art von Weltklugheit ausspricht, durch welche man es zu den höchsten Ehrenstellen, und in England sogar bis zum Galgen bringen kann. Doch das Wort Lümmel ist nicht erst von gestern oder ehegestern, noch erst unter der gepriesenen Regierung des dicken Karl Theodor, und auch nicht aus der Zeit hervorgegangen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als man anfing, des lieben Gottes Einrichtung so zu verhöhnen, daß man seines Ebenbildes schönste Antlitzzier mit Schmerz und Ungemach in die Seifenschüssel strich — nein! sein Ursprung reicht in ferne Vorzeit hinaus, wo Sichlumpenlassen noch nicht für Weltweisheit galt. Damals, so ungefähr um die Zeit, als die bergischen Sensenmänner, die brabantischen Drescher und die kölnischen Kappesbauern auf der Haide bei Worringen über 4000 Raubvögeln mit ihren plumpen Fäusten die Schädel eingedrückt hatten, bezeichnete das Wort Lump (englisch noch lump, wovon lumpish, plump) einen Klumpen, einen Klotz, etwas Ungefüges, Rohes, Derbes, Ungeschlachtes, Volksthümliches, Michelhaftes, was so Alles mit sich machen läßt und mit der Thür in's Haus fällt. Der Fortschritt der Zeit, welcher den Hannes in's Wamms brachte und auch des Michels dralle Waden in Escarpins mit seidenen Strümpfchen, und seine groben Fäuste endlich sogar in zarte Glacéhandschuh kleidete, sein struppiges Haupthaar strählte und in einem glatten Zopfe diminuendo zierlich auslaufen ließ, gab auch dem plumpen Klotze eine zierliche Abrundung, machte aus dem Wort Lump durch das oberländische Diminutiv el ein Lümpchen und merzte das harte p zur Verdoppelung des weicheren m aus, so daß unser Lümmel fix und fertig, gestriegelt und geschniegelt, gleich einem wohlgeleckten jungen Bären hervorging.

Lümmel bedeutet nach Adelung einen ungesitteten, groben, täppischen, tölpelhaften Menschen und hat nur noch eine ganz kleine Beimischung von dem darin versteckten Lumpenstamm in bildlichem Sinne. Unter Ludwig XIV. glorreicher Regierung, die sich, was scheußlichen Undank, Hoffitte, Verrath, Mode, Verheerung, guten Ton, Tücke, adelige Zucht, Mordbrand und Frömmelei anbelangt, auch über die Heimat des Lümmels erstreckte, wurde dieser Name von Junkern, Rathsverwandten, Doctoren, Kavalieren und Amtsverwaltern auch übersetzt mit Räkel, Racker, Bauernvieh, Pack oder Kanaille. Später hat man häufig, und zwar nicht ohne poetische Licenz, den prosaischen Taufnamen Michel dafür gebraucht, und weil derselbe auch mit heros invincibilis in's Latein übersetzt wird, so ist in unserm Plattdeutschen das Wort Zibbel dafür aufge-

kommen, welches aber nur die gemüthliche Seite des Lümmels berührt.

Dies ist der gelehrte Quark, die ganze Wortklauberei über den Ursprung des Namens. Doch nun im Ernste gesprochen, liebe Landsleute! Laßt uns, die Hand auf's Herz gelegt, Rechenschaft geben, ob wir es vor Ihm, der die Stiele an die Kirschen macht, verantworten können, daß wir den ehrlichen Namen des nothwendigsten und ehrwürdigsten Standes, das Wort Bauer, zu einem Scheltworte mißbrauchen, daß wir es mit dem Lümmel gar verwechseln oder verstärken? Aller Schandflecken schwärzester ist die Undankbarkeit. Sie ist die größte Rohheit, der treuloseste Frevel. Welche Undankbarkeit aber ist wohl größer und verabscheuungswürdiger, als den ehrenhaften Wortbegriff zum Scheltwort zu mißbrauchen. Der Bauernstand ist nicht nur der unentbehrlichste und zahlreichste, er ist auch der vollkommenste, unabhängigste, freieste und edelste Stand. Der Bauer verdankt seinen Unterhalt nächst Gott nur der eigenen Thätigkeit. Er allein arbeitet für sich selber. Er braucht um gedeihliche Ernte nicht bei irgend einem Vorgesetzten zu heucheln und zu hündeln, braucht keiner geheimen Räth- und Unräthin die Hand zu küssen, zu betbrudern, zu fuchsschwänzen und scharwenzeln, wie es die Supernumerarien um ein Amt, das Verstand bringt, und um die geheimen Conduiten, wie es die Beamten um Gehalterhöhung und Kaufleute und Wirthe um Absatz ihrer Waaren thun. Zu dem lieben Gotte bittet er um Gedeihen seiner Saat, und deshalb ist sein Blick nach dem Himmel gerichtet. Der Bauerstand erzieht zur Frömmigkeit, in ihm ist vor allen übrigen Ständen Zucht, Redlichkeit und Treue heimisch. Ihm macht kein Geheimerath, kein Generalprokurator, Oberinspektor oder Intendant Vorschriften, wie er sein Tagewerk vollbringen, wie er den Acker pflügen soll, den er in dieser Beziehung als Sonnenlehen empfangen hat. Was aber ist würdevoller als das, dessen man am nothwendigsten bedarf, selber zu schaffen. Das thut der Bauer. Er zieht die Nahrung aus dem mütterlichen Boden, zieht dort seine Kleidung und spinnt und webt seinen blauen Kittel, schnitzt seine Holzschuhe und den Löffel, womit er ißt,

baut seine Hütte, die ihm ein Obdach gewährt, legt den Heerd an und wirkt und backt sein Brod. Er nährt sich und die Seinen ohne sich füttern zu lassen. Setzt ihr den Städter hinaus auf's Land, so müßte er in Elend vergehen, selbst in der Stadt müßte er verhungern, wenn der Bauer ihm nicht die Nahrungsmittel hinein brächte. Der Bauer ist in allem Nothwendigen vielseitig gebildet, der Städter aber meistens nur in einem Fächlein, das zudem oft höchst entbehrlich und lauter Luxus ist. Dies haben die Weisen der alten Zeit eingesehen und Griechen und Römer, die uns in Vielem zum Vorbild gereichen, zollten dem Bauernstande die gebührende Achtung. Dichter besangen ihn und Helden und Gelehrten widmeten ihm die Kraft des Armes. Selbst Cicero pflügte das Feld und die größten Konsuln und Feldherren wurden vom Pfluge zum Herrscherstabe an die Spitze des Volkes berufen. Bei uns Deutschen wurde es anders in jener Zeit, als die Adlernester auf den Felsen am Rheine gebaut wurden, von welchen die Trümmer jetzt noch aus Rebengeländen grauen. Das Wild, welches die Saaten verwüstet, wurde edel, weil auch die Edelleute diesen Beruf der Verwüstung fühlten, und die Bauern, die das Feld bauten, wurden zu unedlen Sclaven, weil der Michel sich einmal auf den Kopf gestellt hatte. Nun hat er endlich seinen Purzelbaum vollendet, er steht wieder auf zwei Beinen und sieht, daß der Bauer doch eigentlich derjenige ist, der die Suppenschüssel füllt, und dennoch wird sein Ehrenname im Munde des aufgeblähten Städters zum Scheltwort, und selbst der Schuhputzer des ländlichen Beamten spricht es verächtlich aus, wenn er seinem Herrn die Ankunft örtlicher Klienten meldet. Das ist wohl Romantik, die unser lesendes Publikum aus den unvergleichlichen Geschichtswerken von Kramer, Spieß und Genossen eingesogen. Oder was sonst ist der Grund dieser Verachtung? Sind's die derben schwieligen Fäuste des Bauern im Vergleich zu den seideweichen Händchen des Maulfechters, des Federfuchsers und Pflastertreters? Die Schwielen von der Arbeit sind Ehrenmale, den derben Fäusten verdanken wir unser Brod. Ist's aber vielleicht die züchtige einfachere Kleidung, die gegen Sturm und Wetter berechnet den

Körper schützt und wärmt und ohne Flitter, den man mit Parasol und Parapluie vor Sonn und Nebel schützen muß? Ich dächte doch, solche Kleidung, die ihren Zweck erfüllt und des lieben Herrgotts Wetter vertragen kann, ist anständiger und vernünftiger als jene, die, im neuen Babel erfunden, die Welt zu Affen und die Hühneraugen an die Zehen macht. Aber die ungebildete Sprache, die derberen Sitten, der Mangel an Schulbildung ist der Grund der Mißachtung? Das wäre bübisch ungerecht von den Herren, denn dann müßten sie ihr eigenes Werk verachten. Verlangt die menschliche Gesellschaft irgend etwas von einem Stande, so soll sie doch vorerst nicht verhindern, daß er das Verlangte erwirbt. Laßt den Bauernknaben die Schule besuchen, welche der Stadtknabe benutzt, und es möchte dann bei Vergleich der Bildung bei dem letztern der Lümmel überwiegend hervortreten. Wie wollte man dem Bauer aber etwas verargen, wofür er nicht kann. Das wäre gerade so sündhaft dumm und schauderhaft unvernünftig, als wenn man dem Mohren übel nehmen wollte, daß er schwarz ist von Angesicht, und dem Juden, daß er nicht von christlichen Eltern geboren, und einem Protestanten, daß er nicht in Hispanien, einem Katholiken aber, daß er nicht in Schweden auf die Welt gekommen, oder dem Kukuk, daß er nicht singe wie eine Nachtigal. Jedes in der Welt hat seine eigenthümliche Art und Weise, und der Bauer hat eine gar ehrenwerthe Art. Er verdient die Dankbarkeit aller Andern, so daß man es ihm nicht übel nehmen oder ihn gar verachten soll, wenn ihm dies oder jenes von Flitter und Hanswurstlichkeiten abgeht, was die Uebrigen mit rasender Tollheit den Neubabyloniern nachgeäfft haben. Vielmehr, wo ihm etwas an derjenigen Bildung fehlt, die in der A. K. K.-O. vom 14. Mai 1825 auch dem ärmsten Bauersmann garantirt ist, da sollen wir ihn bemitleiden und sollen, wenn der Bildungsmangel in einem Alter unter dreißig Jahren vorkommt, nicht gegen den armen Bauer, sondern gegen den Pfarrer, Lehrer, Schulvorsteher und Verwaltungsbeamten erbosen, daß diese den Bauer nicht lange vom Schulgelde befreit und das Gesetz über die allgemeine Schulbildung außer Acht gelassen, und

aus Lauheit, oder Verkehrtheit und Dummheit nicht ausgeführt haben, damit die Menschen doch ja nicht klüger würden, als sie selber sind.

Doch gibt es auch eine Bildung, die höherer Achtung werth ist als jene, die man im bloßen Schulunterrichte erlangt. Diejenige ist die wahrste und edelste Bildung, welche dem Geiste die edelste Richtung gibt und die erhabensten Ideen anregt. Ob irgend Jemand ein paar Sprachen mehr oder weniger versteht, macht so viel nicht, als daß er in Einer keusch und ehrlich denkt. Tanzen und Singen kann höchstens dem blinden Buchfinken und dem Bären den höchsten Werth verleihen, weil diese nichts Höheres begreifen lernen. Ob Jemand das Gemüse mit der Gabel oder mit dem Messer in den Mund führt, oder ob er sich des geschnitzten Löffels dazu bedient, ob Jemand in Frack oder Wamms, in Hut oder Pelzmütze erscheint, dies kann auf wahren Menschenwerth und gerechte Achtung so wenig Einfluß haben als jedes Andere, das vollständig gleichgültig ist. Es fragt sich darum, wer die meiste wahre Bildung und Gesittung trage, der Bauer, der des städtischen Stutzers Sitte verachtet, oder dieser? Nach gewissen sehr unzweckmäßigen Regeln speisen, zur Unzucht verführen und sich verführen lassen, selbst die Heiligkeit der Ehe verachten und den schändlichsten Treubruch ein galantes Abenteuer nennen; allem Ernste absagen, um in der leichten Weltsitte anständig zu erscheinen — dies ist eine Bildung, die tiefer zu verachten ist, als das plumpe Wesen des plumpesten Bauers, der den guten Ton nicht in Komplimenten, in süßen Worten und schlüpfrigem Wandel, sondern in starrer Ehrlichkeit, ehelicher Treue, Fleiß und Frömmigkeit sucht. Dies z. B. ist des Bauern guter Ton, daß er mit dem Morgengebete seinem himmlischen Vater dankt für die Ruhe der Nacht, am Abend für den Tag und am Tische für die Speise, der lieber wie der Wilde ohne Messer und Gabel sich sättigt, als ohne das „Aller Augen" und das Gratias gebetet zu haben. Das Tischgebet aber verachtet, verlacht der städtische Stutzer überaus vornehm und hält sich bei der Tafel äußerlich gar elegant mit Fingerspitzen, Mund und Antlitz, sonst aber in der Hauptsache wie das Schwein am Troge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich glaube, es gibt sogar hochnasige städtische Laffen, welche für die bäuerischen Gedanken an Gott und Ewigkeit vor lauter gutem Ton keinen Raum mehr in ihrem Gehirn haben und die, wie man zu sagen pflegt, darüber hinaus sind. Behüt uns der Himmel vor so hohem Bildungsgrade; da wollen wir uns lieber zum Bauersmanne halten.

Deshalb erfordert es die Pflicht der Dankbarkeit und Nächstenliebe, daß wir den Lümmel vom Bauern trennen. Es gibt ohnehin ungeschlachte Menschen genug, welche auf dies Prädikat viel gerechtere Ansprüche aufzuweisen haben. Gehen wir nur den Bildungsgang der menschlichen Gesellschaft durch, so finden wir von der Urzeit bis auf die Gegenwart drei Stufen. Die Menschen lebten nämlich zuerst ohne bleibende Wohnstätte, wie der rauhe Esau, von der Jagd; dann stiegen sie zu der Viehzucht, und von diesem Nomadenleben zum Ackerbau. Der Bauerstand ist also die höchste Stufe im Bildungsgange der Völker. Soll nun der Kometenschweif Lümmel etwas besonderes Rohes bezeichnen, so muß man es nicht mit der obersten, sondern mit der untersten Bildungsstufe zusammenpassen und die Rohheit nicht Bauernlümmel, sondern allenfalls Jägerlümmel schimpfen. Wir wollen versuchen, die sämmtlichen Lümmelarten, von der untersten Stufe, dem Jäger an, bis zu dem Bauer, der, wie oben hinreichend dargethan, nicht einmal mehr ein Lümmel ist, in gehöriger Klassifikation aufzustellen.

I. Auf der untersten Bildungsstufe stehen die Jagd-, Haide-, Wald-, Busch-, Hunde-, Wolfs-, Hirsch-, Bock-, Hasen-, Holz- und Forstlümmel. Hierzu gehören von unten herauf:

1) Diejenigen hochadeligen und unadeligen Land- und Stadtjunker, die dem armen Bauernvieh zum Verdruß und Verderb das edle Wildpret in solcher Menge hegen, daß der ohnehin vom Pfarrer gezehntete Acker durch das Feldungeziefer gefünftet ist; die den Stammbaum von ihren Hunden und Pferden bis zu 16 Ahnen bringen, aber nicht wissen, daß der gemeine Mann auch Menschen zu Eltern hatte; die solche wüthende, in der Naturgeschichte so unkundige Jagdaufseher

anstellen, daß sie den Menschen vor dem Vieh nicht zu unterscheiden vermögen; die einen Wildfrevler, der Familienvater ist, um eines lumpichten Hasen willen todtschießen, sowie sie den Bauern die nützlichen Katzen, Möpse und Spitzhunde auf dem Felde erlegen, weil das edle Wildpret durch die Mäuse- und Rattensäuberer gefährdet ist und das Hundegebell leicht irgend einen feisten Hasen am Kohlfraß incommodiren könnte.

2) Die Herren Advokaten und andere Rechtsgelehrte aus den Städten, die ihre Rechtskenntnisse und Gerichtskunde dadurch entweihen, daß sie als Jagdbesitzer die Wildschadenklage der armen verletzten Bauern durch allerlei Rechtskniffe entkräften.

3) Die Metzger und Bäcker aus der Stadt, die als eingefleischte Nimrode zu fünfzehn eine Jagd gepachtet haben, worin blos zehn Hasen leben, des Sonntags aber mit Hund und Wehr hin und her dem Bauer durch die Saat laufen, um ihr zwei Drittel vom Hasen zu suchen und den obigen beiden Nummern aus purer Michelhaftigkeit in allem Verkehrten nachäffen, auch mit gesinnungsloser Verachtung auf Alles herabsehen, was keine Schnepfenfeder auf der Mütze trägt.

4) Diejenigen reichen Waldbesitzer, welche ihren Zehnten heben, aber die armen Bauerleute durch allerlei Ränke um die früheren Gerechtsame des Stock- und Sprocksammelns betrogen haben, die Wald, Hand und Herz der Armuth verschließen und sogar an öffentlichster Stätte zu behaupten sich erdreisten: der liebe Gott habe den Freiherrn geschaffen, sich hier auf Erden schon zu freuen, dem armen Bauern aber die Freude für das Himmelreich aufgespart.

5) Diejenigen Zupferdemenschen, welche Reitjagden halten über den aufgeweichten Boden des armen Mannes, und auf dem hohen Standpunkte, den sie im Sattel einnehmen, sich angewöhnt haben, die ehrlichen Fußgänger über die Schulter anzublicken.

6) Die besoldeten Jäger und Forsthüter, welche aus purer Gedankenlosigkeit das hochfahrende Wesen von ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brodherren angenommen haben und, weil sie eine Flinte tragen, sich über den Nähr-, Wehr- und Lehrstand erhaben glauben; die auf Holz- und Wildfrevler lauern, wie der Teufel auf eine arme Seel, die Hunde hetzen an die Flüchtlinge und das Anzeigegeld ohne Mitleidsschauer empfangen.

7) Die, welche den Adel in das Vorrecht der Jagd und der Taubenflüchte, nicht in die reine, von ächter Nächstenliebe durchdrungene Gesinnung setzen, und nach völlig durchjagtem Tage ohne Gewissensunruhe darüber einschlafen können, daß sie wiederum einen ganzen Tag hindurch nichts für die Menschheit gethan haben.

Nach diesem Galgen voll Lümmeln kommen

II. Die Schweine-, Sau-, Rindvieh-, Schaf-, Hammel-, Ziegen-, Bock-, Hut- und Hirtenlümmel, wozu alle diejenigen gehören, welche ihr Gemüth und all ihr Trachten auf Befriedigung der gemeinsten Bedürfnisse gerichtet haben, ihrer niedrigen Gesinnung jedoch keine menschenfeindliche Richtung geben. Die Anzahl ist zu groß und die Abstufung zu verworren, als daß man den Versuch wagen dürfte, eine erschöpfende Reihe von Unterabtheilungen dafür aufzustellen. Es gehören z. B. hierher diejenigen Viehlümmel, welche in gut Essen und Trinken einen Lebenszweck finden und denen der Leckerbissen selbst dann noch schmeckt, wenn sie einen Andern hungernd sehen. Dann gehören hierher diejenigen Rindviehlümmel, die nicht begreifen, wie ein humaner Mensch auch das Wohl seiner Nächsten im Auge halten und ein Opfer bringen kann für das Gesammtwohl. Die überall dort, wo der Edle ein Opfer bringt für Bildung oder das materielle Heil seines Volkes, wähnen und sprechen: es stecke eine selbstische Absicht dahinter, von Großthuerei mindestens oder von Betrug, und die das Große und Schöne in der Welt stets durch eine Verkleinerungsbrille, die kleinen Fleckchen der Braven aber durch ein Riesenteleskop beschauen, auch wohl die Tugend für ein Laster ansehen. Man kennt diese Lümmel, deren Hornviehseuche unter vornehmem und geringem Pöbel sehr ansteckend grassirt, an dem weisen Wahlspruche: „Man habe genug daran, für sich selber zu sorgen und dürfe sich nicht mit Dingen abgeben, die einen Nichts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angehen, d. h. die kein Geld einbringen. Diese Lümmel sind größtentheils untauglich zum Heeresdienst, stehen ihrer Aussage nach zu hoch in der Klassensteuer angesetzt, schelten über alle rechtliche und unbestechliche Leute, von denen sie keinen Vortheil genießen, haben ihr Gefühl zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und hören lieber das Quiken eines unterm Messer verblutenden Schweins vor der Thür, als den Schall einer Geige. Uebrigens sind es nach ihrem eigenen Geständnisse großentheils sehr ehrliche Leute, weil die Ehrlichkeit Vieles einbringt. Ferner gehören unter die Viehlümmel die, welche den heiligen Namen der Liebe mit jener Erniedrigung entweihen, welche der Thierheit angehört, und die sie wie Don Juan im Herzenskatalog unter ihren Heldenthaten aufzählen; die, statt auf die zarten Farben und den Duft des Blumenbeetes zu achten, darin sich wälzen und wühlen wie eine Sau und den ganzen Flor zerknicken und zerkneten, daß Alles in Elend vergeht, oder wie die Kuh die Duftblumen verschlingen und denen man, wenn sie den Mund aufmachen, wie einem Frosche bis an den Magen sieht.

III. Die Acker-, Feld-, Wiesen-, Garten-, Obst- und Bauernlümmel, die eigentlich als solche gar keine Lümmel sind, wenn sie nicht zufällig der zweiten Hauptabtheilung unterliegen, wie z. B. der reiche Gutsbesitzer, dem das Korn immer noch nicht theuer genug ist, und es trotz des herrschenden Mangels hinter dem Speicherriegel hält, bis Gottes Langmuth endlich erschöpft wird und Wolf und Wurm ein Ende machen, so, daß das verdorbene Getreide in den Dünger geschüttet werden muß. Der aber ist ein gottverfluchter Bauern-, Wirths- und Krämerlümmel, der für eine lumpige Forderung dem armen Mann das Tuch von der Bleiche holt, oder mit dem gepfändeten Korn den Maien einfährt und das Aerntefest feiert, da die Schuldnerin, eine weinende Mutter und sieben Kinder vergeblich bittend, hinter dem Karren schluchzen, der ihres Vaters sauren Schweiß und die Nahrung für den Winter davon führt. Wenn die Fabel wahr wäre von der Judensekte mit dem Christenblut (was aber abscheulicher Lügenkram), so möchte man einen solchen Lümmel zu diesem Zwecke vergeblich

abschlachten. Der hat so wenig Christenblut in den Adern, als ein Mehlwurm; aber den Magen hat er voll fremdes Blut, das er wie ein Vampyr, Egel oder sonstig Gewürm gesogen hat. Gott weiß, wie viel arme Leute ein solcher Drachen verschlingen kann. Man sollte ihn auch eigentlich nicht Lümmel, sondern einen Hecht nennen, weil er seines Gleichen verschlingt, um einer kleinlichen Forderung willen ein Kontumazialurtheil eintragen läßt, dutzendfach mehr Gerichtskosten macht, als die zweideutige Buchschuld beträgt und dann der Schuldner Gut subhastirt und für Spottpreis ansteigert. Ein solcher abgefeimter Lümmel, bei welchem die heutige bildliche Bedeutung der Stammsilbe des Namens vorherrscht, sitzt auf seinem Eigen wie der finstere König aus Uhlands Sängerfluch im Schloß am Meer, bleich von Antlitz mit heiserer Stimme und dunkelm unheilverkündendem Blicke, statt des Herzens einen Gränzstein in der Brust und träumt wie Herodes von dem Blute unschuldiger Kinder, oder wie Reinecke in Malepartus von gackernden Hühnchen, die er zu rupfen gedenkt, wie es ihm die Naturgeschichte in den Sinn gelegt hat. Die Herzen solcher Lümmel sind für Stahlwetzsteine viel zu hart, sie eignen sich mehr zur Diamantschleiferei. Besonders charakteristisch sind die Klagen dieser Steinherzmenschen über böse Nachrede, die sie dem Neide der Aermeren über ihren Reichthum zuschreiben. Dabei ist zu bemerken, daß nicht das Geben, sondern das Nehmen reich macht und Verlust des Nehmens Niemanden drückender ist, als dem wehrlosen Armen.

Außer diesen nach dem Bildungsgange der Menschheit dreifach abgestuften Lümmeln gibt es aber auch noch Industrie-, Kaufmanns-, Laden-, Studenten-, Gelehrten-, Beamten-, Kriegs-, Verwaltungs-, Juristen-, Medizin-, Theologie-, Bier-, Branntwein-, Wein-, Schellfisch-, Kirchen-, Schul-, Schuster-, Schneider- und besonders Steuer-, Censur- und Polizeilümmel. Außerdem aber noch unzählige Lümmel, deren Aufzählung uns hier zu großen Raum wegnehmen würde. So z. B. möchte ich einen Arzneilümmel nennen denjenigen Vorsteher einer Klinik, welcher der Wissenschaft zu Liebe, statt den armen Kranken sobald als möglich zu heilen, die Krankheit zu einem gewissen

gefährlichen Grade sich ausbilden läßt, um auch da noch Versuche anzustellen, und den Untergang des Menschenlebens über das schöne Anatomie-Exemplar verschmerzt. Auch der ist ein Arzneilümmel, der die Armenkranken mit homöopatischen Tropfen und allopatischen Grobheiten behandelt, und das gebrochene Bein nicht eher einrichtet, bis der unbemittelte Kranke die Bescheinigung beibringt, daß die Kurkosten auf die Armenkasse angewiesen werden. Vor Allen aber gehört dahin derjenige Arzt, welcher die Erlebnisse seines Amts mißbraucht, um in sittenlosem Zotenklubb die obscöne Schmutzunterhaltung durch Aufdeckung von Geheimnissen zu beleben und das menschliche Elend zum Gegenstande des unsittlichsten Spottes macht. Dies ist eine der verächtlichsten aller Lümmeleien, die schon in das Gebiet des Hallunkenthums übergeht, und deren Vorhandensein leider nicht in Abrede gestellt werden kann.

Auch der Student, welcher der elterlichen Hut entschlüpft, die höhere Bildungsstufe durch tiefere Rohheit bekundet und seine Immatrikulation dem Handwerkburschen mit dem Ziegenheimer fühlbar macht, ist ein rechter Lümmel. Ein Schenklümmel ist z. B. der Wirth, welcher gar nichts schenkt, sondern den Branntwein theuer bezahlt nimmt, oder gar mit doppelter Kreide notirt, und um ein paar Pfennige willen, das Blut, den Leib, die Sittlichkeit, das Glück, den Frieden und den Wohlstand der Familienväter mit dem scheußlichen Höllentranke vergiften und vernichten hilft. Viele Branntweinbrenner, welche zur Stufe der Einsicht gelangt sind, daß an jedem Pfennige ihres Gewinnes der Nothgroschen der Armuth haftet, könnte man darum Giftlümmmel en gros nennen. Es ist Denen gleichgültig, ob die Welt in dem Feuerwasser erstickt, wenn nur das Geld, das Sündengeld in ihre Tasche klirrt. Die Mandatslümmel aber, welche in Betreibung deutscher Procuratur die Bauern in Prozesse verlocken und Termin auf Termin erwirken, um nur Einen Thaler zu erschnappen, wo der Klient zehn Thaler verliert, und das dreizehnte Gebot: „Nimm nicht, was du nicht kriegen kannst," auf's strengste halten, sind qualificirte Lümmel. Dagegen gehören die Büreaulümmel, welche die

armen Bauern Stunden lang im Vorhause stehen lassen und immer nur mit dem barschen Gruße: „Was wollt Ihr?“ empfangen und „Packt Euch!“ entlassen — zu der einfachen Gattung. Die Büreaulümmel aber, welche neben ihrem Amte Handel treiben mit Ellenwaaren, Zucker und Kaffeebohnen und die Wohlthaten ihres Amts nur an die Elle oder an den Gewichtstein hängen, womit sie ihren Kunden zumessen, die überhaupt ihre Stellung zu Privatzwecken mißbrauchen, sind blos uneigentliche Lümmel. Es sind wirkliche Schelme und Schufte. Kirchenlümmel sind unter Andern diejenigen, welche der höhern Gebühren wegen freudiger auf den Kirchhof als an den Taufstein gehen und die darüber schmollen, daß die wohlhabenden Leute nicht so gefällig sind, sich von ihnen begraben zu lassen.

Viehlümmel sind alle diejenigen, die sich besser dünken als andre Menschen und sich anlassen, als ob die Welt ihretwegen erschaffen sei, wie der Schenkwirth meint, man habe die Kirche seiner Wirthschaft wegen erbaut. Solche Dünkeler, die sich schämen, dicht neben Bauersleuten zu stehen, als fürchteten sie sich vor dem Abfärben derer, die doch in der Wolle gefärbt sind, und glauben sie ehrten einen Bauer, wenn sie ihn grüßen. Dies ist wirkliches Vieh, denn es gibt nur viererlei Wesen, nämlich Gott, der Alles gut gemacht, Engel mit Flügeln, gewöhnliche Menschen und Vieh. Da sie nun erstens nicht die Welt geschaffen haben, weil diese sonst nicht so gut wäre und sie selber nicht so dumm, und zweitens auch keine Flügel haben, drittens aber sich den andern Menschen nicht gleich stellen, so kann man sie ja gewissermaßen nur zu Nro. 4 rechnen, wenn sie nicht einem gewissen studirten Stande angehören sollten, da ihnen dann, wie den Insekten, das Sausen zu verzeihen ist.

Nachdem wir nun den ehrenwerthen Bauersmann contrefeit und eine so große Anzahl anständiger Leute gefunden haben, denen wir den Lümmel mit gutem Gewissen aufbürden dürfen, so halte ich von unserer Seite das Mögliche für

beigetragen, den guten Bauer, der doch so viel thun und tragen muß, hierin um ein Merkliches erleichtert zu haben.

Möge der liebe Gott mir Zeit und Kraft fristen, dem Bauersmann auch noch andere Lasten und Unbilden abwälzen zu helfen. Vertraue auf Gott und dein gutes Recht, lieber Bauer! Den Lümmel sind wir los. Wir kommen auch von den Lümmeln. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III.

Ansprache zu einem ländlichen deutschen Fahnenfeste, im Frühlingsmonat 1848.

Wie schön grünt und blüht der Frühling nach langem eisigen Winter! Unzählbare Keime sprossen in Wald und Wiesen dem nahenden Maien zu fröhlichem Gruß entgegen. Die Vöglein stimmen Siegeslieder an und danken dem lieben Gotte, der die Erde frei machte von Winterleid, der so milde Luft gab und helle Sonne, die Alles wärmet und belebt.

Aber in dem Herzen der Menschen ist ein noch schönerer Frühling ersprossen. Ein großer herrlicher Völkerfrühling hat Aller Herzen mit Freuden erfüllt und erhoben. Er waltet von Meer zu Meer durch alle Lande. Des ewigen Völkervaters Auge sandte den belebenden Strahl, der die Herzen der Menschen erleuchtet und erhoben hat. Er ließ leuchten die geistige Sonne der Völker, die Freiheit. Sie ist des ewigen Lichtes heiligster Abglanz.

Ein langes trauriges Dunkel lag über den Landen. Die hehre Sonne der Freiheit leuchtete nicht mehr. Ihre schönen Strahlen, Gleichheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit schienen erloschen. Ueber den Völkern eisete ein langer trauriger Winter.

Ihr habt ihn oft gehört, den harten betrübten Spruch unserer Väter, den Spruch vom irdischen Jammerthal. Wohl war die Erde lange Zeit den meisten ihrer Bewohner nur ein Jammerthal. Viele Menschen darbten der Gerechtigkeit, weil ihrer Wenige sich über die Andern erhoben hatten. Die Wenigsten waren ihren Ausgaben gewachsen. In der Sorge um den leiblichen Unterhalt ging alle Freude, alles wahre Leben verloren. So Viele erwuchsen in kläglichster Entbehrung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So Viele, die jetzt ruhen in kühler Erde, haben nur gelitten und gerungen in ängstlichen Sorgen, und der Gram hat sie in's Grab gedrückt. So viele treue Mütter, so viele brave Väter! Um der Gerechtigkeit willen hat so Mancher Noth und Verfolgung erduldet, und mit Kerker wurde die Wahrheit gelohnt.

Fragen wir: war es der Wille Gottes, daß die Erde den Menschen ein Jammerthal sein sollte? O nein! nein! der ewige Vater der Liebe konnte es nicht wollen. Aber weil die Menschen abgewichen sind vom Willen Gottes, darum ist das Elend unter die Menschen gekommen.

Der Wille Gottes war: daß, wie andere Nationen in ihren Wohnstätten, auch unser deutsches Volk, unser ursprünglich braves, treues deutsches Volk, unser schönes Vaterland Eins und einig sein solle. Gott wollte, daß die Deutschen ein Volk von Brüdern sein sollten. Diesen seinen heiligen Willen hat Gott geoffenbaret durch die gemeinsame Sprache, die er uns gegeben hat, auf daß wir uns unter einander verstehen und verständigen sollen, und hülfreich sein sollen wie Brüder. Und ferner hat der ewige Völkervater diesen Willen offenbart durch gemeinsame Neigungen und Tugenden, die er dem deutschen Herzen einhauchte, auf daß sie als ein heiliges Erbtheil von den Vätern auf die spätesten Nachkommen vererbt würden. Das sind die Tugenden der deutschen Ehrlichkeit, der deutschen Treue, der Tapferkeit, Keuschheit, des Fleißes und der Gewissenhaftigkeit, welche Vorzüge in den Augen anderer Nationen ein Spott sind.

Auch hat der gerechte Gott gewollt, daß alle Deutschen gleich sein sollen vor dem Gesetze, daß alle sich an der öffentlichen Ordnung betheiligen sollen. Nicht die Großen oder Vornehmen sollen die Gesetze machen zu ihrem Vortheil, sondern das ganze Volk soll sie machen, wie es unter Brüdern gerecht ist, und das Volk soll wählen die Obrigkeit, welche die Gesetze aufrecht erhält.

Aber die Deutschen sind weit abgewichen von dem Willen Gottes. Statt daß sie Ein Volk bilden sollten, haben sie sich in viele Herrenländer zersplissen. Man hörte den Namen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche kaum mehr. Man wußte nur von Oesterreichern, Preußen, Hessen, Baiern, Sachsen und wie sie alle heißen. Alle diese verschiedenen Länder und Ländchen haben besondere Gesetze, besondere Münzen, Maß und Gewichte, sie wurden durch Zollschranken von einander geschieden und es war, als wenn die Menschen nicht zu einander gehörten. Die einzelnen Ländchen haben sogar blutige Kriege gegen einander geführt. Wie in diesen Ländern die Deutschen einander entfremdet waren, so ging es auch in einzelnen Gemeinden und Familien. Ueberall waren besondere Interessen. Jeder scharrte nur auf seinen Haufen. An dem Wohle der Mitmenschen schien den Meisten wenig gelegen. Nur in der Steuerrolle standen die Bürger noch beisammen; aber dies Band war das schlechteste. Selbst in der Kirche, selbst in dem Hause des gemeinsamen ewigen Vaters kamen die Leute nicht mehr zusammen. Der Protestant ging hierhin, der Katholik dorthin. Einer verdammte den Andern. So führte die heilige Liebe selbst zum Zwiespalt. Der Eine freute sich über des Andern Schaden. Wenn dem Einen Unrecht geschah, so lachte der Andere. Nur Wenige gab es, die guten Willen zeigten, dem Andern zum Recht zu verhelfen.

Durch diese Vereinzelung, durch diese Unbrüderlichkeit, durch diese Zersplitterung wurde es wenigen Großen möglich, die ganze Welt zu beherrschen und auszubeuten. Dies war die Ursache, warum das Recht unterdrückt wurde und so viel Elend unter die Menschen kam.

O! wie thöricht thaten die Deutschen, daß sie nicht zusammenhielten wie Brüder! Hätte Einer dem Andern geholfen, wie der Wille Gottes ist, so wäre Niemand in Armuth gerathen. Hätten sie alle zusammengehalten, so hätte man Keinem ein Unrecht anthun können. Hätte Jeder das Unrecht, welches dem Andern geschah, für eigene Kränkung aufgenommen, so würde alles Unrecht bald zu Ende gewesen sein.

Es gab eine Zeit, da war Deutschland Eins und einig. Man hatte eine Fahne dieser Einigkeit, die war schwarz-roth-golden. Die Fahne haben wir wiederum aufgerichtet, zum Zeichen, daß es besser werden soll in der Welt, zum Zeichen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß wir erkannt haben, daß wir alle deutsche Brüder sind, daß wir uns lieben und einander helfen wollen wie Brüder. Dies ist die deutsche Fahne der Einheit, Freiheit und brüderlichen Gleichheit, die jetzt hoch am Thurme flattert zum Beweise, daß wir den Willen Gottes erkannt, daß wir uns als Brüder wiedergefunden haben. Es ist die Fahne der wahren Freiheit und mithin nicht die Fahne der Willkür, sondern die Fahne der Ordnung und des Gesetzes.

Wir wollen, daß es besser werde in unserm Vaterlande. Dies ist unser Aller redlichster Wunsch und Willen. Darum aber sollen wir alle Kraft aufwenden, Alles daran setzen, zu thun, woran uns die Fahne gemahnet. Laßt uns deßhalb ernst und aufrichtig betrachten, was wir fordern, was wir selber thun müssen, auf daß es besser werde. Dies sind wir uns und unsern Nebenmenschen, das sind wir unsern Kindern und Kindeskindern, das sind wir der ganzen Zukunft unseres Vaterlandes schuldig.

Vor allem müssen wir bauen helfen an der deutschen Einheit und Einigkeit.

Das ist der schönste Gottesbau, der größte, herrlichste Dom auf Erden. Wir Alle sind zu diesem Bau berufen. Die Einen als Baumeister, die den Grundriß, die den Plan entwerfen, Andere als Meister, die den Plan ausführen und den Bau leiten, Andere als Gesellen, die mit Meißel und Kelle handthieren, und die bei weitem größere Zahl als Handlanger, welche die Steine und den Mörtel bereiten und Steine und Mörtel hinzutragen. Da darf Niemand theilnahmslos bleiben; Keiner darf die Hände in den Schooß legen und ruhig zuschauen. Alle müssen helfen. Es darf aber auch Niemand aus seinem Verhältnisse heraustreten. Das würde Verwirrung machen und den guten Fortgang hemmen oder gar, wie bei dem Bau zu Babel, vereiteln. Kein Handlanger dünke sich zum Werkgesellen einzudrängen, kein Geselle lasse sich einfallen, den Meister abgeben zu wollen. Jeder Dienst, jede Stellung ist gleich nützlich und ehrenvoll. Nicht die Art der Arbeit, sondern die Arbeit adelt.

Der Grundriß zu dem Baue ist bereits entworfen. Was

jetzt zunächst geschehen muß, ist die Erwählung der Meister und Gesellen, die Grundriß und Plan prüfen und die Ausführung vorbereiten sollen. Bei der Ausführung selber müssen wir Alle Hand anlegen. Wähle Jeder mit Verstand. Wählet die Redlichsten, aber auch die Einsichtsvollsten und Fähigsten. Zuerst sollt ihr die wählen, welche die Meister zu erlesen haben. Diese Wahlmänner müssen durchaus die Meisterschaft zu beurtheilen im Stande sein. Mit der Redlichkeit und Aufrichtigkeit allein ist's dabei nicht abgethan. Der Wahlmann muß selber Kenntniß und Bekanntschaft haben, um die Fähigkeit des Meisters im Staatswerk beurtheilen zu können. Wolltet ihr Männer wählen, die sich selber müssen rathen lassen, so seid ihr übel berathen, denn es hängt dann vom Zufalle ab, wer der Rathgeber sein wird. Die Abgeordneten aber müssen wahrhafte Meister sein. Daß es hochgelehrte Herren seien, ist nicht nothwendig; aber sie müssen Verstand und Erfahrung in den Sachen haben, worüber sie verhandeln sollen. Sie müssen nicht bloß wissen, was sie nicht wollen, sondern auch was sie wollen. Aus einem abgeschlossenen Stande und aus den Vornehmen und Großen soll man nicht wählen, weil diese ihre gemeinschädlichen Vorrechte vertheidigen würden. Unter Vornehmen sind aber keine Kaufleute und Fabrikherren, die den Arbeitern Nahrung verschaffen, oder gar wohlhabende Ackerbauern zu verstehen, sondern diese gehören zum Mittelstande. Die Vornehmen sind die Autonomen, Kapitalisten und steuerfreie Herren.

Die Abgeordneten von ganz Deutschland werden zusammentreten und ein neues Gesetz machen. Was wir da von ihnen verlangen können, ist wieder vor Allem die Einheit des Vaterlandes, sodann die Bewilligung aller Steuer und Erlaß aller Gesetze durchs Volk und größmöglichste Freiheit, Gleichheit Aller vor dem Gesetze. Dabei wird besonders im Auge zu halten sein, daß von den 46 Millionen Einwohnern Deutschlands die 40 Millionen Bauern und Handarbeiter, der sogenannte gemeine Mann, eine besondere Berücksichtigung verdienen. Daß die Steuern im umgekehrten Verhältnisse wie bisher den reichen Leuten großentheils aufgebürdet werden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß sie nämlich stufenweise nach dem Vermögen steigen, so daß der arme Mann gänzlich entlastet und der Mittelstand erleichtert werde; daß ferner alle Steuerfreiheit aufgehoben und aller Boden dem freien Verkehr wiedergegeben werde. Daß man die Millionen Morgen öden Bodens und die großen Waldungen urbar mache und die Auswanderungen in Staatsschutz nehme; daß man auch Lehrer und Pfarrer auf ein festes Gehalt setze, und daß alle Gebühren und sogenannten Schrappstüber, die den gemeinen Mann bisher am meisten bedrückten, wegfallen und Unterricht und alle Werke der Barmherzigkeit unentgeltlich verrichtet werden.

Damit wird es äußerlich so gut werden im Vaterlande, wie es bei der großen Bevölkerung nur möglich ist. Besonders die Einheit des Vaterlandes und die allgemeine Wehrpflicht wird sehr viele bisherige Ausgaben verringern. Dies ist das, was wir verlangen können. Was wir aber dazu leisten müssen, ist eben so nothwendige Bedingung unsrer Wohlfahrt. Auf daß die wahre Freiheit und Einigkeit sich im Vaterlande entwickeln kann, darf keiner den Andern unterdrücken, Niemand darf sich besser dünken, Niemand sich mehr erlauben, als auch dem Andern zukommt. Aller Adelstolz, aller Rangstolz und Gelddünkel muß aufhören. Nur der Reichthum an Tugenden und die Nützlichkeit müssen einen Vorzug begründen. Unsrer deutschen Brüder Vortheil muß auch unser Vortheil, ihre Freude auch unsre Freude, ihr Glück unser Wunsch und Streben, ihr Schaden unser Schmerz sein. Wer seinen Bruder in Untergang bringt, der hat seine eigene Niederlage vorgearbeitet. Wer seine deutschen Brüder nicht liebt, der ist sein eigner Feind, wer unter seinen deutschen Brüdern Uneinigkeit schürt, der ist Rußlands Verbündeter, der ist ein Verräther am Vaterlande, ein 46 millionenfacher Judas. Im Westen und im Osten lauern gierige Feinde auf unser Gut, auf die Errungenschaften unseres Fleißes. An der Ostgränze zieht sich ein Kriegsheer von vielen hunderttausenden zusammen. Wenn wir Alle zusammenhalten, so sind wir des Sieges gewiß. Wollten wir uns aber in thörichten Kleinlichkeiten vereinzeln, so sind wir eine gewisse Beute des Feindes. Eintracht macht stark.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drum müssen wir Alle zusammenhalten. Der Hauptsache, dem gemeinsamen Wohl müssen wir alle Sonderinteressen opfern; wir dürfen um den Splitter der Thürschwelle zu erhalten das ganze Haus nicht niederreißen. Drum müssen wir in unsrer nächsten Nachbarschaft anfangen mit der Eintracht. Die Einigkeit muß von Innen, von unten herauf im Volk gebildet werden. Wehe! wenn sie von außen, wenn sie von oben geheischt werden müßte, wenn erst die Noth zur Tugend werde! Alle Einsichtigen müssen diesen Gedanken festhalten und bauen helfen, gleichviel ob als Meister oder Gesellen oder Handlanger. Damit die Nachbarschaft einig sei, müssen die Familien sich vertragen. Sind alle Nachbarschaften einig, so sind es auch die Gemeinden, die Kreise, die Länder und das Land. Im Vaterlande gibt es keine Sonderinteressen. Der Vortheil jedes Einzelnen ist der Vortheil Aller. Drum müssen Alle für Einen, der Eine muß für Alle stehen. Dieser Gedanke des gemeinsamen einigen Vaterlandes ist zu schön, zu groß, zu segenreich, als daß ein Gedanke an andere Interessen dagegen aufkommen könnte. Alle Personen und Persönlichkeiten müssen in dem schönen Ganzen aufgehen. Dadurch erst erhalten sie Werth und Geltung. Ueberhebe sich Niemand über den Andern, erzeige jeder dem andern Treue, so wird er Treue erlangen. Wer seinen deutschen Bruder lächerlich macht, der beschimpft sich selber. Wer ihm schadet, der untergräbt den Boden unter den eignen Füßen. Wer ihm aber Liebe erzeiget und den Verirrten leiten hilft auf den rechten Weg, der bauet sich Festen, der gründet sein eigenes Glück.

Wenn der liebe Gott auch unsere Fluren vor Kriegsdrangsal gnädig bewahren wollte, so erhalten wir doch jedenfalls Durchzüge von Heeren. Im Gefolge des Kriegsheeres schleicht loses Räubergesindel. Wenn nur die Gemeinde, wenn nur die Nachbarschaft zusammen hält, so wird keine Räuberbande es wagen, ihr Unwesen zu treiben. Zu diesem Zusammenhalten ist aber das Vergessen aller Zänkerei, das Aufgeben alles Haders hochnothwendig. Wer sich hochmüthig über Andere erhebt, wer seinen Nachbarn mit Ungerechtigkeiten unterdrückt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder ihn sonst gegen sich aufgebracht hat, dessen Hülfruf wird überhört werden.

Darum, meine deutschen Brüder, reicht Euch die Bruderhand! Wie diese Gemeinde thu' es Gau an Gau und Land an Land, so weit die deutsche Zunge klingt. Hier vor dem Angesichte des ewigen Völkervaters, des Gottes unsrer Väter, der alten treuen Deutschen, hier bei den Gräbern unsrer theueren Angehörigen, die zu dem Vaterlande, wo es keine Kämpfe mehr giebt, hinübergegangen sind, laßt uns schwören mit heiligem Schwur; nicht mit dem Munde, sondern im Herzen laßt uns geloben, uns hinfort als rechte treue deutsche Brüder zu lieben und einander zu helfen. Dies laßt uns im Anblicke der deutschen Fahne, die hoch am Thurme weht, mit aufrichtigem Herzen, mit voller Einsicht der Größe und der Heiligkeit der Sache geloben. Die Geister unsrer Väter schauen mit Wohlgefallen auf uns, und Gott, von dem alles Gute kommt, giebt seinen Segen dazu.

Die Geister unsrer Väter, die einen Tag wie den heutigen vergeblich ersehnten, haben unser Gelöbniß gesegnet, Gott hat es gehört. Sehet, wie die Sonne die trüben Wolken durchbricht, und die Fahne der Einigkeit herrlich strahlt in dem vollen Lichte! Lasset uns treu und redlich, lasset uns gewissenhaft fortschreiten auf der rechten Bahn, die zum Heile führt. Die Fahne der Einigkeit ist auch die Fahne der Freiheit. Die Freiheit ist ein schönes, aber auch ein pflichtenschweres Gut. Zeigen wir, daß wir reif sind, daß wir ermündigt sind für die Freiheit. Gleichsam mit Fallhut und Gängelband wie unbehol-fene Kinder hat man uns geführt, um die Ordnung, um das Gesetz zu erhalten. Laßt uns hinfort selber zeigen, daß wir wohl erkannt haben, daß ohne Gesetz und Ordnung keine Freiheit und Gleichheit, kein wahres Bürgerglück bestehen kann. In der Freiheit muß jedem Bürger daran gelegen sein, die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn sie ist sein Werk. Wir würden unser eignes Werk schänden, wenn wir nicht jeden Bruch des Gesetzes mit aller Kraft verhindern sollten. Laßt uns so handeln, daß keine Polizei, keine Obrigkeit hinfort an uns etwas zurechtzuweisen oder gar zu bestrafen findet, daß sie uns stets nur als Freunde und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brüder, nie als Mahner und Droher gegenüberstehen. Dafür sollen sie hinfort nicht mehr für uns da sein, denn wir wissen, was uns frommt und haben Kraft und Willen, es zu erringen. Uns treibt die rechte Brüderlichkeit, unsere Brüder, die sich vergessen sollten, von dem Ungehörigen zurückzuhalten und der Obrigkeit ihre Sorge, ihre schwere Bürde zu erleichtern.

Wir wollen die Obrigkeit achten, denn die Obrigkeit ist von Gott, sie ist vom Volke um des Volkes willen. Wer die Obrigkeit nicht achtet, der achtet auch Gott und das Volk nicht. Wer dem Könige nicht in rechter Treue ergeben ist, der ist auch dem Volke nicht getreu. Wer aber dem Könige und den Großen in ungerechten Dingen schmeichelt, der wird auch ein Volksschmeichler sein, und in dem ist keine Aufrichtigkeit, keine rechte Treue. Die rechte Treue ist schlicht und gerade für's Recht. So lange bis das neue Gesetz erlassen ist, müssen wir am alten Gesetze festhalten, und der Obrigkeit Treue und Folgsamkeit erzeigen um des Vaterlandes willen. —

Unter der alten Ordnung der Dinge ist manche Ungerechtigkeit geschehen, Mancher ist unterdrückt, Mancher unverdient emporgehoben worden. Doch seien wir gerecht, und messen nicht Alles den Personen zu, was die Verhältnisse verschuldet haben. Mancher redliche Beamte hätte gerne anders gewollt, aber er war ein willenloses Werkzeug. Darum suche sich Keiner an dem Werkzeuge für erlittenes Unrecht zu rächen. Es würde ihm Schande bringen. Freuen wir uns vielmehr, daß in Zukunft das Unrecht unmöglich wird! Rechnen wir mit der Vergangenheit nicht ab. Alles sei vergeben und vergessen. Auf andere Weise kommen wir nicht zur Ordnung. Die obersten Beamten, die nicht paßten, sind durch rechte Volksfreunde ersetzt worden. Für die Gemeinde- und Kreisbeamten, die unser wahres Wohl nicht fördern können, werden wir selber bald neue wählen.

So lange das neue Steuergesetz nicht in Kraft getreten ist, müssen wir nach der alten Weise die Steuern fortzahlen. Ohne Steuern kann kein Staat bestehen. Zumal wenn Krieg droht, ist die Steuer unerläßlich. Der Krieg macht große Kosten. Daß er mit Glück geführt werde, ist es nothwendig,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß jeder Wehrpflichtige auf den ersten Ruf zur Fahne eile und daß jeder Steuerpflichtige zahle. Wollten wir dies unterlassen, so würden sich bald die Russen in unserm Eigenthume breit machen; sie würden ärndten, wo wir gesät, sie würden schlemmen, wo wir gearbeitet haben. Sie würden uns Alles rauben und uns zu Knechten und Sclaven machen. Gedenkt dabei des Bibelspruches: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren"; wer das Theilchen seines Gutes nicht opfern will, dem wird das Ganze entrissen. Nicht um des Steuerempfängers willen, nicht um des Königs willen, sondern um des Vaterlandes, um des Volkes, um der eigenen Rettung willen, müssen wir die Staatslasten jetzt williger als jemals entrichten.

In Allem dürfen wir den gesetzlichen Weg nirgendwo verlassen, nirgends zur Selbsthülfe schreiten. Mögen auch einzelne Gemeinden unter französischer volksfeindlicher Herrschaft um die Waldgerechtsame betrogen worden sein. Wir werden diese auf rechtlichem Wege wieder erwerben. Ohne vorherige Zulassung die Waldung angreifen, oder gar die Domainenwaldung niederfällen wäre schändlich. Es wäre offenbarer Friedbruch und ein Raub am Vaterlande. Ordentliche, gewissenhafte Leute thun dies nicht. Es sind immer nur die Arbeitsscheuen oder Gesinnungslosen, die sich auf Kosten des Vaterlandes oder der Gemeinde durch Raub bereichern wollen. Hätte auch die Gemeinde ein lange unterdrücktes Holz-Recht auszuüben, so müßte die Vertheilung des Holzes in der ganzen Gemeinde geschehen. Dies wäre Recht. Wenn aber Jeder nach Willkür fällen wollte, so würden nur die Schlechtesten, die Diebe würden Alles, und ordentliche brave Leute, deren Gewissen sich noch vor Raub entsetzt, gar nichts erhalten. Darum muß jeder Gemeinde, jedem rechtlich denkenden Manne daran gelegen sein, solchem Unfuge zu steuern und unbedachtsame Menschen abzuhalten, daß sie nicht zu Dieben werden.

Wenn wir aber auch alles Obige erhalten und halten, so fehlt zum Besserwerden unsrer Zustände doch noch die wahre Weihe und Würze. Wir müssen zu den Tugenden unsrer Väter zurückkehren, müssen auch in unserm häuslichen Verkehr und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

innen im Herzen ganz deutsch werden, wie Gott es gewollt hat. Vor allem müssen wir darin den goldenen Glücksspruch unserer Väter wohl ins Herz schreiben und befolgen:

„Bete und arbeite!“

Ohne Gebet ist die Arbeit ein eitles, freudeloses Mühen; ohne Arbeit ist das Gebet ein leerer folgeloser Schall. Das Gebet ist eine Erhebung der Seele zum ewigen Vater, der dem zu ihm Erhobenen seinen heiligen Willen kund giebt. Die Arbeit ist die Anwendung geistiger oder leiblicher Kräfte, zur Befriedigung geistiger oder leiblicher Bedürfnisse der Menschen. Beten und arbeiten ist darum blos eine Uebersetzung des ersten und vornehmsten Gebotes Gottes: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selber!“ Der Liebe zu Gott entquillt das Gebet; die Liebe zu unserm Nächsten spornt uns zur Arbeit, ihm zu nützen. Von der Anwendung dieses Gottesgebotes auf das Vaterland war in dem Volkskatechismus die Rede. Hier wollen wir ihn nur im kleineren Kreise anwenden. Gott ist der Urquell und das Endziel des menschlichen Geistes. Der Mensch, welcher sich von Gott entfernt, verliert allen Werth. Ohne diese Weihe einer höhern Bestimmung ist nichts Menschliches an uns. Die Gottlosigkeit, wenn sie je möglich war, ist eine völlige Entwürdigung des Menschen. Kein Volk auf Erden hat dies so tief und wahr empfunden, als das Deutsche. Schon der Name sagt's, denn Teut ist unser ältester Name für Gott, von dessen Sohn, nach alter Sage, das deutsche Volk abstammen soll. Ehrfurcht vor dem höhern Wesen, lautere Frömmigkeit, Ergebung in den Willen Gottes und feste Ueberzeugung einer ewigen Fortdauer, waren Grundzüge des deutschen Charakters. Dieser Hauptzug der deutschen Volksthümlichkeit muß erhalten, gekräftigt und von den abscheulichen Schlacken gleißnerischer Scheinheiligkeit und eigensüchtiger volksfeindlicher Kastenherrschaft gesäubert werden. Der entsittlichende Absolutismus muß nicht blos von den Thronen stürzen. Der endlich wieder errungenen deutschen Volksvertretung entspricht ein Konzil der ganzen Christenheit, wie es unsere Väter zur Zeit der Hoheit des deutschen Reiches gesehen haben. Doch wir entfernen uns damit zu weit von den hier darzulegenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beziehungen. Wie die Ehrfurcht vor dem Ewigen, waren Fleiß und Ausdauer ein Grundzug des deutschen Charakters. Arbeit ist des Lebens Würze. Nützliche Thätigkeit bestimmt den ganzen bürgerlichen Werth des Menschen. Der Wohlstand ist der Preis der Arbeit, so im einzelnen Hause, wie im ganzen Volke. Wohlstand ohne Thätigkeit ist die Fallgrube des Lasters. Müßiggang ist aller Laster Anfang und das traurigste, freudeloseste Leben auf Erden. Wer sich nicht zu beschäftigen weiß, fällt in Schwermuth. Wer die von Gott gegebenen Kräfte nicht durch den Gebrauch übet, legt den Keim zu den schlimmsten Krankheiten. Es war Gottes Wille, daß wir arbeiten, drum gab er uns Glieder und Kräfte dazu. Jede Abirrung vom Willen Gottes rächt sich von selber.

Wissen wir es doch aus der heil. Schrift, daß Gott zu dem ersten Menschen gesprochen: „Im Schweiße des Angesichtes sollst Du dein Brod essen." Diese Worte gelten noch für uns Alle. Nur durch Thätigkeit sollen wir unser Brod verdienen, und nur dem Arbeitenden soll es wahrhaft gut schmecken. Wenn der gemeine Mann hinfort auch bedeutende Erleichterung erlangt, so kann ihn, wo Gott gesprochen, doch keine irdische Macht von der Arbeit entbinden. Auf ihr ruht häusliches Glück, Tugend und Wohlstand. Nur dadurch, daß mehr gearbeitet wird, kann es besser werden in der Welt. Glaubt nicht, theuerste Arbeiter, der bethörenden Stimme verruchter Volksschmeichler, die Euch die gebratenen Tauben gleichsam in den Mund fliegen lassen, Euch durch Vorspiegelungen von arbeitslosem Vollaufleben zu ihren ehrgeizigen bübischen Planen mißbrauchen wollen. Mit der Arbeit wäre auch Zucht und Glück dahin. Sie muß das Leben frisch erhalten, wie die Welle im Bach durch Bewegung frisch und klar bleibt. Freilich war es jetzt so schlimm gestellt in allen Verhältnissen, daß mancher brave Familienvater auch bei aller Thätigkeit nicht durchzukommen wußte; aber bei den Meisten, die in Untergang geriethen, war doch der eigene Wandel und großentheils Mangel an Thätigkeit schuld. Man kann ihn nie genug beherzigen den frommen Spruch unsrer Väter: bete und arbeite. Ein furchtbares in vielen Gemeinden fast allgemeines

Uebel hat sich überdies zum Untergange aller guten Sitte, zum Sturze des häuslichen Glückes eingeschlichen. Es drückt mehr als alle Steuern, es verschlingt mehr Brod als Mißwachs und Hagelschlag; es reißt mehr Menschen ins Grab als der Krieg. Es ist der Mißbrauch des Branntweins. In dieser Gemeinde sind in kurzer Zeitfrist fünf Familienväter am Säuferwahnsinn gestorben. Von je drei Vergehen oder Verbrechen hat mindestens zwei der Trunk verschuldet. Die meisten Bettler sind dies durch den Branntwein geworden. Er entwürdigt den Menschen unter das Thier und raubet ihm Lust und Liebe zur Arbeit, Zucht und Sitte. Er verführt zum bösen Schenkstubenleben, zu Hazardspiel, Betrug und Verbrechen. In ihm liegt der Fluch der Menschheit. Gott gab uns das Getreide, auf daß wir es zur Nahrung verwenden sollten. Aber der Aberwitz der Menschen hat das Brod in ein Getränk verwandelt, das durch sein Gift die Abirrung vom Willen Gottes rächet. Würde kein Branntwein getrunken werden, so würden unzählige Familien vom Elende befreit, unzählige Menschen der Tugend wiedergegeben sein.

Auch die Rückkehr zur alten Sitteneinfachheit und das Aufgeben der unsinnigen Modeäfferei ist zur Wiederkehr eines völlig guten Zustandes erforderlich. Mit der äußern Freiheit ist zwar viel, sehr viel gewonnen; aber ohne die innere Freiheit von dem bösesten aller Tyrannen, dem Laster, bleiben wir im Elende. Mögen wir, nachdem die äußere Freiheit errungen ist, auch die innere auszubauen uns bestreben. Dann wird Deutschland Eins und einig, frei, wohlhabend und glücklich sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV.

Ueber das frühere und jetzige Klosterwesen und seinen Einfluß auf die sittliche und materielle Wohlfahrt des Volkes.

Von allen Ereignissen, die unsere Voreltern, zumal das Landvolk je berührten, wurde keines von allen Unbefangenen freudiger begrüßt und dankbarer aufgenommen, keines aber auch von einer zahllosen Schaar im Ueberflusse schwelgender Müßiggänger mehr verflucht und von vielen kurzsichtigen frommen Leuten mehr bedauert — als die Aufhebung der Klöster zu Anfang dieses Jahrhunderts. Diese Aufhebung und was damit zusammenhing: die Aufhebung des Zehnten, der Feudallasten, der Frohndienste und der Jagdgerechtsame auf dem linken Rheinufer hat den bis dahin habelosen Bauern ermöglicht, Eigenthum zu erwerben, hat aus ärmlichsten Klosterknechten einen wohlhabenden Bauernstand und mit der Wohlfahrt auch allgemeine menschenwürdige Bildung geschaffen, das Volk aus dem Schmutze der Armuth und geistiger Versumpfung zu Fleiß und Regsamkeit, zu einem genußreichern Leben emporgehoben.

Um dies zu ermessen, und zugleich die Klagen und das Geschrei über die neuerdings vor unsern Augen vollzogene Aufhebung und Entfernung von Klostergenossenschaften beurtheilen zu können, müssen wir das Klosterleben in seinem Ursprunge, in seiner mittelalterlichen Blüthe, in seinen Einrichtungen und seiner Entartung, in seinem Einflusse auf alle politische und sociale Verhältnisse unserer Voreltern anschauen und aus den früheren durch das Klosterwesen geschaffenen Zuständen beur-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

theilen, was seine Wiederbelebung uns gebracht hat und was der Fortgang und die ungestörte Ausbildung und Entwickelung des Klosterwesens in der Folge uns gebracht haben würde. Nur Derjenige, der weiß, wie etwas geworden und gewesen ist, vermag zu beurtheilen, was in der Folge daraus werden wird.

Alles, was von tiefer Einwirkung auf die Gestaltung unserer Verhältnisse, auf die Richtung und Bildung des Menschengeistes gewesen, was Wohl und Wehe unserer Vorväter bedingt, ihre Wohlfahrt begründet oder gehemmt oder vernichtet hat, ist werth, daß man es betrachtet und erforscht.

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit Herz und Hand.
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt."

350 Jahre nach Christo vereinigten die Mönchsväter Antonius und Pachonius und 50 Jahre später der heilige Basilius die Einsiedler und Büßer im Oriente unter einer gemeinschaftlichen Lebensvorschrift, Regel genannt, und so entstanden die Klöster, die anfänglich noch keine Priesterschaft bildeten, sondern nur Laiengenossenschaften, mit dem einzigen eigennützigen Zwecke, durch Verachtung der Welt in den Himmel zu kommen.

Der heilige Benedict von Nursika baute im Jahre 515 das erste europäische Kloster zu Monte Cassino bei Neapel in Italien. Er verband in seiner Regel das beschauliche Leben und strenge Bußübungen der Morgenländer mit gemeinnützigen Zwecken, mit Arbeiten zur Bodencultur. Die Regula des heil. Benedict verband die Mönche zu festem Aufenthalt, zu den drei Gelübden ewiger Keuschheit, Armuth und Gehorsam. Beschäftigung, Kleidung und Ernährungsweise waren alle genau vorgeschrieben.

Der Ruf der Heiligkeit dieser Mönche führte ihnen Jünger, führte ihnen Reichthümer zu, und tausende Benedictinerklöster erstanden, die so reich wurden, daß sie der strengen Regel vergaßen und ein üppiges Schwelgerleben führten.

Reichthum verträgt sich nicht mit Fasten und Kasteien,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wie oft auch die Bischöfe die Sittlichkeit wiederherstellten, so fielen die Benedictiner doch bald wieder in ihr üppiges Leben zurück. Da zweigte sich im Jahre 910 der Orden der Kluniacenser von den Benedictinern ab, welche neuen Mönche sich auch auf wissenschaftliche Bildung verlegten. Jedoch da auch von ihnen tausende Klöster gefüllt waren und der Reichthum die Sitten verdarb, kam im Jahre 1098 der Cisterzienserorden auf, der eben so zahlreich und so reich wurde und alle an üppigem Leben übertraf. Da wollten die Bettelmönche und Karthäuser das sittliche Klosterleben wiederherstellen und das ging so lange gut, bis auch sie reich wurden.

Wie zahlreich die Bettelmönche waren, geht aus der Ordensnachricht hervor, daß diese Minoriten in den Jahren 1248—1250 nicht weniger als 124,434 Todte zählten. Wie muß damals das Land von Mönchen gewimmelt haben!

Unterdessen hatte das Papstthum die Herrschaft der Welt angesprochen. Es war auf der Stätte entsprossen, wo das von einer Wölfin mit Raubgier gesäugte Brüderpaar eine Stadt, einen Staat gegründet, der die Welt schon einmal unterjocht hatte. Dieses Ziel wiederum zu erreichen, mußten die Hauptlehren Christi in das Gegentheil verkehrt und die Vaterlandsliebe, die Unterthanen- und Kindestreue im Volke vernichtet werden. Dazu erwarben die Päpste die Klosterbewohner als die willfährigsten, wirksamsten Werkzeuge, und um sie ganz vollständig für die Pläne der Hierarchie zu gewinnen, wurden sie von der bischöflichen Oberaufsicht befreit und besondern Ordensgeneralen mit bischöflicher Gewalt untergeben, die unmittelbar unter dem Papste standen. So hatte denn der Papst vermöge des unbedingten Gehorsams der Klostergenossenschaften diese in der Hand.

Es hatten sich die Klostergenossen nicht nur den Namen Regularen, sondern auch der Religiösen beigelegt, und die Päpste bestärkten den Glauben des Volks, daß in den Klöstern vorzugsweise die Religion zu finden sei. Es stellte sich fest, daß die Mönche auch zu Priestern geweiht und mit päpstlichen Vollmachten und Privilegien überhäuft wurden. So erhielten die Dominikaner und Karmeliten die Ablässe so für begangene wie

zukünftige Sünden. Die Karmelitermönche erhielten den päpstlich approbirten Handel mit Scapulieren, mit Lappen, die den Träger vor dem Fegefeuer sicherten. Da erhielt die göttliche Lehre Christi die wunderlichste Verdrehung und Entartung, daß mit Lappen und Läppchen und allerlei Schwindel das Heil der Seelen und der Himmel erreicht wurde.

Ueberdies erwarben die Mönche nicht nur das Privilegium des Krankenbesuchs und die Spendung der Sterbesakramente, sondern auch das Recht, gültige Testamente zu fertigen. Diese für das Kloster benutzte Erbschleicherei häufte die Güter besonders dort, wo ein dunkler Flecken in dem Gewissen der Sterbenden war.

Wie die sogenannte Steuerschraube im gegenwärtigen bürgerlichen Wesen immerfort in die Höhe treibt, so thaten die Mönche schon im Mittelalter mit ihren Renten und Lieferungen. Wo der Großvater einen Scheffel Hafer geliefert, dort verstand sich der Enkel zu einem Malter Weizen. Aus einem Pfunde Wachs wuchs eine zehnpfündige Wachskerze, aus einem paar jungen Hühnern wurden Kapaunen, aus diesen ein Kalb und aus dem Kalbe ein feistes Rind, aus dem Schinken ein ganzes Mastschwein. Was thut der Bauer nicht für sein Seelenheil, und die Bäuerin noch viel mehr. Die Patres wußten das einzuleiten. War zwei Jahre hintereinander ein Geschenk gemacht, so wurde es im dritten als ein Recht beansprucht. Kam die Sache vor Gericht, so verlor der Bauer, denn der Richter wollte doch auch in den Himmel.

Zwar wurden auf verschiedenen Concilien und von verschiedenen Bischöfen Anträge auf Reform der Klöster gestellt, jedoch die Päpste wußten solche immer zu vereiteln und schoben ihren Schützlingen immer mehr Vorrechte zu, bis diese endlich der bischöflichen Gewalt vollständig enthoben waren. Papst Innocenz IV., durch den so viel Unheil in die Welt gekommen, hat diese Einrichtung getroffen. Die Geistlichkeit theilte sich demnach in zwei gewaltige Arme, in Weltpriester und Klostergenossen, was besonders dem heil. Bernhard mißfiel, der es aussprach, „daß dadurch die Zügellosigkeit der Mönche und Nonnen sich noch mehr entfesseln würde, und der Abt jetzt

Alles, was er wolle, von Rom erkaufen könne." Den Mönchen wurden auch eine Menge Seelsorgerstellen ertheilt, die vom Kloster aus besetzt wurden, und dies vermehrte den Einfluß. Besonders die Ehelosigkeit der Mönche erhöhte ihr Ansehen im Volke, als die Bischöfe und Weltpriester größtentheils noch verheirathet waren. Die Mönche führten, so lange sie nicht reich waren, einen heiligen Wandel, trieben Feldbau und erwarben durch Anlage von Gütern ein großes Vermögen, das sie zur Zeit der Kreuzzüge durch Ankauf vermehrten.

Schon im 15. Jahrhundert besaßen die Klöster den größten Theil des besten Ackerbodens. Viele hatten hunderte, andere über tausend Güter, das adelige Nonnenkloster Essen sogar über 1400 Güter, Grefrath und Gerresheim nicht viel weniger, Altenberg hatte so viele Güter als Tage im Jahr; Brauweiler und Siegburg mehrfach so viele, wovon in einem Kloster oft nur 30 bis 60 Geistliche oder Nonnen lebten. Dazu traten die sogen. Converse oder Laienbrüder, die sich zum Orden hielten, aber nicht Priester waren, und körperliche Arbeiten verrichteten, welche die Mönche, sobald sie reich geworden, unterließen. Die Aebte der reichen Klöster führten ein fürstliches Leben, sie waren sogar Standesherren mit weltlicher Gerichtsbarkeit und anderen Hoheitsrechten. Der Abt von Fulda z. B. war ein mächtiger Reichsfürst. Zuweilen waren es gebildete geistreiche Männer von Einsicht, und führten darum in den Reichsversammlungen gleich anderen Fürsten das große Wort, fuhren in der Welt umher als diplomatische Rathgeber und lebten herrlich und in Freuden. Die Mönche wurden dann dadurch beschwichtigt, daß der Prälat ihnen ein ähnliches Genußleben zuließ. Da kam der Ernst der Klosterregel und jeder sittliche und religiöse Zweck der Klöster allmählich überall in Vergessenheit. Die Prälaten, die Mönche, die Nonnen waren reich, vielfach reicher, wie die Fürsten und die Junker, und nun wollten sie auch das Leben genießen. — Nur dem Volke gegenüber bewahrten sie den alten Heiligenschein, und suchten es auf alle Weise im Dunkel der Unwissenheit zu erhalten und blieben treu nur der Aufgabe, die päpstliche Macht durch die öffentliche Meinung zu erhalten und zu erheben. Besonders die Bettelorden thaten da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr Möglichstes. Die Dominikaner gaben sich zur Verfolgung der Ketzer her und wahrten die sogenannte katholische Einheit des Glaubens, d. h. die Allgewalt des Papstes in der Weise, daß sie Jeden, der die Abirrung vom Christenthume einsah und den Muth besaß, die Wahrheit zu sagen, als Ketzerrichter verfolgten, und auf die Folter und auf den Scheiterhaufen brachten. Ein noch lebhafteres Geschäft erhielten die Dominikaner durch die päpstliche Erfindung der Hexen-Verfolgung, wobei das Verfahren viel einfacher war, um Menschen, deren Wahrheitsliebe der Hierarchie lästig wurde, zu vernichten und das Volk abzuschrecken, von dem Gängelbande geistiger und sittlicher Versunkenheit sich loszureißen. Da wurden Tausende dieser Molochsopfer gebracht und die anderen Bettelmönche, die Franziskanermönche und Kapuziner, gingen von Gehöft zu Gehöft, von Haus zu Haus mit ihrem Bettel, nährten das Volk mit albernen Märchen, mit Gespenster- und Spukgeschichten und bevölkerten die Welt mit so vielen Teufeln, Wärwölfen und Unholden, daß die geängstigten Leute das Letzte und Nothwendigste hingaben für Segnungen und Beschwörungen, womit die Bettelmönche sich befaßten und für Teufelsgeißel, Heiligenbildchen, Ablaßzettel, Scapuliere und Reliquien, die sie den durch Teufelsspuk geängstigten Bauern für Geld und Victualien verkauften. Wie in jedem Geschäfte machte der Gebrauch und die Uebung den Meister. Ja mit der größten Meisterschaft wußten und lernten die Bettelmönche die mächtigste und zugleich niedrigste Leidenschaft der Menschen, die Furcht, zu nähren, und namentlich die Gespensterfurcht und jederlei Leidenschaften der Bürger und Landleute auszunutzen, wobei sie sich besonders an die Weiber wandten, deren Kinder sie mit Bildchen und Amuleten beschenkten und durch unerschöpfliches Lob und Schmeichelei das Mutterherz gewannen, wenn die wegen ihrer Schönheit und Artigkeit gepriesenen Kinder auch so häßlich waren, wie die Affen und so roh und ungebildet wie diese.

Als aber trotz aller dieser wirksamsten Mittel, das Volk in geistiger Knechtschaft zu erhalten, der deutsche Geist der Wahrheit sich dennoch regte, als Huß und Luther dem plumpen mönchischen Betruge und der pfäffischen Anmaßung entgegen

traten, als die Uebersetzung und Verbreitung der heiligen Schrift dem Volke die Augen darüber öffnete, wie die christliche Religion in das abscheulichste Heidenthum verunstaltet war, und die päpstliche Allgewalt zu wanken begann, die ganze Möncherei bei den Besseren der Nation in Verachtung fiel, da erhielt der Orden der neuerrichteten Jesuiten die Aufgabe, mit Waffen der Wissenschaft und Gelehrtheit, mit dem Ansehen der wiederaufgefrischten Heiligkeit der Ordensregel das aufdämmernde Licht zu verdunkeln und die Allgewalt der Päpste und der Hierarchie durch Vernichtung der Ketzer zu stützen. Neue Besen kehren gut. So lange die Jesuiten selber nicht zu Macht und Reichthum gelangt waren, daß sie den Genuß des Errungenen ihren ordensmäßigen Anstrengungen vorzogen, wußten sie sich durch den Ruf der Heiligkeit Ansehen im Volke zu verschaffen. Durch alle Mittel des Trugs und der Bethörung, denen ein strenger Wandel und eine bewundernswürdige Anordnung, sowie eine geistige Regsamkeit auch in gelehrter Bildung zur Seite stand, gelang es den Jesuiten nur zu gut, der Wiederkehr zur wahren Lehre des Christenthums eine wirksame Gegenreformation entgegen zu setzen. Es gelang ihnen, unter deutschen Brüdern alle Anhänglichkeit an das Vaterland zu zerstören und die tolle Ansicht als Weisheit zu verbreiten, „daß im anderen Bekenntnisse, in anderen Glaubensanschauungen die natürlichen Feinde zu finden". So gelang es ihnen, die Kriege um des Glaubens willen anzuzetteln und den fürchterlichsten Krieg, der Deutschland je zerfleischte, dreißig Jahre hindurch zu erhalten, bis das Land verödet und verarmt, entvölkert und verwildert vom Auslande beherrscht, beraubt und mißhandelt, aus Ohnmacht vom Kampfe abließ. Der Jesuitenzögling, Kaiser Ferdinand II., that den Ausspruch: „Daß er lieber über eine Einöde, als über ein von Protestanten mitbewohntes blühendes Land herrschen wolle". So war Deutschland fast zur Einöde geworden; 17 Millionen Menschen hatte der 30jährige Krieg durch Schwert und Seuchen und Hunger erwürgt. Die ehedem mächtigste deutsche Nation war zu einem Haufen von Bettlern und Räubern herabgesunken. Das ehedem einheit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche deutsche Reich war in 1700 Herrenländer zersplittert und der Gewalt und dem Raube des Auslandes anheim gegeben, das seine schönsten Grenzprovinzen raubte und straflos plünderte, was deutscher Fleiß für Weib und Kinder erworben hatte.

Dies hatten wir dem Mönchswesen, den ehedem so heiligen Klösterorden, die der Welt entsagt hatten, zu danken. Die Weltentsagung war blos ein tückisches Mittel und ein trügerischer Vorwand, die Welt zu beherrschen. Sie war nur der Köder an der Angel des Fischers. Da paßt das Gotteswort: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen!" Schon zu des heil. Bernhard Zeit galt der Spruch: „Quid quid agit Mundus monachus vult esse secundus (Wohin die Welt auch schreite, der Mönch gibt ihr Geleite)." All der heilige Wandel verschwand in das Gegentheil, sobald die Klöster reich wurden. So auch verirrten die Jesuiten zu weltlichem Treiben.

Was aber die Klöster für die materielle Wohlfahrt des Volkes gewirkt, das kann man in den Mund nehmen, ohne dadurch am Pfeifen gehindert zu sein. Es wird klar aus der Armuth und Verkommenheit der Städte und Dörfer, wo das Mönchwesen in höchster Blüthe stand. Köln war von 200,000 Einwohnern auf 30,000 herabgesunken. Es waren Kirchen und Klöster dort so viele wie Tage im Jahr, es war schwarz von Mönchen und Nonnen und Quiseln, und Gras wucherte auf den Werften. Vor 60 Jahren hab ich gesehen, wie die Gänse das Gras abweideten vor dem Kaufhause Gürzenich, wo jetzt die Pflastersteine glatt geschliffen von den Sohlen geschäftiger Menschen. Von den 30,000 Menschen bezogen über die Hälfte aus Armenmitteln, und die Stehplätze vor den Kirchthüren wurden an meistbietende Bettler vermiethet. Wären der Mönche und Nonnen noch einmal so viele gewesen, so wäre das Elend doppelt so groß geworden, wogegen Jahrhunderte vorher unter den 200,000 Einwohnern 400 Kaufleute waren, die Schiffe auf der See hatten, und Kirchen und Bürgerhäuser gebaut wurden, die viel prächtiger und kostspieliger, als die heutigen Bauten. So war es in allen katholischen Städten, und auf den Dörfern war ein Gleiches. Die Dörfer, wo Klöster bestanden, die reiche Spen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den täglich oder wöchentlich an die Armen mittheilten, waren und blieben auch nach der Klosteraufhebung noch lange die ärmlichsten. Sie zeichneten sich aus, nicht nur durch Armuth, sondern durch jederlei Unsittlichkeit. Denn es waren meist Tagediebe und liederliches Gesindel, das sich in der Nähe der Klöster niedergelassen hatte. Böse Beispiele verderben gute Sitten und der Müßiggang war aller Laster Anfang. Auch darum gereichte die Klosteraufhebung zu Anfang dieses Jahrhunderts zum größten sittlichen und materiellen Vortheile.

Als die Klöster aufgehoben waren, als es keine müßige Mönche und keinen Papst mit weltlicher Herrschaft mehr gab, da lebte die Welt im tiefsten confessionellen Frieden. Als aber das Papstthum und seine weltliche Macht wieder errichtet war, da war seine erste Sorge, seine Armee zur Eroberung und Beherrschung der Welt wieder anzuwerben und neue zu organisiren. Unser Pio nono hat wiederholt den Ausspruch gethan, daß es eine Unmöglichkeit sei, ohne die Klöster die Kirche zu regieren. Unter der Regierung der Kirche ist die Weltherrschaft zu verstehen. Der Cardinal v. Schwarzenberg hat vor einigen Tagen noch im österreichischen Reichstage die Klöster Bollwerke und Festungen der Kirche genannt. Zwingburgen des Geistes wäre der rechte Name.

1814 ließ der Papst seine Leibgarde wieder aufmarschiren, indem er den Jesuitenorden, der als gemeinschädlich von einem unfehlbaren Papste für ewige Zeiten aufgehoben war, wiederbelebte. Als seine Artillerie organisirte er neu die barmherzigen Schwestern, die sollten Bresche schießen in die Herzen der Klosterfeinde. Seine Cavallerie, die Cuirassiere, Ulanen und Husaren sind die Karthäuser, Benedictiner und Dominikaner; seine Infanterie die Bettelorden, Franziskaner und Capuziner. Alle in zukömmlicher Uniform, wobei das strategisch Vortheilhafte, daß nicht nur männliche, sondern auch weibliche Regimenter und Schwadronen errichtet sind, die schon gleich als Rekruten Munition mitbringen, nämlich Geld, Geld, Geld. Geld ist, wie der alte Fritz, der große Kriegsmeister,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagt, das Hauptmittel zur erfolgreichen Kriegführung. Geld und Gut erhebt den Muth.

Zu seinen Bundesgenossen wählte Rom die Junker und die Dummheit der Menschen, die sie übersehen ließ, daß die Junker stets die Verbündeten des Klerus waren zur Knechtung der Welt.

Rom hatte richtig gerechnet. Die, welche den meisten Vortheil gehabt von der Aufhebung der Klöster und des damit verbundenen Zehnten, sie, die durch die Aufhebung aus Sklaven zu freien Menschen geworden, liefen den Jesuiten nach und sandten ihre Töchter in die Klöster, so daß es wenige Großbauernfamilien im Jülicherlande und sonst in katholischen Distrikten gibt, die bei Erbtheilungen nicht Scheererei haben, mit dem Kloster über den Kindestheil zu rechnen. Arme Mädchen finden keine Aufnahme. Geld, Geld, Geld regiert die Welt. Die Klöster wuchsen seit 30 Jahren wie Pilze aus der Erde.

In Düsseldorf und nächster Umgebung zählte man 22 Congregationen, wo vor der Aufhebung zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 8 Klöster bestanden.

Die Welt stand nahe daran, noch mehr Mönche und Nonnen zu kriegen, als bei der Aufhebung zu Anfang dieses Jahrhunderts. Das neue Klosterwesen ist noch gefährlicher, als das frühere, weil die Bischöfe und die Weltpriester, die Pastöre und Kapläne, die dem früheren Klosterwesen häufig entgegen standen, jetzt auch ganz mönchisch und jesuitisch geworden sind.

Sogar die einzelnen Orden lagen früher miteinander in Streit, wogegen jetzt der ganze Klerus an einem Seile zieht, wie ein Rattenkönig verwachsen ist. Wenn das so fortgegangen wäre, wie vor einigen Jahren, so hätten die Klöster bald die Oberhand gehabt in Verdummung der Welt und in Hab und Gut, so daß die Bauern das Nachsehen gehabt, wo ihre Güter geblieben. Dann wäre Schmalhans der Küchenmeister geworden und Knechtung und Armuth überall, und die Bauern hätten wünschen müssen, daß ihnen Gott den Mund zuwachsen lasse, wie den Fröschen im Winter im Mutt (Sumpf).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Herren Ritter von Schulte und Professor Hinschius haben die Vermehrung der Klöster und der Geistlichkeit überhaupt in unverwerflichen statistischen Tabellen nachgewiesen. Zahlen entscheiden! Demnach hat die Priesterzahl von 1862 bis 1868 zugenommen

in der Diöcese	Breslau	um	59,
„ „ „	Köln	„	118,
„ „ „	Trier	„	80,
„ „ „	Münster	„	73,
„ „ „	Paderborn	„	66.

Die Klostergenossen hatten in 5 Jahren zugenommen an männlichen Genossen um 168, und weiblichen 2324. In Breslau ist seitdem der 368., in Köln der 126., in Trier der 140. Katholik Priester geworden. In der Zunahme der Bevölkerung und Vermehrung der Priesterschaft kommen in den Diöcesen Münster und Paderborn auf 40 Menschen ein Priester oder eine Nonne. Zudem liefern Münster und Paderborn noch viele Priester und Nonnen in andere Diöcesen. Wo sollte dies hinaus, wenn es so im Gange geblieben. Schon hat die weit geringere protestantische Bevölkerung in den Diöcesen Münster und Paderborn um 22,052 Köpfe in 6 Jahren mehr zugenommen als die um 174,197 mehr betragende katholische. Auch das Verhältniß der Sittlichkeit dürfte wohl zu beachten sein. In dem obern Kreise Solingen kamen nach Ausweis der statistischen Tabellen auf 2600 Einwohner 1 Priester, wogegen in einer Gemeinde anderen Kreises auf 600 Einwohner 2 Priester, mithin auf je 300 Einen. Nun kamen auf die 2600 alle 10 Jahre einmal eine uneheliche Geburt, in der Gemeinde von 600 jährlich aber mehrere, einmal sogar acht. In meinem Heimathdorfe, wo damals ein Priester bei 2500 Einwohnern, in 40 Jahren 2 Uneheliche. In einer Gemeinde von 26,000 Einwohnern, wo nie ein Kloster, nie ein Junkerhaus gestanden hat, kennt man keine Uneheliche.

In Rom und München, wo die Zahl der Priester verhältnißmäßig am größten, so daß auf 20 Köpfe der Bevölkerung ehedem ein Priester kam, war die Sittlichkeit am tiefsten

gesunken. Ohne Priester möchte es vielleicht noch schlechter stehn. Das allein Günstige ist ein richtiges naturgemäßes Verhältniß und dafür hat die h. Schrift das rechte Wort, da unser Herr Jesus Christus zu seinen Jüngern sagte: „Ihr seid das Salz der Erde". Salz ist Würze, keine Nahrung. So Priesterschaft und Volk. Eine Schüssel voll Speise mit einem Löffel Salz ist gedeihlich, aber wie ein Löffel voll Speise mit einer Schüssel Salz kein Gedeihen bringt, so auch die Ueberfülle der Geistlichkeit über das rechte Verhältniß hinaus. Die Erfahrung hat die Wahrheit des Gotteswortes, wie überall, so auch in unserm Vaterlande bestätigt.

Wie auch im Mittelalter hatten die Klöster auch in unsern Tagen einen kleinen Anfang und gelangten in wenigen Jahren zu staunenswürdigem Reichthume. Die Jesuiten kamen mit zerrissenen Stiefeln, nackt wie die Kirchenmäuse nach Köln, nisteten sich miethweise im Verborgenen ein, und waren in wenigen Jahren so reich, daß sie die prachtvollsten Häuser bauten und Güter kauften. Wie ärmlich schlichen die Jesuiten nach Maria Laach und wie bald waren sie die reichsten Gutsbesitzer. Ihr Kollektiren von den Reichsten bis zu den Aermsten, sogar bis zu den Dienstmädchen und Schulkindern herab, unverschämte Darlehen auf Nimmerwiedergeben, wovon ich selber ihnen Summen ausbezahlte, und vor Allem Vermächtnisse mit obligater Erbschleicherei häuften das Vermögen. Blos die Darlehen, die sie bei den Gutsbesitzern der Kreise Düren, Bergheim, Neuß und Grevenbroich bereitwilligst erhielten, mochten viele hundert Tausende Thaler betragen und wurden so wenig verzinset wie zurückerstattet. Zu Düsseldorf zogen die Franziskaner in eine kleine Scheune und nicht lange, da bauten sie die prachtvollsten Klostergebäude mit großem eingefriedigtem Grundbesitz, wovon die Umfassungsmauer allein über 20,000 Thaler kostete. Wie dort, so überall. Womit sie sich für Schwindel bereicherten, das mußten wir Katholiken entbehren, es verringerte den Nationalreichthum und, Gott weiß, welchen Antheil neben Gründerthum und Ueberproduktion an unserer heutigen Geldkalamität der Umstand

hat, daß die Jesuiten und andere Mönche ihre großen Capitalien jüngst ins Ausland geschleppt haben.

Daß mit diesem Reichthume auch die Unsittlichkeiten der Mönche und Nonnen wie im Mittelalter wiedergekehrt waren, davon liegen schauderhafteste Andeutungen vor, die sich nicht vertuschen lassen. Dieser Schaden für die Sittlichkeit und die Veräußerlichung des Christenthumes ist höher anzuschlagen, als Entziehung von Geld und Gut aus dem Ernährungswerke.

Die Flucht der Dominikanermönche aus Düsseldorf vor einer drohenden Criminal-Untersuchung, die Niederkunft einer Nonne zu Neuß und die fahrlässige Tödtung ihres neugeborenen Kindes unter Mitwissen ihrer Klosteroberinnen, und viele solcher ähnlichen Dinge auch in Mainz und in Süddeutschland vermögen auch dem Befangensten die Augen zu öffnen. Wie viel aber bleibt bei dem Verschluß der Klostermauern verschwiegen! In Belgien steht solch Unwesen jetzt in Blüthe. In einer einzigen Nummer der „Indepondence belge" schon im October 1861 waren 37 Auszüge aus Criminalurtheilen, meist auf Zwangsarbeit lautend, gegen Jesuitenmönche enthalten. Bei aller Vertuschung durch die Klericalen vergeht keine Woche, da nicht die ärgerlichsten Schmutzgeschichten vorkommen, die man mit keiner Zange anfassen mag.

Endlich besann man sich, es erbarmte sich unser Staat, jagte die Jesuiten zum Lande hinaus und machte auch mit den übrigen Orden ein Ende. Das Vaterland wurde von der drohenden schrecklichen Gefahr errettet. Da schrieen die Geretteten über rohe Gewalt. Sie wollen wohl gewaschen sein, aber sich nicht naß machen. Sagt selbst: Wo ist die Religion verfolgt? Spricht Christus mit einem Worte von den Klöstern, die nur eine heidnische Einrichtung, um das crasseste Heidenthum ins Werk zu richten? Wozu das Alles? Nur zu dem Zwecke, dem Papste an die Herrschaft der Welt zu verhelfen. Zu unserm Heile? Wahrlich nein, denn zum materiellen Heile gehört Produktion, Arbeit, und die Klöster falten nur die Hände zum Beten und legen sie müßig in den Schooß, nicht zum Schaffen, nur zum Geldnehmen, nicht zum Geben. Das sittliche Heil wird noch weniger durch Klöster

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefördert, wie Beispiele, schauderhafte Beispiele beweisen. „An den Früchten sollt ihr sie erkennen." Gereichen sie zum ewigen Heile? Nein, selber essen macht fett, und so wenig mich sättigt, was ein Anderer ißt, so wenig vermag das Gebet eines Anderen meine Seele zu Gott zu erheben. „Bete und arbeite" ist ein Gotteswort, welches zu Jedem gesprochen ist, und nicht zu einem dies und zum Andern das. Ein Jeder soll beten und auch arbeiten. Auch sagt Gottes Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten sollst du ruhen", und nicht: Du sollst alle 8 Tage klostern und mönchen und nonnerichen und quiseln.

Jede Abirrung vom Gebote Gottes rächt sich, wie das Elend unseres Vaterlandes bewies, worin es durch die Möncherei gerathen. Ihr habt die Geschichte. Fragt sie und thut danach. Zwar sagen die Päpstlichen, das Klosterwesen sei überaus verdienstlich. Dafür aber haben sie keinen andern Beweis, als daß sie es gesagt haben. Die heil. Schrift sagt nichts davon. Jeder lobt seinen Vortheil. Jeder Kaufmann preiset seine Waaren an, jeder Schwindler seinen Betrug. Es hat mir noch Niemand Geld abgeliehen, ohne daß er hoch und heilig versprach, es pünktlich wieder zu geben. Aber wo die heiligste Betheuerung, kriegt ich erst recht nichts. Solche Erfahrungen wird ein Jeder gemacht haben, der kein Neuling in der Welt. Das Himmelreich ist leicht versprochen, aber seine Lieferung von den Päpsten noch nie bewiesen worden.

Gott gab einzelnen Menschen ein Herz, das für das Klosterwesen spricht, aber auch einen Kopf mit Vernunft und Verstand, Alles zu prüfen. Mancher Jüngling ist in redlichster Absicht Jesuit geworden oder unter die Bettelmönche gegangen, weil er dort die ewige Seligkeit zu erlangen vermeint, weil er glaubt, und nicht prüft, weil er nicht sieht, daß seine redliche Absicht, seine heiligste Entschließung nur zu Plänen geistlicher Herrschaft mißbraucht wird, die ihm verboten hat, darüber tiefer nachzudenken.

Wie mit manchem Ordenspriester selbst ist es mit manchem andern braven Katholiken, der sich durch die hierarchische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzerrung des Christenthums hat bethören lassen und dem Gebote folgt, das, was jede Selbstprüfung, jedes vernünftige Nachdenken verbietet — blinden, thierischen Gehorsam verlangt. Es ist grundfalsch zu glauben, daß das Klosterleben ein vollkommeneres Christenthum sei, als das nicht klösterliche Leben. Wie für die Wissenschaften mehr außerhalb des Klosters, als in demselben geschah, so waltet ein wahrhaft christlicher Sinn zumeist in der Familie. Wie der Soldat für die Vertheidigung des Vaterlandes und drum für Uebung in den Waffen und nicht für das bloße Kasernenleben da ist, so ist der Mensch da für die Familie, für die Gemeinde, für das Volk. Der Mönch ist wie ein Soldat für die Kaserne.

Vor mancher barmherzigen Schwester möchte ich den Hut tiefer abziehen, als vor einem commandirenden Generale; jedoch Barmherzigkeit, Menschenliebe, christlicher Sinn ist an keine klösterliche Uniform gebunden. Im letzten Feldzuge haben sich Jünglinge und Frauen ungerufen mit derselben Aufopferung als Krankenpfleger bewährt, wie unter dem Gehorsam des Ordens stehende Klosterpersonen, deren Ausartung, wie die Erfahrung beweiset, mit erlangtem Reichthume ihrer Genossenschaft zusammenfällt. Doch genug hiervon. Wozu die Schandseite des Mönchslebens noch mehr beleuchten? Seine Verzerrungen des Christenthumes haben die Religion den Herzen vieler sonst edler Menschen entfremdet und Heuchelwesen und heidnischer Orakelkram ist an die Stelle getreten, Treu und Glauben haben darunter gelitten und das deutsche Wort: „Wo Eide schwört ein Druck der Hand" ist zu einem veralteten Märchen geworden. Mögen wir die alten Sprüche, worin unsere Väter die Perlen ihrer Weisheit faßten und alte Erfahrung bekunden, wohl beherzigen:

„Mäuse, Mönche, Motten, Milben und Maden
Kommen in kein Haus ohne zu schaden"

und

„Je weniger Wild, desto besser den Saaten,
Je weniger Mönche, desto besser für Staaten."

Man soll Gott mehr gehorchen, wie den Menschen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gott hat die Nothwendigkeit der Prüfung durch die Natur und die heilige Schrift offenbaret. Dem Munde ist die Nase und sind die Augen zur Prüfung der Speisen in nächste Nachbarschaft gestellt. Das ist doch eine deutlichste natürliche Andeutung, die Gott gegeben. Die heilige Schrift aber sagt: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Dies ist zu Allen, auch zu uns gesprochen. Die heilige Schrift sagt aber auch, was besonders auf das Klosterwesen anwendbar ist: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V.

Ein reichstreuer Bürger- und Bauernfreund unter den Rheinischen Kurfürsten.

Neben der geschriebenen Geschichte ging früher eine mündliche Ueberlieferung, besonders in den Gebirgsgegenden, von Mund zu Mund, welche das Andenken an merkwürdige Personen und Ereignisse den fernen Enkeln überlieferte. Es gab sogar Leute, die in besonderer Achtung standen und sehr gesucht waren, weil sie von der Vorzeit soviel zu erzählen wußten. Diese Leute waren Kinder des vorigen Jahrhunderts, und es ist zu beklagen, daß mit dem verschwundenen Interesse des Zuhörens diese Erzähler keine Nachfolger fanden. Viele solcher Männer hab' ich noch gekannt.

In dieser ungeschriebenen Geschichte war unser Johann Wilhelm der Liebling des Volkes. Nicht allein der Gründer der Größe seiner Vaterstadt und ihrer Kunstanstalten, sondern der Förderer des rechten Bürgerthumes überhaupt, der Schützer von Recht und Gerechtigkeit, das Musterbild eines wahrhaften Landesvaters. Vor Allem war er der Liebling der Bauern, und wenn man an einem Marktmorgen zu Düsseldorf an seinem Erzbilde vorbei kommt und sieht ihn da mit freudestrahlendem Antlitz in der Mitte der Landleute, der Urenkel Derer, die ihn einst ihren lieben Jan Wellem nannten, zu Pferde sitzen, so findet man, daß er dort die beste Stätte erwählt unter seinen Schützlingen, und erinnert sich der Sage vom goldenen Herzen.

Als nämlich die Bürgerschaft von Düsseldorf das eherne Standbild aus dankbarer Liebe bei dem Erzgießer Crupello bestellt hatte und das Erz im Flusse war, da bemerkte der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Künstler, daß des Erzes zu wenig. Die Bürger aber wollten das Bild ihres geliebten Jan Wellem unverkürzt haben und liefen nach ihren Wohnungen, um zur Füllung der Form beizuholen. Sie brachten die edelsten Metalle, Gold und Silber, um ihre dankbare Liebe für den Landesvater zu beweisen, und warfen eine hinreichende Masse in die Erzfluth. Ein Bürger, der den Antrieb gegeben, soll gerufen haben: das edle Herz des geliebten Fürsten verlange auch im Bilde ein Herz von klarem Golde, und so soll im Bilde ein Herz von Gold sein und Silberglanz auf dem Antlitze. So die Sage, die auch unserm Landsmanne Heinrich Heine, dem Dichter, bekannt, der in seinen Reisebildern erzählt, er habe nicht am Markte vorbeigehen können, ohne an all' die silbernen Löffel zu denken, die der gute Kurfürst im Leibe habe.

Wenn man alle die gemüthvollen Stücklein, die vor 50 Jahren noch vom Jan Wellem im Volke lebten, aufzeichnen wollte, es würde ein dickes Buch geben, das die Leutseligkeit, Gerechtigkeitsliebe und wahre Humanität des edlen Fürsten bewies.

So kommt der Kurfürst in der Ueberlieferung gar gut weg. In der geschriebenen Geschichte aber nicht überall. So beliebt er in Düsseldorf und im Bergischen überhaupt war, so verhaßt war er in der Pfalz, weil er stets nur in Düsseldorf Hof hielt und die Pfalz durch Beamten regieren ließ, die unter dem Einflusse der Jesuiten standen und die Evangelischen auf alle Weise bedrückten. Im Herzogthum Berg schützte er die Protestanten und nahm sogar die aus der Stadt Köln vertriebenen Kaufleute und Fabrikanten in seinem Lande zu Mülheim am Rhein auf, wie das Patent vom 18. Juni 1714 beweiset, worin den Aufgenommenen die volle Religionsübung und landesväterlicher Schutz zugesagt war. Seine Jülich'schen Unterthanen waren ihm auch nicht mit solcher Anhänglichkeit ergeben, weil er sie nicht vor den Franzosen und dem vaterlandsverrätherischen Erzbischofe von Köln zu schützen vermochte, und sogar im Bergischen hatte er eine mächtige Partei gegen sich, weil er die Steuerfreiheit der Junker und der Geistlichkeit zum Vortheile der Bauern und Bürger beschränkte, und Jene ihm

übel anrechneten, daß er sie in's Steuerbuch hatte einschreiben lassen. Das gab einen vieljährigen Prozeß am Reichskammergerichte, der zwar zu Johann Wilhelm's und der Bürger und Bauern Vortheil entschieden wurde, jedoch den Junkern den Griffel in böses Gift und Galle tauchte, wenn sie etwas über ihn geschrieben.

Während der Steuerprozeß recht im Gange war, hatte der Kurfürst zu Bensberg übernachtet, ging seiner Gewohnheit nach an Lückerath vorbei lustwandeln und sah dem Lückerather Kobes zu, der dort am Wickensäen war, und hört dessen Worte: „Kommen sie, dann kommen sie nicht, kommen sie nicht, dann kommen sie." Da fragt der Kurfürst verwundert über die Bedeutung der Worte, und der Kobes antwortet: „Seht Herr, der Herr von Kessel hat den freien Taubenflug. Kommen nun die Tauben auf das frischbesäete Feld, so kommen die Wicken nicht, kommen die Tauben aber nicht, so kommen die Wicken." Das schrieb der Kurfürst sich hinter das Ohr. Als nun auf dem nächsten Landtage die Junkersteuer wieder auf's Tapet kam und die Herren vom Adel sagten, daß sie des Kriegsdienstes wegen steuerfrei seien, da sprach der Kurfürst die nämlichen Worte, die er vom Lückerather Kobes gehört hatte: „Kommen sie, dann kommen sie nicht, kommen sie nicht, dann kommen sie." Die adeligen Herren schüttelten die Köpfe und verwunderten sich, weil sie den Sinn nicht verstanden. Sie verwunderten sich aber noch viel mehr, als einige Tage darauf, wie seit 100 Jahren nicht geschehen, der Herold durchs Land reitet und die Junker aufbietet, wie im Lehnbriefe steht, auf dem Schloßhofe zu Düsseldorf mit Roß und Mannen wohlgerüstet zu erscheinen und gegen den Reichsfeind zu Felde zu ziehen. Da raunten die Junker einander zu: „Sie hätten schon auf dem Landtage gemerkt, daß es mit dem Kurfürsten im Oberstübchen nicht richtig sei." Sie lachten und spotteten über die Aufforderung und blieben zu Hause. Nur Einer kam, der von Dalwigh zu Unterbach. Der hatte Helm und Harnisch spiegelblank geputzt und ritt zur rechten Stund in den Schloßhof. Da stand den klugen Leuten der Verstand still, und sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Aber die Auslegung ließ nicht auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich warten. Der von Dalwigh allein blieb steuerfrei, die Anderen ließ der Kurfürst in's Steuerbuch eintragen. Da wurden ihnen begreiflich gemacht die Worte, die der Landesherr vom Lückerather Kobes beim Wickensäen aufgenommen und auf dem Landtage vorgebracht hatte: „Kommen sie, dann kommen sie nicht, kommen sie nicht, dann kommen sie." Weil die Junker zum Kriegsdienste nicht gekommen, so kamen die Steuern, und was die Junker bezahlten, das konnten die Bürger und Bauern in der Tasche behalten.

Aber nicht nur den Junkern und Geistlichen, auch der eigenen Gemahlin gegenüber nahm der Kurfürst die Bauern in Schutz. Als er einst mit ihr im Jahre 1702 über Langenbrücken nach Bensberg fuhr und die durch die Franzosen ausgeplünderten Ortsleute zusammenliefen und zwischen Grüßen auch über Hunger schrieen, da sagte die unerfahrene Kurfürstin: „So eßt denn Weißbrod mit Käse!" Sie wähnte, daß Jedermann dies in Fülle haben könne, wo die armen Leute das trockne Brod nicht einmal hatten. Der Fürst vergaß ihr das nicht, und bei der nächsten Jagd sorgte er dafür, daß es recht lang wurde und keine Erfrischung da war. Die hohe Frau rief um ihr Frühstück; aber der Kurfürst trieb die Jagd weiter, immer weiter, bis die Landesmutter lechzend zusammenbrach. Da gab er ihr die eigenen Worte zurück: „Eßt Weißbrod mit Käse!" Da begriff sie, wie der Hunger thut, und daß man nicht eher essen könne, bis man Speise habe.

Auch zur Schonung des Ackerfeldes bei der Jagd hielt er die Kurfürstin an, wovon noch viele Anekdoten, und bekehrte sie von ihrer Franzosenfreundschaft. Denn die räuberischen Franzosen, die ihm die schöne Pfalz verheert hatten, konnte der Kurfürst nicht leiden; die Kurfürstin aber lobte die Franzosen wegen ihrer feinen Dressur, ihrer Bildung. Der Kurfürst aber sagte: „Die Natur geht über die Lehr!" Da wollte die durchlauchtige Frau beweisen, wie man die Natur bemeistern könne. Sie hatte nämlich eine fein abgerichtete Katze, die stand Schildwache wie ein Grenadier und hielt ihr das Licht, wenn sie den Abendsegen las. Das Thier machte überhaupt Künste, daß es zu verwundern war, und darauf berief sich die Frau,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als sie mit ihrem Gemahl über die Franzosen zankte. Als die Katze nun auch einmal das Licht hielt, da hatte der Kurfürst eine Maus mitgebracht, die ließ er aus dem Aermel springen und über den Tisch laufen. Da läßt die Katze das Licht fallen und springt der Maus nach. Da war das Lachen am Gemahl, der das auf die Franzosen anwandte, die alsbald ihre feine Bildung fahren lassen, sobald es etwas zu mordbrennen und zu rauben gebe. So gehe die Natur über die Lehre.

Von einem solchen Fürsten ist jedes charakteristische Begegniß aus dem Leben von Interesse. Seine Weise, unerkannt als Amtsjäger einsam unter den Bauern einherzugehen und von ihnen zu erfahren, wo der Schuh drückt, brachte ihn einst zu einem Schnitter, der, sich rastend, auf einem Feldgraben saß. Der Kurfürst knüpfte ein Gespräch mit ihm an, ließ ihn von seinem Tabak stopfen, und ein Wort brachte das andere, bis der Fürst sich selber auf das Tapet brachte und über den Landesherrn loszog, der das Land mit Steuern bedrücke. Da kriegte er es aber mit dem Bauern zu thun, der seinen Jan Wellem in Schutz nahm und alles Ungemach der Kurfürstin aufbürdete, die mit ihrem Jagdschwarm die Felder verderbe. Seht, Herr Amtsjäger, sagte der Bauer treuherzig: davon hat sie bei uns Bauern den Namen Rutsch-Ann. Das war dem Fürsten Wasser auf die Mühle, und andern Tags wurde der Bauer in's Schloß beschieden, wo er der Kurfürstin ihren Ehrentitel bewahrheiten mußte, was einen recht spaßhaften Auftritt veranlaßte.

Allerlei Jagdabenteuer, z. B. das Stücklein vom Herrn Hofrath von Welter, ließ der Fürst auf seinem Schlosse zu Bensberg auf die Wand malen. Der Herr Hofrath von Welter hatte nämlich einen Hirsch geschossen, der zappelnd am Boden lag. Doch als der Schütze das Waidmesser zieht und dem Zwölfender, wie Brauch, den Gnadenstoß geben will, springt das Thier auf, verwickelt sich mit seinem Geweih im Gewehrriemen des Hofraths und rennt mit der Flinte davon.

Ein anderes Wandgemälde zu Bensberg stellte den Kurfürsten dar, den ein angeschossener Eber anspringt und in Gefahr ist, zerfleischt zu werden. Da in dem Augenblicke der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefahr blitzt die Axt eines Holzhauers hinter dem Wachholderstrauche hervor. Ein Schlag, und das Schwarzwild liegt verendend zu den Füßen des Fürsten. Da spricht der Gerettete zum Bauer: er solle sich eine Gnade ausbitten — und dieser bittet um die Haut des Thieres, um sich eine hirschlederne Hose daraus machen zu lassen. Eine hirschlederne Hose aus einer Wildsauhaut — dies Wandgemälde wurde noch lange belacht.

Lehrreich aber ist die Begebniß, wie der Kurfürst Speck und Erbsen zu seinem Leibgerichte machte. Er hatte sich im Königsforste verirrt und kam, da Mittag längst vorüber, an das Haus des Bauern Adolf Scharrenbroich zu Schwiegelshohn, wo er erschöpft vor Hunger um einen Imbiß bat. Die Bäuerin hatte Speck und Erbsen gekocht, und das schmeckte dem Gaste so vortrefflich, daß er dies für sein Leibgericht erklärte. Als ihm aber nach mehrtägigem Aufenthalt im Schlosse die Fürstentafel nicht behagte und er sein Leibgericht verlangte, wollte auch dies ihm nicht munden, weil die Würze des Hungers fehlte, die in den Anstrengungen im Königsforste zu finden. Dies Stücklein erzählen sich die bergischen Bauern mit der Nutzanwendung:

„Wer nicht vor Arbeit thut erschrecken,
Dem wird es wie Jan Wellem schmecken".

Als das Schloß zu Lülsdorf noch im Glanze, war es der sommerliche Lieblingsaufenthalt des Kurfürsten, und da er in erster Zeit mit dem Kurfürsten Joseph Clemens zu Bonn befreundet war, ließ er sich oft über den Rhein setzen und ritt nach Brühl zu seinem Besuch. Da begab es sich eines Tages, daß, als Johann Wilhelm mit seinem lustigen Rathe Klaus, Dr. phil., zu Besuche war beim Bönn'schen, dieser einen Brief geschrieben und offen in seinem Cabinette liegen hatte. In dem Briefe hatte er an ein Amsterdamer Handlungshaus um 2 Affen geschrieben, die man ihm senden sollte, und die Zahl zwei war mit einer Ziffer gemacht. Als die beiden Herren in einen Nebensaal gegangen und Rath Klaus allein ist, liest er den Brief und macht zwei Nullen hinter die zwei. Da nach einem halben Jahre kriegt der Bönn'sche 200 Affen geschickt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine ganze Menagerie auf langem Wagenzuge. Er legt Einspruch ein, aber der Kaufmann zeigt die eigenhändige Bestellung von 200 Stück. Da konnte der Erzbischof alle deutschen Höfe mit Affen versorgen. Der Vorfall soll ihn aber mit unserm Jan Wellem verfeindet haben.

Doch von diesen Stücklein und Anekdötchen nun zur ernsteren, geschriebenen Geschichte:

Johann Wilhelm war zu Düsseldorf am 19. April 1658 geboren, von 17 vollbürtigen Geschwistern der älteste Sohn des Kurfürsten Philipp Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Jülich und Berg. Dessen glückliche Ehe mit Elisabeth Amalie von Hessen gab ihm alle die Kinder, von denen 15 erwuchsen, so daß es unserm Johann Wilhelm keineswegs an Geschwistern fehlte. Doch nach der andern Seite hin kam er zu kurz. Trotz zweier Ehen hatte er keine Kinder.

Er hatte seine Erziehung von Jesuiten genossen, die seinen Vater umgaben. In seinem 16. Jahre, als Johann Wilhelm in vielen Fächern des Wissens unterrichtet war, und auch für Musik und Malerei viel Geschick, Uebung und großes Interesse hatte, auch die Dichtkunst ihm nicht fremd blieb, da er mit Leichtigkeit deutsche Verslein und Lieder machte, wovon „Der Jäger aus Kurpfalz" eines unserer lustigsten und beliebtesten deutschen Volkslieder blieb, besuchte er die Höfe von Holland, Frankreich, England und Italien, wo er seinen Sinn für die Kunst stärkte, leider aber auch die Neigung für höfische Genüsse einsog. Besonders war er dem fürstlichen Vergnügen der damaligen Zeit, der Jagd ergeben. Jagd und Jesuiten waren die Klippen damaliger Wohlfahrt. Besonders die Letzteren fälschten damals wie heutzutage Alles, die Religion und das ganze bürgerliche Zusammenleben, und schürten wie 100 Jahre vorher die blutigsten Kriege, Verödung und Mordbrennerei. Noch hatte das Vaterland sich nicht aus der Verwilderung und Verödung des durch die Jesuiten fortgeschürten 30jährigen Krieges erholt, als damals auf dem Throne von Frankreich der eitelste, ruhmsüchtigste und bigotteste König Ludwig XIV. saß, der von liederlichen Weibsleuten und Jesuiten gelenkt war. Mit einer Schamlosigkeit, die nur in den Bonaparten ihres Gleichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fand, forderte der eitle Franzosenkönig Revanche für die ruhmvollen Siege der Deutschen über die Türken und hetzte diese zu neuen Kriegen mit Oesterreich, um am Rheine freie Hand für sein Räuberspiel zu haben. Da er Belgien zu erobern trachtete, so wollte er die Ostgrenze von Frankreich gegen Süddeutschland dadurch sichern, daß er das blühendste Land Europa's, die linksrheinische Pfalz, in eine menschenleere Wüste verwandelte. Die Zerstörung der Vandalen, die Gräuel der Schweden und der Türken wurden von dem allerchristlichsten Franzosenkönige weit, weit übertroffen. Was die Menschlichkeit, das Gewissen angeht, so hatte er dafür die Jesuiten, den Beichtvater la Chaise, der ihm Alles probabel machte, weil die schöne Landschaft meist von Protestanten bewohnt war und die Vernichtung der Protestanten, die Vermehrung der katholischen Religion alle Gräuel und Schandthaten beschönigte. Die Jesuiten lehrten damals wie heutzutage, daß die Vernichtung der Andersgläubigen, die vollständige Einheit des katholischen Glaubens, die Allherrschaft des Papstes, die ganze Welt in ein Paradies umschaffen würde. Das soll wohl ein Paradies sein.

In der Pfalz ist dies Jesuiten-Paradies im Jahre 1689 verwirklicht worden. Dort kam recht die Lehre Christi zur Anwendung „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Schöne Paradiesäpfel. Die Herren Jesuitenpatres verstanden es und verstehen es noch heute, vor den Augen ihrer Gläubigen den Teufel selbst so weiß und unschuldvoll zu malen, wie ein Mädchen, das zur ersten Communion geht.

Dieser Banditenkönig Ludwig XIV., den seine jesuitischen Gewissensräthe und Schmeichler den Großen und den Allerchristlichsten nannten, gab am 1. Januar 1689 den Neujahrsgruß: de bruler le Palatinat. Die Pfalz auf beiden Ufern des Rheines zu verwüsten.

Am 18. Januar begann man die prachtvollen Thürme und Mauern des Schlosses Heidelberg in die Luft zu sprengen. Am 28. Januar standen die ehedem blühenden Dörfer des linken Neckarufers Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppelheim, Wieblingen, Neckarhausen in hellen Flammen. Am 31. Januar kam das rechte Neckarufer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an die Reihe. Andern Tags war das große schöne Dorf Handschuhheim eine rauchende Trümmerstätte. Soweit das Auge reichte, sah man am Tage Dampf und die Nächte hindurch Feuersäulen emporsteigen. Mitten im Winter irrten die schuldlosen Einwohner verfolgt und obdachlos umher. Wie auf wilde Thiere wurde Jagd auf die Menschen gemacht, Kinder und Greise erschossen. Zu Neuenheim wurden an Einem Tage, den 3. Februar, 52 erschossene Bauern begraben. Das schrecklichste Loos aber traf die armen Weiber und Mädchen, die den Unholden in die Hände fielen. Es läßt sich gar nicht erzählen. Die reiche deutsche Sprache hat keine Worte dafür, das Auge nur Thränen und das Herz nur Entrüstung gegen das Franzosen- und Jesuitengeschmeiß. Wie auch heutzutage 1871 im eigenen Paris sich bewiesen hat, war die Zerstörungswuth ein merkwürdigster Zug von jeher im französischen Charakter. Viel entsetzlicher aber die unbeschreibliche Zuchtlosigkeit.

General Melac, von dem man in der Pfalz heute noch Hunde heißen hört, hatte den Auftrag, über 1200 Städte und Dörfer, die ganze Pfalz und das Trierland zu verwüsten. Das war den Würgerbanden Wasser auf ihre Mühle. Der General stand auf dem Markte zu Heidelberg und sah mit Behagen die Stadt in Flammen und die Einwohner auf entsetzlichste Weise mißhandeln. So zogen die Mordbrenner auch nach Mannheim, Worms, Speier, Frankenthal, so von Ort zu Ort. Mit raffinirter wälscher Tücke sagten sie dann den Bürgern: die Stadt müsse in wenigen Stunden vernichtet werden; sie sollten drum ihre werthvollste Habe in den Dom oder die Kirche flüchten, sie zu sichern. Da ward es den Banditen bequem, sich das Beste herauszusuchen. Das Uebrige wurde mit dem Gebäude verbrannt und gleichzeitig die Bürger und Bürgerinnen mißhandelt, sogar Kreisende und Kindbetterinnen nicht geschont. Flehen und Jammern rührte die Barbaren nicht. Jede Bande hatte einige Jesuitenpatres im Gefolge. Die wollten ein schönes Paradies auf Erden schaffen. In wenigen Tagen sah man nicht mehr, wo Mannheim gestanden. 200 Familien zogen nach Magdeburg, die übrigen irrten als Bettler umher. So ging die organisirte Mordbrennerei von Trier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis in die Ortenau. Ueber 400 Städte und Dörfer wurden als rauchende Trümmer von allen Einwohnern verlassen. Noch zeugen die Trümmer des Schlosses Heidelberg von der Zerstörungswuth der galanten Erbfeinde Deutschlands, ihnen ein bleibendes Schandmal. Schaaren von Mönchen folgten dem Zerstörungsheere, um in den verschonten protestantischen Orten den katholischen Gottesdienst einzuführen. Mit diesen Gewaltbekehrungen glaubte der Wüstling Ludwig XIV., wie ihn seine Jesuiten lehrten, den Gräuel der Verwüstung und alle Schandthaten zu sühnen. Ja nach der Jesuitenlehre seines Beichtvaters, des Paters la Chaise, hatte er zur Herstellung des Jesuitenparadieses ein gottverdienstliches Werk gethan.

Unter solchen Eindrücken war Johann Wilhelm aufgewachsen, da seit dem Jahre 1672 nicht nur die Pfalz, sondern auch das Herzogthum Jülich von den Franzosen durchplündert wurde. Im Jahre 1678 vermählte er sich mit der Erzherzogin Maria Anna Josepha, der Schwester des Kaisers Leopold, und trat gleichzeitig in die Verwaltung der Herzogthümer Jülich und Berg, deren Regierung ihm sein Vater abgetreten hatte, der die oberrheinische Pfalz behielt. Das war unserm Johann Wilhelm ganz recht, weil er am Niederrhein aufgewachsen war und Land und Leute kannte, sich aber in der Pfalz nie heimisch fand. Als er im Jahre 1690 nach seines Vaters Tode die Regierung der Pfalz als Kurfürst antrat, fand er in dem beispiellos verwüsteten Lande keine Wohnungen, keine Einwohner, kein Geld. Seine einzige dortige Regierungshandlung war, daß er das Amt Boxberg für 300,000 Gulden an Würzburg verpfändete. Dann ging er nach Düsseldorf zurück und überließ die Verwaltung der Pfalz Beamten, die, von fanatischen Mönchen geleitet, statt dem verheerten Lande aufzuhelfen, die Protestanten bedrückten. Sein Rescript vom 11. März 1699 empfahl besonders die Jesuiten „als geeignet für die Zunahme der katholischen Religion". Solche Instructionen hatte er auch aus seines Vaters Testamente für die Pfalz empfangen, und deshalb erklärt sich vielleicht aus der Pietät für seinen Vater das so verschiedentliche confessionelle Auftreten unseres Kurfürsten, daß die Protestanten in Jülich und Berg geschützt und

in der Pfalz gedrückt wurden. Durch ein Manifest vom 1. November 1691 berief der Kurfürst neue Einwohner in's Pfälzerland, denen er auf 20 Jahre Steuerfreiheit zusicherte. Doch kaum hatte man begonnen, neue Wohnungen auf den Brandstätten zu errichten, als ein neuer Verheerungszug der Franzosen das unglückliche Land heimsuchte und Alles wieder vernichtete. Am 18. Mai 1692 stürzten fünf französische Regimenter über Heidelberg und holten nach, was sie dort vier Jahre vorher versäumt hatten! Das Morden der Männer, die viehische Mißhandlung der Weiber selbst in den Kirchen, wohin sie geflüchtet, bezeichnet die Rohheit der modernen Barbaren. Nachdem sie die heilige Geistkirche voll Bürger getrieben, zündeten sie diese, zündeten sie die ganze Stadt an. Sie ergötzten sich an dem Angst- und Schmerzgeschrei der Eingeschlossenen, die von der Hitze und dem herabtriefenden siedenden Blei und den schmelzenden Glocken hart bedrängt und geängstigt worden, so daß Viele liegen blieben und verbrannten, als den noch lebenden der entsetzliche Pferch geöffnet wurde. An solchem Jammer weideten sich die Schaaren des Allerchristlichsten Königs, der auf die Nachricht von der Vernichtung Heidelbergs einen Dankgottesdienst veranstalten und eine Denkmünze schlagen ließ.

Solche fürchterliche fromme Feste, wie die Jesuiten über den Mord der Protestanten und der Allerchristlichste König über die Drangsalirung eines deutschen Volksstammes feierten, wurde 180 Jahre später, 18. Januar 1871, durch eine wunderbare Ironie der strafenden Gottheit gerächt, da gerade in dem Königsschlosse, wo Ludwig XIV. damals gewaltet, in seinem Palaste von Versailles, das von ihm geschändete deutsche Kaiserthum und die Herrlichkeit des deutschen Reiches wiederhergestellt wurde; merkwürdig, daß es gerade am 18. Januar war, als die Zerstörung von Heidelberg begann und auch am 18. Januar das neue deutsche Kaiserthum ausgerufen wurde.

Aber auch das Herzogthum Jülich und Berg blieben von den verheerenden Einbrüchen der gallischen Räuber nicht verschont. Schon seit 1672 hatten sie diese Länder, besonders das Herzogthum Jülich, mehrmals durchplündert, friedliche

Dörfer verbrannt und die Einwohner auf die entsetzlichste Weise mißhandelt und wie das scheue Wildpret in die Wälder verfolgt. Diese Kriegsläufte waren in der Ueberlieferung unter dem Namen der Franzenjagd bei alten Landleuten bekannt. Das hatten hauptsächlich zwei ehrvergessene Bischöfe, Baubard von Galen und Maximilian Heinrich von Köln verschuldet, die sich dem Könige von Frankreich für Geld verkauft hatten und ihr eignes deutsches Vaterland verriethen. Auch der abscheuliche Cardinal Franz Egon von Fürstenberg, dessen Bruder Wilhelm Straßburg verrathen hatte, war mit im Spiel. Der Erzbischof Clemens Joseph von Köln war um kein Haar besser. Auch er bezog ein Jahrgehalt vom Franzosenkönige und war ein Verräther des Vaterlandes.

Auch unserm Johann Wilhelm nahete die Schlange der Verführung, jedoch in deutscher Treue wies er den Antrag, neutral zu bleiben, mit den Worten zurück: „Das giftigste Gewürm im heißen Afrika sei nicht so verächtlich wie ein deutscher Fürst, der nicht treu zu Kaiser und Reich stehe." Das war echter Düsseldorfer Mostert, der den Franzos gewaltig biß. Drum fiel der treulose Erzbischof Joseph Clemens mit den Franzosen verbündet plündernd in das Herzogthum Jülich, darauf auch in's Bergische ein, besetzte Kaiserswerth und bedrohete Düsseldorf, zu dessen Befestigungsarbeiten die Gemeinden aufgeboten wurden. Seit 1672 wurde an den Befestigungen von Düsseldorf gearbeitet, und es gibt wohl keine Stadt im Lande, wo in dieser Beziehung ohne Nutzen soviel befestigt wurde. Ohne eine feindliche Kugel von der Landseite erhalten zu haben, wurden die Wälle abgetragen und zum Hofgarten gestaltet, was viel vernünftiger.

Leider mußte Johann Wilhelm das Jülicherland, wo viele Bauerngüter damals noch von dem 30jährigen Kriege her erblos und außer Anbau lagen, ohne Schutz lassen. Im Bergischen aber rief er die Einwohner zur Wehre, zog mit den verbündeten Holländern und Preußen vor Kaiserswerth, erstürmte es, nahm 5000 Mann dort gefangen, schlug die erzbischöflichen und französischen Truppen bei Neuß und zog am 3. October 1702 bei Neuß und Mülheim über den Rhein, um

den Erzbischof und den Marschall Tallard bei Bonn anzugreifen. Doch diese, durch Späher benachrichtigt, hatten schon in der Nacht vorher bei Mondorf über den Rhein gesetzt und zogen in verheerendem Plünderungszuge das unbewohnte Rheinufer herab bis Mülheim, überall raubend, brennend und mißhandelnd. Da rauchte das Rheinthal von dem Brande der Dörfer und Meierhöfe. Das schöne herzogliche Schloß zu Lülsdorf ging mit seinen Kunstschätzen in Flammen auf. So auch das schöne Handelsdorf Porz, dann Zündorf, Urbach und unzählbare Wohnstätten. Wer von den Bewohnern nicht in die Berge flüchtete, wurde erschlagen oder verstümmelt, und Weiber und unmündige Mädchen viehisch zu Tode entwürdigt. Das war der 4. October 1702, einer der schrecklichsten Schauertage in der Geschichte des Rheinthales. Kein Alter, keine Jugend schützte das zartere Geschlecht vor Mißhandlung; wehrlose Greise und Kinder wurden erschossen oder niedergestoßen, Viele gebunden in die brennenden Häuser und Scheunen geworfen. Das Alles sah der verwälschte Erzbischof und hatte seine Freude daran. Die Plünderung war so allgemein und ging so in's Kleinliche, daß viele Familien gar nichts behielten. Und das vor dem Winter. Weder Kirchen noch Klöster wurden geschont. Im Kloster Dünwald zogen sie die Mönche nackt aus und trieben ihren Spott mit ihnen. Zu Merheim, Flittard, Schlebusch, Gladbach ꝛc. zündeten sie Häuser und Scheunen an. Am 5. raubten sie in Burscheid alles Vieh und allen Hausrath. Wohlhabende Leute führten sie gefangen mit nach Bonn, um durch Lösegeld ihre Habgier zu befriedigen. Zu Hunderten wurden die Gefangenen in ungeeignete Räume eingepfercht, wo die Meisten schon im October der Ruhrkrankheit erlagen. So starben die Familienväter Wilhelm Busch und Peter Hoppen aus Leichlingen, Ernst von Brandt und Peter vom Dahl aus Solingen, Küster Johann Mebus und sein Bruder Heinrich Mebus aus Burscheid und noch viele Andere. Aus jenen Ortschaften kamen blos zwei, nämlich Theis Jacobs von Herkesiefen und Johann Peters aus Oberwietsche in die Heimath zurück, jeder für ein Lösegeld von 108 Rtlr. Ueber 200 starben in Bonn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drei Tage und drei Nächte hindurch hatten Marschall Tallard und der Erzbischof pfalzverwüstenmäßig im Bergischen gehauset, dann verließen sie das mit Brandstätten, Leichen und Jammer erfüllte Land, die gefesselten Einwohner gleich Missethätern fortschleppend. Der Erzbischof, der die erste Nacht im Kloster Deutz übernachtete, sah diesen seinen Raubzug als eine „charmante Heldenthat" an. Im Theatrum Europaeum, Bd. 16 S. 695, steht ein Brief von ihm abgedruckt, worin er seine entsetzliche Freude darüber ausdrückt: „Wir setzten (so schreibt er unter Anderem) das ganze Land 20 Meilen weit in so große Furcht, daß nicht ein einziger Bauer um uns herum zu finden war, also daß wir das ganze Bergerland totaliter ausplünderten. Der Schaden ist allein für Mülheim auf 100,000 Rtlr. zu schätzen, also daß viel Geld, Brokate, Leinwand, Tuch, Seide, enfin sehr kostbahre Güther erbeutet worden. In Summa das ganze Land ist in Contribution gesetzet und die Furcht so groß, daß es mit keiner Feder zu beschreiben ist."

Aber diese sonderbare Freude der Mordbrenner dauerte nicht lange. Als der Kurfürst Johann Wilhelm über den Rhein zurückkam und mit den deutschen Kriegsvölkern heranrückte, hielt der feige Erzbischof nicht Stand. Er floh mit Tallard nach Bonn. Johann Wilhelm wählte zu Siegburg sein Hauptquartier beim Abte von Bellinghausen und bewachte das Land; bis im April 1703 der Herzog von Malborough heranrückte und die Franzosen verjagte, den Vandalen Tallard gefangen nahm. Der Erzbischof, der das Unheil angesponnen hatte, war schon früher davongelaufen und zu dem Erbfeind Deutschlands, Ludwig XIV., geflüchtet, an den er sein Vaterland verkauft und verrathen hatte um Banditensold.

In den nun folgenden friedlichen Jahren suchte Johann Wilhelm die Spuren der Verödung aus seinen Landen zu entfernen und Werke des Friedens zu bauen. Das war eine schwere Aufgabe, denn nicht allein die Dörfer, sondern auch die Bewohner waren verwildert. Die Gegenwart weiß und begreift nicht, wie unsere Vorväter unter den Kriegsläuften gelebt und gelitten haben. Eine einmalige Plünderung ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlimm; aber wenn sie zweimal, dreimal wie damals sich wiederholt, so ist das nicht zweimal, dreimal, sondern tausendmal schlimmer. Die letzte Kraft wird aufgerieben, das Volk verliert den Muth, und Noth und Verzweiflung macht die ehedem fleißigen Bauern zu Bettlern und Räubern. Damals kam eine krankhafte Sucht unter die Kurfürsten, die Königsseuche. Dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg wollten Alle nachthun. Dem Sachsen gelang es bei den Polen, um den Preis des Glaubens seiner Väter. Da hatte Johann Wilhelm sich in den Kopf gesetzt, ein König bei Rhein zu werden. Doch ihm und dem Bayer schlug es der Kaiser rundweg ab, und unser Düsseldorfer bestand nicht länger darauf, da er keinen Leibeserben zum Kronprinzen hatte. Da war sein stolzes Königsschloß zu Bensberg vergebens gebaut. Auch hatte er einen abentheuerlichen Plan, König von Armenien zu werden. Seine Bemühungen, ein Bisthum für seine Länder Jülich und Berg zu gründen, blieben ebenso erfolglos. Darauf verwandte er seine ganze Liebhaberei auf seine Vaterstadt. Er errichtete die Gemäldegallerie und berief geachtete Künstler dorthin, worunter Joh. van Eick, Gottfried von Schalken, Adrian van der Werff, Petruzzi u. A. Er bauete auch die Neustadt und erwarb sich das größte Verdienst durch Belebung der Gewerbthätigkeit. In der Verwaltung wie in der Rechtspflege gab er weise Gesetze, worunter eine Medizinal-Ordnung, die Abschaffung der Duelle und ein Verbot der Hexenbezichtigung. Auch die Todesstrafe wollte er abschaffen und schrieb einst statt der Bestätigung auf ein Todesurtheil:

Da medicorum Schandt die vielen todten Leut
Gleichwie vil Henkerei einer Durchleuchtigkeit.

Das lautet im heutigen Deutsch:

Wie Grabgeläut dem Arzt zur Schande klingt,
Macht Henkerei verächtlich einen Fürsten;
Der Beiden Ruhm ist: aufzufinden dürsten,
Was den Gebrechen volle Heilung bringt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch sind es seine Worte in heutiges Deutsch übersetzt:

Das Schwert ist schön mit seiner Strahlenschneide
In Engels Hand als drohend Flammenzeichen,
Doch unter Menschen, unter unsres Gleichen,
Deucht es am schönsten nur in seiner Scheide.

Auf die Hetzerei der Jesuiten im Bergischen sagte er: ein rechter Landesvater dürfe nicht nach dem catechismo fragen, sondern er müsse darauf sehen, daß er getreue Unterthanen habe. Johann Wilhelm war für seine Person nicht nur ein durchaus frommer Mann und gläubiger Katholik, sondern nahm auch an den öffentlichen Andachtübungen, sogar an Prozessionen Theil, und besuchte mit der Kurfürstin sogar in seinen letzten Lebensjahren das Annafest zu Düren, wozu er die Hautboisten aus Jülich beorderte und in der feierlichen Prozession mit seiner Gemahlin voranschritt. Doch hielt er auf seine landesherrlichen Hoheitsrechte bezüglich der Anstellung und Vorbildung der Geistlichen und schärfte die Verordnungen seiner Vorfahren, daß kein Pastor angestellt werden dürfe, der nicht bei der Hofkanzlei sich dem Examen unterworfen, seine Befähigung dargethan und das landesherrliche Placet erhalten habe. Solche Erlasse liegen uns vor vom 5. Mai 1694, 29. Juli 1697, 9. October 1703, 8. September 1711 u. s. w. In der Pfalz geschah leider nicht so. Er starb am 8. Juli 1716. Schon seine deutsche Treue für Kaiser und Reich sichert ihm ein ehrendes Gedenken. Daß er die Bauern gegen Wildschaden in Schutz nahm und zu ihrer Erleichterung die Steuerfreiheit aufheben wollte, zeugt von wahrer Humanität, und alle die Stücklein, die von ihm, wie vom alten Fritz, im Volke erzählt wurden, zeugen von Gemüthlichkeit, die mit dem Senf des Humors durchwürzet — echtester Düsseldorfer Mostert. Trotz mancher Schwäche war er ein edler wohlwollender Charakter, und wer das erwägt und auf dem Markte zu Düsseldorf an ihm vorbeikommt, der erhebt seine Hand nach dem Hute.

So wären wir denn mit unserer Charakterschilderung und unserer Geschichte jener Schauerzeit soweit zu Ende und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es fehlt nur noch die Nutzanwendung, die wir in zwei Worten zusammenfassen können. Die Geschichte ist nicht blos zum Wissen und zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung und zur Anwendung auf das Leben. Die zwei Worte, die den Kern dieser Belehrung bilden, sind:

1. Deutsches Volk halte fest an deiner schwererrungenen Einheit und stehe treu zu Kaiser und Reich;
2. laß dich durch nichtsnutzige jesuitische Schliche nicht verwälschen und um die deutsche Treue betrügen.

Die Ruinen des Heidelberger Schlosses stehen als Zeugen und Schandmale des Elends, das die Zertrümmerung der deutschen Einheit hervorgerufen hatte. Das waren die Früchte des Ordens, den ein unfehlbarer Papst, Benedict XIV., für gemeinschädlich erklärt, und den ein Nachfolger, Clemens XIV., als gemeinschädlich für **ewige Zeiten** aufgehoben hat. Eine solche päpstliche unfehlbare Ewigkeit aber dauert stark 40 Jahre und stimmt mit dem Alter überein, in dem die Schwaben klug werden, denn 1773 geschah die Aufhebung und 1814 die Wiederauflebung. Diese Uebereinstimmung mit dem schwäbischen Alter aber sollte doch das Gotteswort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" uns vor Augen rufen. Doch die Welt will betrogen sein.

Ewig wie des Wassers Walten
Ist der Thorheit großes Reich;
Auch in wechselnden Gestalten
Bleibet ihre Fülle gleich.
Was verdunstet trägt die Wolke
Anderwärts herab dem Volke
Und den Fröschen in dem Teich.
Hexenwahn und Teufelstücken,
Metternich's Demagogie,
Geisterklopfen und Tischrücken
Und die Kaplanokratie —
Wechseln in dem großen Reiche,
Doch die Dummheit bleibt die Gleiche.
Andre Menschen, andre Namen,
Doch dasselbe Bild im Rahmen
Und mitunter durch die — Damen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Früchte haben wir im 30jährigen Kriege, haben wir in der Pfalzverwüstung gesehen und sehen sie heute zur Reife gelangen durch die jesuitische Vergiftung des deutschen Geistes, der sich im Jahre 1870 zur Rettung des Vaterlandes erhoben hatte. — Was die Weisesten der Weisen ersehnt, wofür die Frömmsten der Frommen Jahrhunderte hindurch gebetet, wofür die Edelsten der Edlen ihr Heldenblut vergossen haben, die gottgewollte Einheit ist uns geworden, und nun läßt sich ein Theil des geretteten deutschen Volkes gegen seine Retter, gegen sein eigenes Heil durch die verlogenste Lüge einer diocletianischen Kirchenverfolgung bethören. Da passen die Worte des alten Ernst Moritz Arndt, die er 1813 dem deutschen Volke zurief:

Und hörst du nicht und siehst du nicht
Und willst den Schimpf nicht fühlen?
Und lässest so den wälschen Wicht
Den Affen mit dir spielen?

Der fromme redliche Arndt würde, wenn er noch lebte, heute zurufen: Laßt Euch nicht bethören durch das Aushängeschild der göttlichen Religion, die das Heiligste im Menschen und zumal im deutschen Herzen. Es ist nur Politik, nur wälsche Tücke; um die Allherrschaft ist's zu thun. Die nämliche Jesuitenlehre ist's, die den 30jährigen Krieg hervorrief, die den gelehrigsten Jesuitenzögling des Paters Lammormain, Kaiser Ferdinand II., zu dem Wahlspruch veranlaßte: „Er wolle lieber über eine Einöde, als über ein von Protestanten bewohntes blühendes Land herrschen." Die nämliche Afterlehre ist es, die der geistvolle Joseph Görres verkündigte: „Das Heil des Volkes sei nicht in der Herrschaft des Staates, sondern in der Herrschaft der Kirche zu suchen."

Ja! Das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt, ist das wahre Heil des Volkes; aber das hat mit dem irdischen Herrscherwesen, was Rom seit 700 Jahren durch Folter und Scheiterhaufen und Verfluchungen, durch Lug und Fälschungen sucht, Nichts zu thun. Es steht ihm sogar schroff entgegen. Das Heil geistlicher Weltbeglückung sahen wir im 30jährigen Kriege. Wir sahen es in der Pfalzverwüstung und sehen es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heute in Spanien. Wir sahen es zu Johann Wilhelm's Zeit, als die Erzbischöfe von Köln das Vaterland verriethen. Da waren Jesuiten und andere Mönche genug, und wären ihrer noch einmal so viele gewesen, so wäre das Elend doppelt so groß geworden. All' das Gute, das Menschen- und Christenwürdige, was wir seit Johann Wilhelm's Zeit errangen, ist uns durch den Staat, nur durch den Staat geworden. Die Kirche, oder vielmehr der Klerus, hat stets in Allem nur unserer bürgerlichen Wohlfahrt hemmend und störend entgegengestanden, besonders seit der wiederbelebte Jesuitenorden seine Lehrweise verbreitet hat. Die Religion ist sein Köder, es ist das Würmlein an der Angel des Fischers. Wohl ihm, der den tückischen Haken sieht. Das Einzige, was das Vaterland retten kann, ist: daß wir Gott mehr gehorchen als den Menschen; Gott, der durch das Band gemeinsamer Sprache uns zur Liebe zusammengefügt hat, als den Menschen, die um ihrer Herrschsucht willen uns zum Hasse auseinanderzureißen bestrebt sind.

Ich schließe diesen Vortrag mit der Anfangsstrophe des Liedes eines geistigen Waffenschmiedes deutscher Einheit, des rheinischen Dichters Wilh. v. Waldbrühl:

Wo wir in dem Festgewand
Immerdar uns finden,
Klinge hoch das Vaterland,
Das als Brüder uns verband,
Immer uns soll binden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI.

Der Kurfürst Karl und seine Zeit.

„Die gute alte, die goldene Zeit des Kurfürsten Karl Theodor" ist eine Redensart, die vor 50 Jahren bei unseren Vätern noch landläufig war, in näherer Kenntniß der damaligen Verhältnisse, uns, den Söhnen hellerer Tage, aber nur im Vergleiche mit vorhergegangenen schlimmeren Zeitläuften und mit den darauf gefolgten Einbrüchen der franz. Freiheitshelden und den eisernen Fußtritten des Korsenkaisers erklärbar ist. Ein vollkommen glücklicher Zustand war nie auf Erden, und Glück und Unglück nur im Verhältnisse der Gegenwart zu der Vergangenheit zu bemessen. Da müssen wir bei näherer Anschauung der gepriesenen Zeit Karl Theodor's mit Dank zu Gott erfüllt werden, daß er unser Erdenthum in hellere Tage gestellt hat. Nicht die gewöhnliche Behandlung der Geschichte in Kriegen und Siegen und zugehörigen Jahreszahlen, sondern die Darstellung des inneren Volkslebens bei Bürgern und Bauern vermag uns darüber zu belehren. Dies soll hier unsre Aufgabe sein.

Wenn wir wissen, wie Land und Leute unter jenen Verhältnissen gewesen sind, so vermögen wir besser zu beurtheilen, was uns frommt, und was wir zu thun haben, die besseren Zustände uns und unsern Kindern und Enkeln zu verschaffen und zu erhalten.

Hierher passen die Worte des Herrn v. Sybel:

„Ein Volk, das nicht weiß, woher es kommt,
Weiß auch nicht, wohin es geht."

Karl Theodor, mit altvollständigem Namen Karl Philipp Theodor genannt, der Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Sulzbach, war am 11. Dezember 1724 zu Drogenbusch bei Brüssel geboren und war schon frühe beim Aussterben der Pfalzneuburgischen Linie zum Träger der pfälzischen Kurwürde und zum Herzog von Jülich und Berg bestimmt. Er hatte frühe seine Eltern verloren und wurde durch seine Urgroßmutter Marie Henriette von Aremberg bis in sein zehntes Jahr erzogen. Der alte Karl Philipp, zu dessen Nachfolger er bestimmt war, zog ihn im J. 1734 nach Mannheim, wo er einen Ingolstädter Jesuiten mit Namen Franz Seedorf zum Erzieher erhielt. Mit diesem Mentor besuchte er die Hochschulen zu Leyden und Löwen, gewann einigen Geschmack an Wissenschaften, auch Liebe für die schönen Künste, wovon er besonders die Musik selber übte, erhielt jedoch große Abneigung gegen das Soldatenspiel, in welchem sich die meisten Kleinfürsten damaliger Zeit gefielen. Was ihm von seinen Erziehern vor Allem beigebracht wurde, war seine hohe Meinung von sich selber, da der Gedanke Ludwigs XIV. „der Staat bin ich" in ihm die höchste Ausbildung erhielt. Außerdem war ihm als Regentenpflicht anerzogen, „die Ausbreitung des katholischen Glaubens".

Im Jahre 1741 trat er seine brabantische Besitzung Bergen op Zoom und die Pfalzgrafschaft Sulzbach an, vermählte sich im folgenden Jahre mit Elisabeth, der Enkelin Karl Philipp's, und trat nach dessen am 31. Dezember 1742 erfolgtem Tode die Regierung der Pfalz und der Herzogthümer Jülich und Berg, sowie der Grafschaft Ravensberg an. Der Kurfürst Karl Philipp, der im hohen Alter von 81 Jahren gestorben, hatte durch seine verschwenderische Hofhaltung, durch einen Aufwand, mit dem er es den mächtigsten Monarchen zuvorthat, durch seine Maitressen- und Pfaffenwirthschaft und seinen zahllosen höfischen Dienertroß das Land in Schulden gestürzt und durch den Druck der Protestanten zugleich die Gewerbthätigkeit gelähmt. Die Auswanderungen nach Amerika waren besonders im Bergischen und in der Pfalz zu bedenklichem Maße gestiegen. Der achtzehnjährige Kurfürst Karl Theodor ging mit redlichstem Willen an eine Verbesserung dieser verrotteten Zustände. Da bewährte sich das alte Sprüch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wort: „Neue Besen kehren gut.“ Er fing mit Ersparnissen in der kostspieligen Hofhaltung an. Viele nutzlose Hofämter wurden abgeschafft, die Leibgarde, die Falkenjäger entlassen, Gehalte und Pensionen herabgesetzt, und die Gnadengelder der Geistlichen aufgehoben. Die Faullenzer beriefen sich auf christliche Barmherzigkeit; jedoch der junge Kurfürst entgegnete: „Die Gerechtigkeit stehe ihm höher, und diese verlange, daß die Landeseinkünfte zu Besserem verwendet würden.“ Nur Müßiggänger klagten, das Volk jubelte.

In der Pfalz, wo ein vollständig absolutes Regiment bestand, war das Volk durch willkürliche Steuern und Auflagen mehr bedrückt, als in Jülich und Berg, wo Landstände von altersher bestehen geblieben, die bei Bewilligung der Steuern mitzusprechen hatten. Die Beamtenwirthschaft aber war in allen Ländern ein gleiches Uebel. Die Käuflichkeit der Stellen und die Anwartschaften schädigten das Volk. Der Beamte, der eine Stelle zu hohem Preise gekauft hatte, suchte den Kaufpreis bei den armen Bauern baldmöglichst herauszuschlagen, wobei besonders die „trocknen Weinkaufgelder“ gute Dienste thaten. Von der Urzeit der Germanen her war man nämlich gewohnt, bei jedem Geschäfte, sogar bei den Versammlungen der Gemeinderäthe, bei Verpachtungen und Versteigerungen ein Zechgelage zu halten, das von den Bauern und Bürgern bezahlt werden mußte, und dessen Kosten bei Processen der verlierende Theil zu bestreiten hatte. Daher noch die Redensart „die Zeche bezahlen müssen.“ Nachdem diese Zechgelage in natura wegen Unfugs untersagt waren, hatte man die Rechnungen dafür bestehen lassen, die Kosten forterhoben, und diese fielen den Beamten zu unter dem Namen der „trocknen Weinkaufgelder“. Die Anwartschaften aber bestanden in der Erblichkeit der Beamtenstellen, sogar der Professuren an den Hochschulen. Dabei wurden die noch minderjährigen Anwärter durch Zwischenleute vertreten, so daß oft ein Amtmann, Gerichtschreiber oder Universitätsprofessor noch unmündig in der Pfarrschule den Titel führte und das Gehalt bezog, während der Amtsverwalter für eine geringere Besoldung die Geschäfte und Obliegenheiten besorgte, beide

aber mußten bezahlt werden. Dabei war bemerkenswerth, daß der Amtmann ein Einheimischer von ritterbürtigem Adel und katholischer Confession sein mußte. Gegen dies Unwesen der Anwartschaft, sowie gegen ungetreue Richter und Rentbeamte erließ Karl Theodor die schärfsten Verordnungen, sowie auch gegen Räuberbanden, die das Land unsicher machten und eine schreckliche Plage der Bauern waren. Wie wenig selbst die härtesten Strafdrohungen fruchteten, gewahrt man an der Wiederholung solcher Verordnungen. Gegen Kirchendiebe war die Strafe des Lebendigverbrennens mit oder ohne vorherige ganze oder halbe Erdrosselung verhängt. Andere Diebereien wurden mit Stockhieben, Brandmarkung und Landesverweisung bestraft. Die Nachbarpotentaten mochten dann sehen, wie sie mit dem Gesindel, das die Landesverweisung ihnen zuführte, fertig wurden. Das Traurigste dabei war, daß die Diebstähle und Räubereien durch Nahrungslosigkeit herbeigeführt wurden. Mangel und wirkliche Hungersnoth zwang die Leute zu Verbrechen, oder zum Auswandern nach Amerika. Die Wurzeln dieses Uebelstandes auszurotten, traf der junge Kurfürst das rechte Mittel durch Erhebung des Nationalwohlstandes, durch Förderung des Gewerbfleißes und des Ackerbaues.

Er wohnte in den ersten Jahren seiner Regierung abwechselnd in Mannheim und in Düsseldorf. Er besuchte aber auch alle Städte und Städtchen des Bergischen Landes, nahm Einsicht von den Fabriken zu Elberfeld, von Lennep, Hückeswagen, von der Gewehrfabrik zu Burg bei Solingen, versammelte die Kaufleute und Fabrikherren, um ihre Wünsche und Vorschläge zur Förderung der Gewerbthätigkeit zu hören, und gewährte, was ersprießlich schien. So ermunterte er besonders die verschiedenen Fabrikzweige zu Elberfeld und Gemarke durch werthvolle Privilegien, that ein Gleiches für Remscheid, Hückeswagen, Ronsdorf und gab den Papiermüllern zu Bergisch-Gladbach ein Recht auf alle Lumpen im Lande. Den Kleebau, dem besonders die Bauern im Jülicher Lande widerstrebten, führte er mit Gewalt ein. Die Bauern mußten den von der Regierung gelieferten Kleesamen unter Aufsicht der Landdragoner säen. Sie hatten ihn aber vorher im Backofen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keimunfähig gemacht, um glauben zu machen, daß „dit Zügg" in ihrem vortrefflichen Weizenboden nicht gedeihe.

In ähnlicher Weise machte er es mit der Einführung der Kartoffeln, des Krapps, der Nußbäume und mit der Verbesserung der Viehzucht, sowie mit der Anlage von fahrbaren Straßen. Ueberall fand er die größte Willfährigkeit bei den Bürgern, aber den unverständigsten Widerstand bei den Grundbesitzern. Als er die Straße zur Verbindung von Elberfeld mit Köln über Lennep herab in der naturgemäßen Richtung durch's Dhünthal bauen lassen wollte, that der Territorialherr von Odenthal Einspruch, „weil durch solche Anlage die Gemeinde in Kriegsläuften gefährdet sei." Drum mußte die Herrschaft Odenthal vermieden, und die Straße bergauf bergab über Straßerhof nach Born gebaut werden. Gleichzeitig in den Jahren 1748—1750 wurde die Straße von Düsseldorf nach Elberfeld reparirt und theilweise neu hergestellt, was auch manchen Widerspruch der Grundbesitzer hervorrief. — Die Anlage von Blitzableitern stieß sogar in Düsseldorf auf den Widerstand des Volkes, das sie im offenen Aufruhr, von Mönchen aufgehetzt, zerstörte (1782). Aehnliche Schwierigkeit machte später die Einführung der Schutzblattern, da damals diese Krankheit wie die Masern jeder durchmachen mußte, die wie die Rothe Ruhr alljährlich eine große Menge Kinder und Erwachsene fortraffte. Es sind die Worte Karl Theodor's: „der Bauer sei doch sozusagen auch ein Mensch, weshalb für ihn zu sorgen; doch zu seinem Vortheile müsse man ihn zwingen, vom Schädlichen sei er nicht abzubringen."

In den ersten 30 Jahren seiner 56jährigen Regierung hat Karl Theodor über 1000 Gesetze und Verordnungen zum Wohle des Bergischen Landes erlassen. Nur für die Förderung der Obstbaumzucht hat er Nichts gethan, denn das Verbot, wilde Obstbäume im Walde zu fällen, bezog sich nur auf die Nahrung der Wildschweine. Daß der Obstbau auch den Menschen zum Nutzen gereiche, schien ihm gar nicht einzufallen, obgleich er es in der Pfalz vor Augen hatte. Was die auswärtige Politik Karl Theodor's betraf, so folgte er darin, wie in Allem, den ihn umgebenden Jesuiten. Sein Grundsatz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darin war, stets mit Frankreich zu halten und im Conflicte zwischen Oesterreich und Frankreich auf's strengste neutral zu bleiben. Im sogenannten Orleans'schen Kriege öffnete er sein Land den Durchmärschen der Franzosen, und in dem siebenjährigen Kriege schloß er sich den Franzosen gegen Preußen an. Ueberhaupt war er ein Gegner von Preußen, weil dies eine protestantische Macht, und der Vortheil der heil. kath. Religion ihm als das höchste Gesetz von den Jesuiten eingeschärft worden war. Auf die Frage: „wie er sein eigenes Gewissen rein erhalten solle?" folgte die Antwort: „Solches übergebe man den zur Direction des Kurfürstlichen Gewissens bestellten geistlichen Personen." Dies erklärt den Zwiespalt in seinen Handlungen und den Wandel seiner Gesinnung. Gegen die lutherischen und reformirten Unterthanen wurden die katholischen immerfort bevorzugt. Kein Protestant durfte ein Amt bekleiden. In Düsseldorf machte Jacobi die einzige Ausnahme. Auf katholischen Kanzeln durften die protestantischen Bekenntnißartikel angegriffen werden, ohne daß von anderer Seite eine Vertheidigung erlaubt war. Die Bedrückung der Protestanten würde noch viel schroffer gewesen sein, wenn nicht Preußen und namentlich Friedrich der Große in Gemäßheit des Religionsrecesses vom J. 1672 stets als Schützer aufgetreten wäre. Als der luth. Pastor Spitzbarth zu Elberfeld im J. 1754 zur Vertheidigung seines Bekenntnisses ein früher zu Cleve erschienenes Buch: „Die Religionsprobe", neu herausgab, wurde er durch pfälzische Soldaten auf kurfürstlichen Befehl festgenommen und zu Düsseldorf Jahr und Tag gefangen gehalten, bis der „alte Fritz" sämmtliche Jesuiten zu Emmerich zur Gegengefälligkeit festnehmen und einsperren ließ, worauf Karl Theodor sich fügte und Pastor Spitzbarth im Jahre 1755 in sein Amt wieder eingesetzt wurde.

Als der lutherische Pastor Vogt zu Burscheid Namens der Bergischen und Jülich'schen Synode sich wegen vielfacher Bedrückung der Evangelischen nach Berlin wandte, wurde er abgesetzt, die Pfarrstelle für vacant erklärt und eine Neuwahl von der Gemeinde durch kurpfälzische Dragoner erzwungen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die im Auftrage der Regierung das Dorf besetzten, die Wähler in die Kirche trieben und sie zu wählen zwangen. Aehnliche Gewaltstreiche wurden viele verübt, am tollsten aber zu Ronsdorf. Dort hatte der Schwärmer Elias Eller aufgestellt: seine liebe Frau werde einen neuen Messias gebären. Der würdige dortige Pastor Schleiermacher und andere ehrliche Ronsdorfer traten dem gotteslästerlichen Schwindel entgegen, worauf Eller den Pastor und zwei Andere als Hexenmeister bezüchtigte. Da wurde ein Commando Soldaten abgeschickt, die drei Hexenmeister zu ergreifen und nach Düsseldorf zu bringen. Der Pastor und einer der Herren entflohen, der Dritte wurde eingebracht. Der gegen die entflohenen Hexenmeister erlassene Steckbrief wurde zu Mannheim von Karl Theodor und von seinem Minister, dem Marquis d'Ittre, unterzeichnet und auf allen Kanzeln verlesen. Dies geschah im Frühjahre 1750. Auf das Zeugniß vieler redlichen Einwohner von Ronsdorf wurde der Gefangene von der Beschuldigung der Hexerei freigesprochen. Einige Jahre darauf aber starb eine der Hexerei angeklagte Frau zu Mettmann an den Folgen der Tortur, und die Aebtissin zu Gerresheim ließ später noch eine Hexe verbrennen. Carl Theodor hörte gern seine Milde und Güte rühmen; jedoch war es in späteren Jahren nicht weit her damit. Zwar begnadigte er früher einige zum Tode Verurtheilte, verordnete später aber, daß man die gesprochenen Urtheile sofort vollstrecken solle, „auf daß er nicht mit Gnadengesuchen allzusehr behelligt werde." All den damaligen Druckschriften über die Milde ist nicht viel zu glauben. Wir müssen uns an die Thatsachen halten. In der Normal-Verordnung vom 27. April 1744 kommen die schauderhaftesten Strafen, Todesstrafen von Schwert und Strang für einfache Diebstähle vor. Diebstähle mit erschwerenden Umständen wurden durch Lebendigverbrennen nach vorherigem Zwicken mit glühenden Zangen und Pechhandschuhen gestraft. Diese Pechhandschuhe wurden an den Händen der Verbrecher angezündet und sollten mindestens 12 Minuten brennen. Die letzten lebendig Verbrannten waren Vater und Sohn zu Düsseldorf im Jahre 1775. Zwar schaffte Carl Theodor die Tortur auf dem Papier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ab, im Jahre 1776, ließ sie aber in 3 Fällen bestehen, natürlich 1. wegen Hochverraths, 2. wegen schwerer Verbrechen zur Entdeckung von Mitschuldigen, und 3. wegen Beschädigung von Kirchen und Privaten. Unter diesen drei Fällen ließ sich wohl das Meiste für die Tortur auslegen. Im Jahre 1752 wurde ein gewisser Kindlinger Amtes Miselohe vom Schöppenstuhl zu Düsseldorf zu drei Graden der Tortur verurtheilt und nachdem er drei Tage hindurch mit den sinnreichsten Qualen gemartert, der ganze Körper zerfleischt, alle seine Glieder verrenkt waren, kam seine Unschuld an den Tag. Das nämliche Gericht, das ihn zur Folter verurtheilt hatte, sprach ihn frei, seine Unschuld wurde von allen Kanzeln verkündigt, wogegen er aber schwören mußte, sich an seinen Richtern nicht zu rächen. Der Mann genas und lebte noch im Jahre 1799.

In späteren Jahren zeigte der Kurfürst noch weniger Milde, als in seiner Jugend. Es gebrach ihm überhaupt an Selbstständigkeit, die Jesuiten konnten mit ihm machen, was sie wollten. Was sie mit der Furcht vor Hölle und Fegfeuer nicht fertig brachten, das erwirkten sie durch Maitressen und durch seine maßlose Eitelkeit. All die Laster und Verkehrtheiten, die er an seinem Vorgänger Carl Philipp getadelt, alle verderblichen Einrichtungen, die er abzustellen begonnen hatte, wuchsen ihm über den Kopf und durchwucherten sein ganzes Wesen. Die Wohlfahrt des Landes ward dadurch gefährdet, mehr aber noch litt die allgemeine Sittlichkeit. Nur ein Beispiel möge statt so vieler, die zu Gebote stehen, das hier Gesagte belegen. In späteren Jahren des Kurfürsten, als er von einem ausschweifenden gewissenlosen Ex-Jesuiten, dem Pater Frank, geleitet war, nahm eine gewisse Gräfin Törring, eine Freiin von Schenk die Stelle der früheren Maitressen ein. Ein Landrichter, Herr von Betschard, der wegen abscheulicher Verbrechen seines Amtes entsetzt und zum Tode verurtheilt war, erhielt Begnadigung und wurde zum Minister der oberpfälzischen Provinz ernannt, weil er sich dazu hergab, sich die Person antrauen zu lassen, unter dem eidlichen Versprechen, sie nie zu berühren. Dem Weibe aber wurde der

Scheingemahl so zuwider, daß sie den Kurfürsten bat, das ausgesprochene Todesurtheil vollziehen zu lassen. Es erfolgte nun der Befehl: die Todesstrafe in lebenswieriges Gefängniß zu verwandeln, und der Herr Minister verschwand ohne fernere Untersuchung in der Festungshaft.

Leider mußte ein solcher Fall erzählt werden, um manche Thatsache aus jener Zeit und auch den Umstand zu erklären, daß bei den Besuchen des Kurfürsten im bergischen Lande ehrenhafte Männer, die hübsche Frauen oder schöne Töchter hatten, diese vor den Blicken ihres gnädigsten Landesvaters zu verbergen suchten. Karl Theodor kam nämlich bald nach seinem Regierungsantritte in seine niederrheinischen Herzogthümer, um sich huldigen zu lassen. Dann 1746, 1747, als er auch einen feierlichen Einzug in Elberfeld hielt, wohnte 1756 bis 1757 zu Düsseldorf und besuchte 1785 am 9. und 10. Juni wiederum Elberfeld und die dortige Lesegesellschaft, deren Protectorat er annahm und ihre Statuten eigenhändig bestätigte, nachdem Dr. Leidenfrost einen Vortrag über Karl Theodor und die Liebe des Volkes zu ihm gehalten hatte. Alles Dunst und Heuchelei.

Die Bürger der Städte und noch mehr die Bauern sahen ihren Landesherrn ungern kommen, denn es gab dann kostspielige Empfangsfeierlichkeiten und kostspielige Verpflegung eines großen Schwarmes von Hofleuten und müßigem Gesindel. Der Besuch von 1746 allein kostete der Stadt Düsseldorf über 30,000 Thlr. Der Besuch von Elberfeld nicht viel weniger. Tag und Nacht wurde dann jubilirt, illuminirt, musicirt und Feste gehalten, wobei die Bauern Frohndienste leisten mußten zu Ehrenpforten, mit denen das ganze Land gefüllt war, wie bei dem Zuge eines Triumphators. Wehe der Gemeinde, die ihm nicht mit fliegenden Fahnen entgegenkam und gute Miene zu bösem Spiele machte. Sie fiel in Ungnade und in höhere Steuerlast. Der Jubel der Ankunft war gemacht, aber die Freude echt, wenn man dem dicken Herrn auf den Rücken sah. Benzenberg erzählt davon, wie sich die Bürger zuriefen: „Gottlob, er ist wieder nach Mannheim, und wir sind ihn los sammt dem Schwarm der Schmarotzer!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So war Alles Flitter- und Scheinwesen mit der Liebe des Volkes wie mit der jesuitischen Religion.

Als im J. 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach, stand Karl Theodor auf Seite Oesterreichs, dessen Gegner er bisher im Interesse der Franzosen gewesen. Er stellte 10 Bataillone zur Reichsarmee unter dem General Grafen von Efferen. In allen Bergischen Gemeinden wurden Freiwillige dazu aufgerufen. Weil sich diese aber nur spärlich einstellten und die jungen Leute aus der Gegend von Solingen und Elberfeld, die noch immer den König von Preußen für ihren rechtmäßigen Landesherrn hielten, großentheils ins Preußische Heer eintraten, so trieben die kaiserlichen und kurpfälzischen Werber ihr Unwesen. Sie holten Nachts Jünglinge und Männer aus den Betten und brachten sie nach Düsseldorf, wo die Bataillone gebildet wurden. Zwar bot Karl Theodor durch Aufruf vom 12. Febr. 1756 die waffenfähigen Junker als Lehntäger auf, den 9. März, Morgens 9 Uhr, zu Pempelfort sich zum Kriegszuge zu stellen, jedoch im nämlichen Aufrufe war auch ein Ablösungsbetrag von 60 Thlr. für Mann und Roß angegeben, den alle Junker zahlten. Man kannte als Krieger nur angeworbene Soldaten. Liederliche Hausföhne nahmen zu den Werbern die letzte Zuflucht. Verbrecher, Raufbolde, Ruhestörer, Diebe oder Wildschützen, oder wer sonst der Gemeinde lästig fiel, sollten den Werbern überliefert werden. Da hatten schurkische Beamten ein wohlfeiles Mittel, alle Querulanten, die Vormünder ein Mittel, die rechnungverlangenden Mündel los zu werden. Nach einer Verordnung vom 15. Juni 1756 mußten die Amtleute und Ortsvorsteher die tauglichen Subjecte den Werbern anzeigen, wobei ihnen ewige Verschwiegenheit zugesichert war. Tanzböden, Hochzeitfeste, Kirchgang und wo sonst junge Leute sich versammelten, wurden von den Werbesoldaten umstellt, die passenden Männer niedergeworfen und gebunden fortgeführt, wie heutzutage noch an den Negervölkern gefrevelt wird. Oft wurde den Eltern die Stütze ihres Alters, den Bräuten ihr Bräutigam, der Gatte oder Vater weggeführt. In solchen Fällen sollte der Amt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mann sich beim Landesherrn um Freilassung verwenden. Selten geschah dies mit Erfolg, und nie, wenn der Amtmann einen ihm lästigen Mann entfernt wußte. Hatten die Werber ihren Bedarf für Kurpfalz gedeckt, so verkauften sie die Ergriffenen an die holländischen Colonien. Kräftige Bauern- und Bürgersöhne wurden von den Werbern als Waare angesehen. Nicht selten lebten die, denen es galt, wochenlang im Walde oder wanderten aus. Oft aber setzte es auch harte Kämpfe zwischen Werbesoldaten und Bürgern, besonders auf Kirmessen. So z. B. ging es im Mai 1754 zu Hückeswagen, 1756 im Herbste zu Urbach gar blutig her, da Mütter und Frauen die Ergriffenen zu befreien ihr Leben dran setzten. Dreißig Jahre darauf erschien eine Verordnung, daß nur Freiwillige angenommen werden sollten. Doch die Armen wurden durch Schläge und Bedrohung dressirt, auf die Frage: „Ob man Kurpfalz aus freien Stücken dienen wolle?" Ja! zu sagen. Die Frage war nur eine leere Ceremonie, eine Komödie. Die Werbesoldaten nannte man auch Seelenverkäufer, besonders in Beziehung der Lieferung von Männern an die Holländer für deren Colonien. Vor 50 Jahren lebte dieser Handel noch in der Erinnerung des Volkes. Man wußte sogar von großen Fässern zu erzählen, in denen die gefesselten Gefangenen fortgebracht wurden, bis sie fern von der Heimat eingestellt sich in ihr entsetzliches Geschick ergaben. Daß durch diese Frevel an der Menschheit die Macht des Beamtenthums gestärkt wurde, ist selbstverständlich.

Seit Johann Wilhelm's Franzosenwehre hatten Jülich und Berg keine Landestruppen, sondern nur kurpfälzische Soldaten, wovon ein Regiment Dragoner und einige Regimenter Infanterie, sowie eine Artillerieabtheilung in Düsseldorf garnisonirten. Doch als nach dem siebenjährigen Kriege die Räubereien überhand nahmen und Banden von mehreren hundert Mann aus Armuth im Oberbergischen umher raubten und das ganze Land unsicher machten, errichteten die Landstände das Corps der Landjäger unter dem Hauptmann Joh. Heinrich von Zuccalmaglio, der unmittelbar dem Landtage untergeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war, mit dem kurpfälzischen Militair nichts gemein hatte und die letzte unabhängige bergische Kriegsmacht von etwa 300 Mann befehligte.

Eine für die Spitzbuben günstige, für die Sicherheit des Landes aber sehr nachtheilige Einrichtung war die Immunität (Unverletzlichkeit) der Klöster, Kirchen und Kirchhöfe. Gelang es einem Verbrecher, dorthin zu entwischen, so durfte er dort nicht ergriffen, sondern mußte umstellt und förmlich belagert werden, wobei es gewöhnlich gelang, zu entfliehen. Obgleich diese Immunität im Jahre 1773 durch Papst Clemens XIV. aufgehoben war, so flüchtete sich im Jahre 1778, 2. Februar ein Falschmünzer Namens Blonden in das Kloster Beyenburg mit zwei Frauenzimmern. Als die kurfürstliche Regierung zu Düsseldorf auf Requisition des Fürstbischofs von Lüttich die drei Personen festnehmen wollte, widersetzten sich die Chorherren des Kreuzherrnklosters von Beyenburg. Die Regierung aber holte die Bezüchtigten mit Gewalt und das Kloster klagte, vom Erzbischof von Köln unterstützt, worauf der Papst Pius VI. die Düsseldorfer Regierung in den Bann that, um den sie sich aber nicht kümmerte. Bei aller Bigotterie des Kurfürsten hielt er seine Hoheitsrechte gegen geistliche Anmaßung fest, was besonders auch daher zu erklären, daß seine leitenden Gewissensräthe, die Jesuiten und Exjesuiten mit den übrigen Klosterorden und zeitweise auch mit dem Erzbischofe von Köln in Hader lagen.

Im Jahre 1700 war die Einwohnerzahl 120,000. Zu Karl Theodor's Zeit waren im Bergischen mit einer Gesammtbevölkerung von 267,479 Seelen, wovon 138,037 Katholische, 66,357 Lutherische, 60,464 Reformirte, 2,621 Juden, 31 Mönchs- und Nonnenklöster mit etwa 1500 Klostergenossen und Genossinnen, denen über ein Drittel des Ackerlandes im Lande gehörte. Mit den steuerfreien adeligen Gütern und Kameralgütern war weit über die Hälfte des Bodens der Besteuerung und dem freien Verkehr entzogen. Düsseldorf hatte damals 9 Klöster. Im Jahre 1873 aber bestanden in Düsseldorf und nächster Umgebung 22 klösterliche Genossenschaften. Wohin würden wir gekommen sein, wenn dies so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fortgegangen wäre? Den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch war das Bergische, besonders das Wupperthal, durch Einquartierung der französischen Truppen belästigt. Auch gab es bei Elberfeld und an der Acher viele Kämpfe mit den preußischen Husaren. Diese das Land schädigenden Kriegszüge zu schildern, gebricht es hier an Zeit. Es bleibt uns noch etwas vom Landtage und dem Steuerwesen zu Karl Theodor's gepriesener Zeit zu sagen.

Der Landtag hatte nur die Steuern zu bewilligen; in Bezug auf die Gesetzgebung war der Kurfürst unbeschränkt. Der Landtag bestand aus etwa 30 Junkern und 9 Bürgern. Diese Bürger vertraten die vier Hauptstädte Lennep, Düsseldorf, Wipperfürth und Ratingen. Gar keinen Antheil am Landtage hatten die größeren Städte Elberfeld, Barmen, Ronsdorf, Mülheim ꝛc. Jeder Junker bezog 4 Thlr. Taggelder, jeder Bürger 2 Thlr. und alle hatten zu Theater und Bällen, die während des Landtags zu Düsseldorf stattfanden, unentgeltlichen Zutritt. Die Junker, welche selbst steuerfrei waren, bestimmten die Steuern der Bauern. Diese betrugen in ruhigen Zeiten 600,000 Thlr., wovon Jülich $^2/_3$ und Berg $^1/_3$ zu zahlen hatte. Die Sitzung dauerte gewöhnlich vom August bis November. Im Jahre 1730 betrugen die Diäten der Junker 11,754 Thlr., eine landständische Gesandtschaft kostete 14,920 Thlr. Arbeit gab es dabei nicht, sondern nur Lustbarkeit und „Ja"-sagen. Darum verstand der Bauer damals unter „Landtagen" was jetzt der Bürger „blauen Montag" nennt, „im Müßiggange schlemmen." Freiherr v. d. Trenk hat im J. 1787 dem Bergischen Landtage ein Denkmal gesetzt mit den Worten:

„Ich war in Düsseldorf, dort gilt ein alter Brauch,
Der Adel, den sie dort des Landes Stütze nennen,
Verschmaust der Bauern Fett, füllt Beutel und den Bauch
Auf Bauernrechnung und spricht Machtspruch nach Belieben.
Dies heißt ein Landtag und des alten Adels Recht;
Dann bleibt das Neue so, wie es die Alten trieben,
Der Junker Souverain, der Bürger nur ein Knecht ꝛc."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Umlage der Steuern geschah so, daß ¾ auf die Grundstücke kamen, also von 400,000 Thlr. 300,000 Thlr., und ¼ mit 100,000 auf die Industrie fielen. So waren in der Industrie die bedeutenderen Kaufleute mit 80 bis 200 Thlr. angesetzt, die Handwerker und Krämer hatten 6 bis 10 Thlr. zu zahlen. Die Fabrikherren hatten außerdem die Commerziantengelder für ihre privilegirten Anlagen mit jährlich 15 bis 100 Thlr. zu entrichten. Nach dem Steuerfuße von 1 Thlr. oder 23 Sgr. pro Morgen wurden die Kaufleute auf eine gewisse Morgenzahl eingeschätzt, was man die blinde Morgenzahl nannte. Diese directen Landessteuern waren zwar nicht drückend, aber daneben gab es noch Verbrauchsteuern, Zölle, die vom Hofkammerrathe Bertholdi zu Mülheim für Berg gepachtet waren, dann drückten Zehnten, Kameralpachte, Grundrenten, Lehen, Reuterhafer, Schatz, Schoß, Rauchhühner, Besthaupt oder Kürmut, Bannrechte und die vielen Frohndienste. Zudem verschlang die Geistlichkeit, welche den besseren Ackerboden besaß, und die Bettelei der Kapuziner und Franziskaner Alles, was der katholische Bauer auf- und beibringen konnte. Die Bettelmönche gingen von Haus zu Haus und machten Gespenster, um solche für Geld und Geldeswerth auszutreiben, überlasen das behexte Vieh, überlasen behexte Kinder und verkauften allerlei Heiligthum, das vor Teufeln, Hexen und Gespenstern sichern sollte. Die Welt war so voll Spuk und Gespenster, daß die Leute sich fürchteten, Abends vor die Thüre zu gehen, dort einem Wärwolfe, einer Hexe oder einem Feuermanne zu begegnen. Da kauerten des Abends die geängstigten Bauern in ihrem Hause und dachten und sprachen statt zur Vervollkommnung ihres Ernährungswerkes nur, wie sie sich vor Spuk und Gespenstern sichern sollten. Erst als die Klöster aufgehoben, die Mönche ausgestorben waren, hatten die Teufel und Gespenster ihre Brutstätten verloren.

Die wirklichen Plageteufel der armen Bauern aber waren die Junker mit ihrer Jagd. Das Wildpret fraß den armen Leuten, wie man zu sagen pflegt, fast die Ohren vom Kopfe, und was der Wildfraß noch übrig ließ, zertrat oft der rohe Jägerschwarm in der Parforce-Jagd. Das Großungeziefer der

Hirsche und Säue wurde besonders in den kurfürstlichen Bannforsten bei Bensberg und Düsseldorf gehegt. Im Königsforste allein waren über 8000 Hirsche. Wenn der Bauer sich den Tag über müde gearbeitet hatte, mußte er Nachts das Feld vor Wildfraß behüten. Eine Stunde Schlummer brachte ihn um den ganzen Jahresertrag, und er mußte dann den Unterhalt für seine Angehörigen im Rheinthale betteln. Kurfürst Karl Theodor hat die meisten seiner Ukase zum Schutze seines „kurfürstlichen Plaisirs" für die Hirsche und Säue seiner Bannforsten erlassen. Wer einen Hirschen erlegte, wurde gleich einem Menschenmörder gestraft. Zu Düsseldorf und Jülich sah man Schaaren verurtheilter Wildfrevler mit über dem Kopfe angeschmiedeten Hirschgeweihen oder schwere Kugeln und Ketten an den Füßen schleppend; andere hinkten verlähmt, da ihnen die Knie-Sehnen durchgeschnitten waren — alles Strafen der armen Bauern wegen Wildfrevels. Der milde gute Karl Theodor sah es und schärfte diese barbarischen Gesetze von Jahr zu Jahr und ließ im Wiederholungsfalle die Folter und den Strang anwenden. Der Hunger trieb die armen Bauern auf's Aeußerste. Es gab Kämpfe zwischen Wildschützen und Waldhütern. Zu Urbach, zu Heumar und an vielen Nachbarorten zeigt man noch die Gräber, wo die Opfer dieses Kampfes gebettet. Hunderte, Tausende von Bittschriften um Verminderung des Wildstandes liefen bei der Hofkammer zu Düsseldorf, liefen in Mannheim beim Kurfürsten ein. Es kam einmal eine 3000 Mann starke Bauerndeputation deshalb nach Düsseldorf, als der Kurfürst im Jahre 1785 dort war. Da befahl er gnädigst: den Wildstand zu zählen. Aber der Ober-Jägermeister Freiherr von Trips hatte in der Nacht vorher das Wild fortscheuchen lassen, daß man nur wenige Stück zählte. Da wurden alle Supplicanten als Querulanten bestraft, die Alten gebrüchtet, die Jungen den Werbern empfohlen. Endlich im Jahre 1790 gelang es dem Herrn von Weichs, dessen Anverwandter der Beichtvater des Kurfürsten war, diesen für die Rettung der armen Bauern zu gewinnen. Dieser setzte dem Landesvater mit dem Fegfeuer und den Höllenstrafen zu, daß er befahl, den Wildstand zu verringern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da wurden über 7000 Hirsche und über 1000 Säue niedergeschossen. Es war ein unbeschreiblicher Jubel im Lande, und die Bauern feierten am 27. Dezember 1790 das Hirschfest zu Bensberg, bei welchem dem Oberjäger Kettner 100 Kugeln durch die Fenster klirrten.

Wie in den Bannforsten der Kurfürst, so thaten in den Gemeinden die Junker mit Hegung des Wildprets. Der Hase war zu edel, als daß der unedle Bauer oder Bürger ihn hätte tödten dürfen. So ging es auch vor Gericht. Dort konnten Bauern und Bürger wohl Ohrfeigen vom Junker kriegen, aber kein Recht. Bestechlichkeit und jederlei Druck des Beamtenthums zeichneten die letzten Jahre Karl Theodor's aus, davon noch das Bauernsprichwort: „Wer gut schmiert, gut fährt" und „Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus". Wer dagegen murrte, wurde den Werbern empfohlen und verschwand.

Doch zurück zu unserm Landesvater! Er war immer mehr in Genußsucht, Eitelkeit und gemeinster Wollust verloren. Kinder seiner Ehe hatte er nicht, desto mehr außereheliche. Man sprach von über 60. Der anfangs sparsame, rührige Mann fiel in alle Schwächen und Laster seiner Vorfahren, die ihren Hof nach dem Muster Ludwigs XIV. eingerichtet hatten, und überbot sie noch an Lüderlichkeit und offener Schande. Schlaue Jesuiten, seine Beichtväter auch nach der Aufhebung des Ordens, Weibsleute und Schmeichler beherrschten den ehedem so wohlgesinnten Landesvater. Eine Camarilla von unehelichen Kindern umgab ihn. Zuerst war es eine Bäckerstochter Huber in Mannheim, dann eine Schauspielerin Seiffart, dann Andere, mit denen er erst insgeheim, dann offenbar in ärgerlichstem Verhältnisse lebte, sie, seine Maitressen, zu Gräfinnen erhob, die mit ihnen gezeugten Kinder zu Fürsten und Adeligen machte, auf Landeskosten ausstattete und versorgte, wie dies früher am Hofe zu Rom mit Annaten und Ablaßgeldern der Christenheit geschah. Um selber zu herrschen, wußten die Beichtväter die Ausschweifungen casuistisch zu rechtfertigen. Immer tiefer sank er in Bigotterie und in den Pfuhl der Laster. Um seinem Vorbilde Ludwig XIV. in Allem nach-

zuthun, baute er ein Versailles in Schwetzingen, baute das nutzlose Schloß zu Benrath, das dem ausgesogenen Lande 800,000 Thlr. gekostet, baute den Marstall zu Düsseldorf, der die Summe von 75,371 Thlr. verschlang. So auch das Jägerhaus bei Pempelfort — 1750 erbaut. Nützlich hingegen war die Anlage des dortigen Hofgartens (1769), der Bibliothek (1770), der Sternwarte und des physikalischen Cabinets (1779), der Malerakademie (1777) und der Aerzte- und Hebammenanstalt (1767). Das Gefängniß der Neue Bau wurde 1752 und das Spinnhaus 1755 erbaut. — Die meisten Bauwerke schuf er, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Auf der Neckarbrücke zu Heidelberg ließ er seine Bildsäule und unzählige Steine mit seinem Namen setzen. Sogar in die Mauern des alten Heidelberger Schlosses, und wo es im Lande nur anging, wurde sein Name gemeißelt. Auf allen Chausseen ließ er neue Meilenzeiger, um alle Domänengrundstücke neue Grenzsteine setzen, um seinen Namen darauf anzubringen. Die kleinen Kinder in der Schule mußten seine Titel auswendig lernen, die mehrere Seiten ihrer Lesebücher füllten. Auch gab es ein besonderes Titelbuch in der Schule. Mit dem Volksschulwesen sah es höchst traurig aus, besonders in den katholischen Gemeinden. Weil kein Schulzwang bestand, so lernte nicht der zehnte Theil der Dorfkinder lesen und schreiben. Der Vicar oder Küster gab meist den Unterricht. In kleiner Stube hatten alle Raum. Wo ein besoldeter Lehrer amtete, wurde er meist mit Victualien bezahlt, und wechselte den Tisch bei den Eltern seiner Zöglinge. Auch gab es Schulmeister, die blos im Winter Schule hielten und die Sommerzeit über bei den Bauern taglöhnerten. Geld war damals selten bei der Armuth der Bauern. Wer einen Groschen aufzuwenden hatte, der gab ihn dem Mönche zur Sicherung vor Spuk und Gespenstern, hatte aber für den Unterricht der Jugend keinen Heller übrig. — Bei den Protestanten ersetzte das nothwendige Lesen der heil. Schrift den Schulzwang. Die protestantischen Schulen, und besonders die lutherischen waren schon früh wohl bestellt. Auffallend, daß es vorzugsweise lutherische Prediger waren, die für Verbesserung des Schulwesens wirkten. Besonders hat Pastor

Leopold Goes in Ründerath darin ein großes Verdienst. Lange vor Pestalozzi hatte er eine Bildungsanstalt gegründet, aus welcher tüchtige Lehrkräfte, unter Anderm auch Schürmann in Remscheid, hervorgegangen. Für Elberfeld wirkte später Wilberg, für Mülheim Reche und Tops.

Karl Theodor nahm einen Anlauf, auch das katholische Schulwesen zu verbessern, jedoch beschränkte sich dies nur auf die Städte und blieb für die Dörfer bei papierenen Verordnungen und Befehlen, die nicht befolgt wurden. Als er im Jahre 1777 auch noch in die Regierung des Kurstaates Bayern eingetreten war, erhielt seine Eitelkeit volle Nahrung, so daß er fast zur Selbstvergötterung trieb. Dazu paßte ein Hofstaat mit dem die französischen Hofschmarotzer ihn beschmeichelten, daß ihn selbst Ludwig XIV. nicht glänzender gehabt habe. Der Großhofmeisterstab mit beinahe 100 Personen, worunter ein Hofpfarrer, ein Ceremoniarius, 7 Capläne, 4 Kapelldiener, 2 Accoleten, 1 Hofhostienbäcker, 3 Wachskerzenmacher, 1 Kapellwäscherin u. s. w., kostete außer der Naturalverpflegung jährlich 35,000 Gulden, die Kammerdiener jährlich 38,674 Gulden, der Obermarschallstab mit 84 meist in der Küche beschäftigten Personen, ohne Naturalien 32,630 Gulden, der Oberstallmeisterstab mit Vorreitern und Reitknechten jährlich 50,000 Gulden, der Oberhofmeisterstab 61,000 Gulden und der Hofstaat der Kurfürstin mit 52 Personen außer großen Lieferungen 31,045 Gulden. Dazu kam ein Leibkutscher mit jährlich 300 Gulden, mehrere Vice-Leibkutscher mit je 250 Gulden, 12 Trompeter mit je 300 Gulden, ein Professor der Philosophie als Hofnarr mit 200 Gulden, dann Bratmeister, Spickmeister, Hühnerrupfer, Schildkrötenverwahrer ꝛc. ꝛc., alle mit freier Beköstigung — in einem Staate von einer halben Million Einwohner, die außer den Mönchen in ihren reichen Klöstern größtentheils in Mangel und Armuth lebten. Der materielle Nachtheil dieser Verschwendung wurde noch weit überboten durch das böse Beispiel von jederlei Unsittlichkeit und Schurkerei, das bis in die niederen Volksschichten drang, und wie es in Rom und Versailles nicht viel schlimmer sein konnte. Der bescheidene, ehrliche, tüchtige Mann konnte zu nichts kommen und die feilen Schmeichler

waren obenauf. Der Oberschultheiß Daniels zu Bensberg wurde wegen eines Kassendefects von 80,000 Thlr. als Rentbeamter abgesetzt und als Oberrichter belassen, wogegen der durchaus rechtschaffene Landessecretär Kühlwetter vergeblich bittschriftete um Erstattung von Vorschüssen, die er dem Staate geleistet und nachgewiesen hatte. Es wurde ihm ausdrücklich gesagt, er habe Gelegenheit genug gehabt, sich durch Unterschleife bezahlt zu machen.

Wie der Kurfürst selber über die Eigenschaften, die zu einem höheren Beamten befähigten, dachte, zeigte sich auf einem Balle zu Düsseldorf, wo er den Grafen von Goldstein zum Finanzminister erhob, weil derselbe ein Menuet mit seltener Grazie zu tanzen wußte. Einem anderen Bewerber gab er den Vorzug, weil derselbe mit besonderem Anstand seine Tabakprise zu nehmen verstand. Daß bei den Anstellungen die Schürzen eine noch bedeutendere Rolle spielten, ist selbstverständlich.

Das war die alte gute Zeit des gepriesenen Kurfürsten Karl Theodor. Wie die durch die Jesuiterei damals in's Gegentheil von Christi Lehre zum bloßen Formel- und Orakelwesen, zu heidnischem Aberglauben verdrehte katholische Religion war Alles Heuchelei und Leutebetrug. Doch die zähe deutsche Nation hat sich, wie aus der Verwilderung und Verödung des 30jährigen Krieges, auch aus der Versumpfung der Kleinstaaterei, aus dem tiefen Pfuhle ihrer Laster wieder herausgerissen. Dazu waren luftreinigende Gewitter erforderlich. Diese blieben nicht aus. Karl Theodor schon hörte den fernen Donner rollen von Frankreich her.

Wie früher zu Mannheim, so ging's fort in der Residenz München, wo der Kurfürst im Jahre 1792 seinen fünfzigjährigen Regierungsantritt feierte. Da war ein gemachter befohlener Jubel im Lande, wie seinesgleichen noch nie dagewesen. Der alte eitle Kurfürst ließ sich göttliche Ehre erzeigen, wie heutzutage Pius IX. in Rom. Der verlogenen Jubelschriften und Festreden war kein Ende. Doch durch die Löcher und Risse des zerfetzten Purpurmantels sah man Schmutz und Elend. Die Besseren des Volkes grollten über die Pfaffenwirthschaft und beklagten die Entwürdigung des Heiligsten,

verwünschten den Druck des Junkerthums und der schmählichen Beamtenwirthschaft, welche für die Protestanten noch unausstehlicher wurde durch die roheste Intoleranz, mit der besonders die gepriesene Landesmutter, die Kurfürstin Elisabeth, sich in einer des Gemahls würdigen Weise zu verewigen suchte.

Der Kurfürst hatte ihr eine besondere Kasse überwiesen, Convertitengelder zur Bekehrung der Ketzer. Damit wurden unter anderem die Streitpredigten bezahlt, die den Text hatten: „Kein Protestant kann selig werden". Die gnädigste Landesmutter starb im Jahre 1794 und im folgenden Jahre heirathete der 71jährige Kurfürst die 19jährige Erzherzogin Leopoldine. Auch diese Vermählungsfeier rief einen befohlenen Festschwindel hervor, der von den Flüchen des Volkes begleitet war. Die Ehe blieb ohne Kinder. Desto größere Zahl unehelicher Söhne und Töchter umgab den Landesvater, für den diese Bastarde und Schmeichler und Exjesuiten das Regiment führten. Spionerie und Verfolgung, schamlose Wollust auf der einen und Geldmangel und Verwirrung auf der anderen Seite bildeten ein Schauergemälde, in das die französische Revolution hineingebrochen war, die das Jülicherland, das ganze linke Rheinufer weggerissen und das bergische Land bis Barmen mit Plündererschaaren übergossen hatte. Da wurde erst das Unheil der Kleinstaaterei recht anschaulich. Die dem Volke abgepreßten Kriegskassengelder waren für Maitressen, Ausstattung von Bastarden und Hoffeste vergeudet worden, der raubgierige Feind frevelte, ohne Widerstand zu finden, am Eigenthume und an den Personen friedlicher Bürger. Der von seinem Volke völlig abgesperrte, unter raffinirtester Genußsucht und mönchischen Bußübungen abwechselnde Kurfürst starb zu München nach 56jähriger Regierung am 15. Februar 1799, da er am Kartenspiel saß, vom Blutschlage getroffen.

Sein Tod bezeichnet einen Wendepunkt der Zeit, die für die nächsten Decennien dem deutschen Volke viel Unheil brachte. Die Tiefe des Elends und der Entwürdigung aber spornte die zähe deutsche Kraft zu einem Ringen, dem eine glorreiche Erhebung folgte. Das Fürstengeschlecht, dessen Ahnen am Altenberge ruhen, die Sprossen unsrer frühesten Niederrheinischen

Grafen und Herzoge traten an die Spitze des deutschen Volkes und stellten das Väterreich wieder her, wonach die Weisesten der Nation gerungen und gesprochen, die Edelsten geblutet hatten. Kaiser und Reich, Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Würde umgeben den Thron. Stellen wir zwischen der Person des Kurfürsten Karl Theodor und unserm jetzigen Landesvater, sowie zwischen damaliger gepriesener Zeit und der heutigen einen Vergleich an — wie himmelhoch steht dann die Wohlfahrt der Gegenwart über dem Loose unsrer Großeltern! Wie ungerecht sind die Klagen eines Bruchtheiles der Nation wegen Eingriffe in die Rechte der katholischen Kirche! Bei aller Bigotterie des Kurfürsten gab er zur Aufrechterhaltung seiner Hoheit viel strengere Kirchen-Gesetze, als unsre Maigesetze, die nicht einmal absolut wie jene, sondern vom gesammten Volke durch seine Vertreter gemacht sind. Und welcher Unterschied zwischen den Personen der Regenten schon im Aeußern! Karl Theodor war in seinen besten Jahren ein großer starkbeleibter Mann, bei dem besonders der Bauch in Fallstaffscher Weise hervortrat. Sein fleischiges, breites Antlitz mit schlotternden Wangen und dreifachem Kinn, die plattgedrückte Nase und die großen über die Lippen hervorstehenden Zähne gaben ihm ein unter der Gewöhnlichkeit stehendes Ansehen. Keinesfalls entsprachen seine Züge der Würde und Hoheit, mit denen man ihm geschmeichelt. — Er war kein Charakter, darum verdarben ihn Schmeichelei und Genußsucht zum Schaden des Landes. Dagegen unser Wilhelm in strengster Sittenreinheit von wirklicher Würde und Hoheit umstrahlt, von wahrem Gottvertrauen und wahrer Liebe zum Volke, darum von höchster Berufstreue geleitet, bedarf keiner gemachten Huldigungen, die seine deutsche Demuth auch verschmäht. Fremde Völker (jüngst noch in Mailand) haben Ehre erzeigt dem Ehre gebührt. Diese unbefohlene Anerkennung mag manchem jesuitisch verbogenen Deutschen die Schamröthe in's Antlitz treiben, wenn er des Jesuitenzöglings Karl Theodor gedenkt. Doch Elberfeld kam unter ihm wunderbar empor. Nicht ihm, sondern dem Fleiße der Söhne des Bergerlandes ist dieser Aufschwung zu danken. Alle die Fabrik- und Handels-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

privilegien, die Karl Theodor „landesväterlich“ erließ, haben unsern Großeltern ihr gutes Geld gekostet und mußten bei der kurfürstlichen Kamarilla oft durch große Opfer und Geschenke, selbst an die unwürdigsten Personen, erkauft werden. Beim Regierungsantritte Karl Theodor's zählte Elberfeld etwa 5000 Einwohner.

Als er im Jahre 1747 von seiner Gemahlin und dem Prinzen Friedrich von Zweibrücken begleitet im Wupperthale mit großer Feierlichkeit empfangen wurde, übergab ihm die Kaufmannschaft von Elberfeld und Barmen ein Verzeichniß der Arbeiter beider Städte. Dies Verzeichniß enthielt 1500 Webstühle für Siamosen, woran für jeden Stuhl zwölf Personen als Weber, Spuler und Spinner innerhalb und außerhalb beider Städte beschäftigt, mithin im Ganzen dort beschäftigt

	18,000	Menschen.
2000 Webstühle für Leinenzeuge als Doppelstein, mittel- und extrafein, jeder Stuhl zu 4 Personen macht	8000	"
2000 Bandwirkerstühle mit je 3 Arbeitern sind	6000	"
100 Bleicher mit je 6 Knechten sind zusammen	600	"
200 Färber mit ihren Knechten und Gesellen	200	"
500 Fabrikbediente und 500 Florettspinner.	1000	"
Im ganzen beschäftigten Elberfeld und Barmen damals	33,800	Arbeiter,

die in vielen Gemeinden zerstreut wohnten. Im Jahre 1783 wird die Einwohnerschaft von Elberfeld allein auf 1007 Familien angegeben, was einer Kopfzahl von 8000 entspricht. 1783 wurden in Elberfeld aufgezeichnet: 97 Kaufleute, 43 Winkelire, 12 Mäkler, 62 Krämer, 7 Perrückenmacher, 9 Weinhändler, 43 Bäcker, 29 Wirthe, 35 Färber, 2 Musikanten, 18 Rothgerber, 4 Weißgerber, 7 Wundärzte, 5 Aerzte, 12 Seidenweber, 3 Apotheker, 16 Zwirner, 4 Buchbinder, 18 Schlächter, 2 Branntweinbrenner, 8 Bandwirker und 7 Florettwirker, Summa 459 Gewerbtreibende.

Zu Ende der Regierung Karl Theodor's bestand der Magistrat unter Bürgermeister Adolf Stuttberg und Stadt-

syndik und Gerichtsschreiber Franz Karl Schoeler aus 9 Rathsverwandten und 3 Gemeinsmännern; das Stadtgericht unter dem Stadtrichter Joh. Heinrich Bergfeld, aus 7 Gerichtsschöppen, 1 Gerichtsschreiber und 1 Steuerempfänger und es bestanden 279 gewerbliche Geschäfte dort, die Kaufleute, Fabrikbesitzer und Krämer eingerechnet, meist die heutigen Namen. Die Geistlichkeit war vertreten durch 1 katholischen, 3 reformirte und 2 lutherische Priester. Elberfeld hatte damals 11,720 Einwohner. Im Jahre 1816 war die Bevölkerung auf 15,595 gestiegen, betrug im Jahre 1832 schon 23,836 Köpfe und gegenwärtig 80,804. Die Bevölkerung ist mithin unter Preußen um 65,804 Seelen gestiegen, mithin ist der Zuwachs der Einwohnerzahl jetzt etwa ein Dutzend mal stärker als die gesammte Bevölkerung zur Zeit Karl Theodor's betrug.

Barmen mit Einschluß von Gemarke, Wichlinghausen und Wupperfeld zählte zu Anfang dieses Jahrhunderts 13,209 Einwohner. Es hatte einen katholischen Geistlichen, 2 reformirte und 2 lutherische Prediger. Die Beamtenschaft bestand aus einem Amtsverwalter, einem Richter, einem Rentmeister, einem Steuerempfänger und einem Gerichtsschreiber. An Gewerbetreibenden zählte es blos 65 Kaufleute und Fabrikanten.

Beide Städte Elberfeld und Barmen verdanken im Vergleich zu Düsseldorf ihren Aufschwung, ihren Wohlstand besonders dem Umstande, daß dort im obern Wupperthale keine Junker, keine adeligen Beamten und keine Klöster bestanden, wogegen die Stadt Düsseldorf ein Heer von adeligen Müßiggängern und 8 Klöster, mit Einschluß von Düsselthal 9 Klöster zählte, die sich zu der hiesigen Bevölkerung verhielten wie die Drohnen gegen die Arbeitsbienen.

Was die Klöster, die viel verzehrten und nichts producirten, und die Jesuiterei mit ihrer starren Unduldsamkeit zu Wege bringen konnten, bewies Köln, das von 200,000 Einwohnern auf 30,000 herabsank, worunter zu Anfang dieses Jahrhunderts fast die Hälfte aus Armenmitteln Unterstützung bezog. Städte und Dörfer, worin Klöster bestanden, waren zu Anfang dieses Jahrhunderts und blieben noch lange die ärmsten. So war es auch mit den Gegenden, wo viele Junkerhäuser standen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Volk bedrückten und das böse Beispiel der Verschwendung und des Müßiggangs gaben. Einige dieser Landschaften, z. B. an der Sülz, haben sich erst jüngst aus der Verarmung emporgerungen.

Was Barmen vor Elberfeld besonders noch begünstigte, war die Demarcationslinie, die Barmen vor der Plünderung und Erpressung durch die Franzosen in den 1790er Jahren schützte, während Elberfeld diesen Erpressungen bloßgestellt war.

Kaiser und Reich schützen jetzt vor der Wiederkehr solcher Zeitläufte, denen unsere Väter in der Kleinstaaterei ausgesetzt blieben. Alle 7 Jahre gab es damals eine Hungersnoth, alle 10 Jahre eine Plünderung, und von 1795—1797, in 3 Jahren, sogar über 20 Plünderungen. Adelige und Geistliche hemmten den Wohlstand und drückten das Volk, und dies ist, was Beide mit geschwisterlicher Handreichung auch jetzt wieder anstreben. Daß ihnen dies trotz allerumsichtigster Geschäftigkeit auf's Butterende schlug, veranlaßte das Geschrei über diocletianische Kirchenverfolgung. Sonst hat es keinen Zweck.

Mögen die schauderhaften geschichtlichen Erinnerungen für Jedermann ein Sporn sein, treu zu Kaiser und Reich zu halten, auf daß unsern Kindern und Enkeln das politische und sittliche Glück überliefert werde, das wir Gottes Güte und Gnade und der von unserm Heldenkaiser geleiteten deutschen Kraft und Tapferkeit zu danken haben.

Drum:

Herz und Hand dem Vaterlande
Und die Seele Gott dem Herrn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VII.

Der deutsche Geist anno 1813 und 1875.

Rede auf der Generalversammlung des Deutschen Vereins zu Köln am 21. Februar 1875.

Nur der Schuh drückt, den man am Fuße hat. Die Spanischen Stiefel, die unsere Voreltern im 16. Jahrhunderte gepeinigt haben, machen uns keine Hühneraugen. Das unbeschreibliche Elend des darauf folgenden von den Jesuiten fortgeschürten 30jährigen Kriegs macht den Meisten nicht die mindeste Sorge. Denn was man nicht weiß, das macht nicht heiß. Die Wenigsten wissen, wie es unter dem letzten Raubeinbruche der Franzosen und unter der Fremdherrschaft zugegangen, geschweige, daß dieselben 1702, 3 und 5 und 1672 und noch früher so oft unser liebes Rheinland durchplündert und die schöne Pfalz in eine Einöde verwandelt haben.

Wer mit mir aber den ersten Bonaparte auf der Mülheimer Haide Heerschau halten gesehen, der hat das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung, der hat die Väter noch gekannt und erzählen gehört, was nicht verwundern ließ, daß die Leute zwei Jahre darauf über die Vertreibung der Franzosen gejubelt haben. Sie mußten zwar auch befohlener Maßen jubeln bei dem Napoleonsfeste und mußten das Domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem vom Pastor im Hochamte singen hören und anhören dort, was es ein großes Glück sei, unter französischer Herrschaft zu stehen. Aber das war ein Glück hintenhinaus wie die Hühner scharren, denn es war damals nicht nur die Continentalsperre, die Handel und

Verkehr lähmte und durch Salz- und Tabakregie unsägliche Quälereien brachte; nicht nur die Conscription, die unsre deutsche Jugend auf den Schlachtfeldern von Spanien und Rußland bluten ließ — es war hauptsächlich die Verachtung des deutschen Geistes, die Unterdrückung jeder freien Regung und der liebgewonnenen, wenn damals auch entarteten Selbstverwaltung, was die fremde Gewaltherrschaft dem Volke verhaßt machte; es war die Corruption des Schulunterrichts, und auf dem linken Rheinufer sogar die begonnene Abschaffung der deutschen Muttersprache.

Niemand dachte damals daran, über diocletianische Kirchenverfolgung zu schreien, wenn der französische Sousprâfekt sich die willkürlichsten Eingriffe in gottesdienstliche Anordnungen erlaubte, wenn Bischöfe und Pastöre, die das Lob des Bonaparte nicht mit heller Stimme in der Kirche singen und predigen wollten, abgesetzt und bei Wasser und Brod eingekerkert, wenn von der französischen Regierung zu Aachen ein neuer napoleonischer Katechismus gemacht und eingeführt wurde, worin nicht blos neue Blätter eingeklebt wurden, wie der Erfinder diocletianischer Verfolgung heuer zur Vergöttlichung des Papstes gethan, sondern worin dem Kaiser Napoleon göttliche Ehre erzeigt und er als Völkerbeglücker neben unsern Herrgott gestellt wurde. Darüber hörte man damals keinen Unwillen laut werden im Volke, weil so viele wirkliche Unbilden im bürgerlichen Leben zu beklagen waren.

Freilich ist es nicht zu verkennen, daß die Fremdherrschaft unsern Vätern auch große Vortheile gebracht hat durch Aufhebung des Zehnten, durch Abschaffung der Klöster und so mancher anderen faulen Zustände, die durch die Herrschaft von Adel und Geistlichkeit herbeigeführt waren. Es waren dies Wohlthaten wie Gewitterregen nach langer Dürre, weßhalb man jedoch Wetterschlag und Schlossen nicht lieb gewinnt und den heitern Sonnenschein wieder mit Freuden begrüßt.

Als nach Neujahr 1813 die Nachricht an den Rhein kam, daß die große franz. Armee vernichtet sei, da jubelte man den Russen als Befreiern entgegen. Im Februar erhob sich die Bergische Jugend und auch im Trier'schen gährte der

Aufstand. Die planlose Erhebung, die unter dem Namen Speckrussenkrieg oder Knüttelrussenkrieg bekannt ist, wurde durch Waffenmacht niedergeschlagen, und zu Pallien bei Trier liegen 200 Rekruten an der Kirchhofmauer begraben, die erschossen wurden, weil sie erklärt hatten, nicht gegen ihre deutschen Brüder fechten zu wollen.

Als am 10. November 1813 die letzten Franzosen über den Rhein flohen und die Russen über Solingen herab bei Dünnwald ein Lager bezogen, da lief das ganze Nachbardorf Schlebusch, wo ich wohnte, dorthin, um uns're Retter zu grüßen, und von uns Knaben wollte Jeder der Erste sein, so daß wir uns außer Athem liefen. Als wir aber dorthin kamen, sahen wir einige Tausend Kosacken, alle kleine bärtige Männer mit gar fremdartiger Antlitzbildung, und man konnte sich so wenig durch die Sprache mit ihnen verständlich machen, als auch mit den Franzosen. Weil sie aber keine Magazine mitgebracht hatten und nicht wie die abgebildeten Engel der Rettung von der Luft leben konnten, so zerstreuten sich viele Hunderte im Dorfe und auf den Höfen und holten Alles herbei, was sie von Lebensmitteln und Pferdefutter fanden, und fragten nicht dabei, was es koste. Sogar Möbelstücke, Holz, Betten und Kochgeräth wurden in's Lager geschleppt. Die Hausleute sahen mit leerem Magen zu, wie der ganze Wintervorrath aufgezehrt wurde. Wie zu Dünnwald, so geschah es auch anderwärts, und sogar Kühe und Schweine wurden in's Lager gebracht und gebraten. Die Eigenthümer hatten das kostspieligste Schauspiel, dem sie je zugesehen, und konnten noch von Glück sagen, wenn ihnen der Kantschu nicht auf dem Rücken tanzte. Dieser Kantschu oder die russische Knute ist ein aus ledernen Riemen geflochtener kleiner Dreschflegel, unten mit einer Bleikugel beschwert, um dem Schlage Nachdruck zu geben. Jeder Kosack führt das Ding, mit dem meist nur leeres Stroh gedroschen wird, stets bei sich, wie der Franzos die Bombontute, und es roch wie die Russen überhaupt stark nach Juchten. So kam es, daß mich auch später, wenn ich Jemanden schlagen sah, ein Juchtengeruch umwehte.

Das hatten wir Deutschen davon, daß wir uns von den

Russen hatten helfen lassen, wo wir doch allein mit den Franzosen hätten fertig werden können, wenn wir einheitlich nur zusammen gestanden hätten. Und doch, wie viel die Russen uns auch gekostet, man war ihnen damals dankbar, daß sie uns von den Franzosen befreit, die noch viel unausstehlicher waren in ihrer Anmaßung und in dem Allerschlimmsten — in ihrer viehischen Lüderlichkeit. Als im Jahre 1796 das französische Lager bei Thurn stand, waren die umliegenden Dörfer 13 Wochen hindurch verlassen. Die Leute lebten bis in die harte Winterzeit in den Bergwäldern. Sie wollten lieber hungern und frieren, als den Unholden in die Hände fallen. Die viehische Entwürdigung der Weiber und Töchter ließ sie so vor ihnen fliehen. Dies schon erklärt den allgemeinen Jubel über ihre Vertreibung. Man muß die Fahnenweihe des Landsturms und die Feste des 18. Octobers gesehen haben, um die Begeisterung, die vaterländische Erhebung zu begreifen, die damals das ganze deutsche Volk, Priester und Laien, ergriff.

Da wurden die Alten vor Freude wieder jung, und aller Standesunterschied war vergessen. Geistlich und Weltlich war in reinem Jubel verschmolzen. Ich habe dabei gestanden, wie der dicke Pastor Süß dem Landrath von Hauer um den Hals fiel mit den Worten: „Lieber Bruder Landrath" und dann den Polizeidiener Schmidt umhalsete mit den Worten: „Wir sind jetzt alle deutsche Brüder!" während wir Knaben das Arndt'sche Lied sangen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" ꝛc. Da standen überall Gabentische neben dem Altar in den katholischen Kirchen und die Pastöre forderten zu Gaben auf, nicht etwa Peterspfennige, wovon wälsche Monsignori schwelgen und der Don Carlos und die schwarze Reptilienpresse gegen das Vaterland unterstützt wird, sondern Gaben zur Heeresrüstung, zur Befreiung des deutschen Vaterlandes.

Der katholische Pastor Alexander Gellermann zu Bergisch-Gladbach predigte damals in den Jubel hinein: „Seid froh, aber nicht zu froh, denn noch mangelt zum vollen nationalen Glücke Deutschlands politische Freiheit. Erst wenn

diese errungen, dann sei des Jubels kein Ende."

Die deutsche Einheit ist jetzt errungen — aber wie stellen sich jetzt Gellermanns Confratres dem Vaterlande gegenüber? Wenn sie dächten und thäten wie damals, wie würden wir sie dann auf unsern Händen tragen, und welches allgemeine Glück würde dann zum Ausdrucke kommen, welche Ideen das Volk begeistern!

Doch Kaiser und Reich werden gelästert und Er, dem das Vaterland den höchsten Dank schuldet, unser Reichskanzler, auf das schmutzigste beschimpft und verleumdet, durch eine verwälschte jesuitische Partei. Wenn deren Chorführer auch hundertmal die Verleumdung widerlegen hört, er hebt stets das alte Lied wieder an und singt: „Ein Mann wie ich, was fragt denn der darnach" und bestätigt das Sprüchwort: „Wer sich der Ehre begibt, ist der Schande baar." Er thut, wie vom Teufel gefabelt wird, der lieber mit einer Seele zur Hölle fahren, als selber die Freuden des Himmels genießen will. Wäre der alte Arndt nicht vor Freude gestorben, die Trauer darüber würde ihn tödten.

Fragen wir: weshalb der Unterschied von 1813 und heutigen Tages in der Stimmung des Volkes, da heuer nicht blos die Freiheit wie damals, sondern auch die Einheit Deutschlands erreicht ist, so begegnen uns drei zusammenhangende Ursachen:

Erstens: Im Jahre 1813 waren weder ein Papst in Rom, noch waren Jesuiten vorhanden, ja nicht einmal einen Erzbischof gab es im Rheinlande. Seitdem aber wurde das ungebildete katholische Volk von den neuerstandenen Jesuiten beherrscht, vom selbstthätigen Denken entwöhnt und, von Rom geleitet, gegen sein eignes Heil verhetzt.

Zweitens: 1813 hatte das Volk 20 Jahre hindurch das größte Elend von Krieg und Franzosen erduldet, während 1870—71 und 55 Jahre vorher das Rheinland nicht einmal durch fremde Einquartirung belästigt worden und aus eigner Erfahrung nicht mehr weiß, wie es

im Kriege zugeht. Hätten wir 1870 die Franzosen nur drei Tage im Lande gehabt, so würde es ein ganz anderer Geist durchwehen.

Drittens: Das Volk kennt die Geschichte seiner Väter nicht. Die Erzählungen aus der jüdischen Geschichte vom starken Simson und dergleichen, die schmutzigsten Greuel vom Bruderverkauf des ägyptischen Joseph, vom Weibe des Urias, vom Linsenmuß des Jacob und andere sträfliche Thaten lernt es und kennt es, unsere Gymnasiasten wissen, wie die Römer ihre Pfannenkuchen gebacken haben, aber die Geschichte ihres Vaterlandes unter ihren Eltern und Großeltern ist ihnen fremd geblieben.

Meine Herren! Wenn es mit dem Volksgeiste besser werden soll in unserer katholischen Bevölkerung, dann muß den erwähnten drei Uebelständen mit Belehrung entgegengewirkt werden. Der Deutsche Verein hat sich ja die Aufgabe gestellt. Vor Allem muß dem Volke klar gemacht werden, daß es seinen Geistlichen in allen kirchlichen Dingen, wofür sie da sind, Achtung und Ehrfurcht zu zollen hat, in politischen Dingen aber, worin ihre Interessen den unsrigen schnurstracks entgegen stehen, Nichts glaubt und sie streng daraus zurückweiset — wie ein altdeutsches Sprüchwort schon andeutet:

„Allwo die Landsknecht sieden und braten,
Wo Pfaffen in weltlichen Dingen rathen
Und Weiber führen das Regiment
Dort nimmt es nimmer ein gutes End."

Sodann muß das Volk aus der Geschichte darüber belehrt werden, was es von den Franzosen, die angeblich der katholischen Kirche aufhelfen sollen, zu befahren hat, da der Fuchs zwar seine Haare verliert, aber nicht sein Gelüste nach dem Hühnerstalle. Wahrheitsgetreue Geschichte des eigenen Volkes muß durch Flugblätter und Vorträge verbreitet werden. Wenn mit Gewerbschein versehene Colporteure die Schriften für Pfennige verkaufen, so werden sie nicht so leicht an den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaplan ausgeliefert, wie unentgeltlich ins Haus gesandte Blätter.

Bei den gratis zu vertheilenden Flugschriften ist darauf zu achten, wem sie in die Hand gegeben werden. In jedem Dorfe gibt es Leute, die Einsicht und guten Willen haben. Ihre Zahl wächst. Diese sind zu erkunden, auf daß ein Netz der Belehrung sich über das ganze Land verbreite. — Wo liberale Gesangvereine bestehen, dürften Vorträge auch zur Belehrung der Frauen gewählt werden. Die Ultramontanen wissen dies zu beachten.

„Auf der Frauen zarte Haut
Ist das ganze Rom gebaut
Und Altweiber gibt es echte
Auch im männlichen Geschlechte."

Sodann ist zu bedenken, daß die Vereinsgenossen meist den gebildeten, wohlhabenderen Ständen angehören, den minder Gebildeten aber Belehrung am meisten Noth thut. Stoßt diese nicht zurück durch Vornehmthuen. Auch sie sind deutsche Brüder, zieht sie zu Euch herauf, indem Ihr Euch herablaßt. Sie sind dankbar dafür und werden gewonnen. Sie verdienen es, denn sie haben als Helden das Vaterland gerettet. Bedenken wir vor Allem, daß wir nur mit Bethörten und nicht mit Feinden zu thun haben. Nur die Unwissenheit ist unsere Feindin, sie ist zu bekämpfen, nicht die Person. Nicht Hohn und Spott darf uns zurückschrecken oder gar erbittern. Das Vaterland, die Nächstenliebe, die höchste religiöse Pflicht muß uns leiten. Die Vaterlandsliebe ist die Summe, der Inbegriff der Nächstenliebe. Gedenket Dessen, gegen den die Klericalen, die Hohenpriester, die Schriftlehrer und Pharisäer vor 1875 Jahren das Volk aufgehetzt haben, wie heuer ihre Erben es verhetzt haben gegen Kaiser und Reich. Er rief: „Vater vergib, sie wissen nicht, was sie thun!" Neben der Unwissenheit der Andern gilt es, die eigne Lauheit bekämpfen. Denkt nicht: es hilft nicht. Wohl hilft es, wenn Jeder in seinem Kreise wirkt und wirkt, so viel er vermag. Sobald das Volk zur Deutschheit bekehrt ist, werden auch sie, die einst Domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem

gesungen haben, keinen wälschen Ton mehr anzustimmen wagen, und noch lauter und freudig Domine salvum fac Guilelmum nostrum singen. Nicht blos die Herrschsucht und Verkehrtheit der Einen, sondern auch die Lauheit der Andern ist zu überwinden. Drum laßt uns die Hände reichen zur Belehrung des Volkes, auf daß es einsicht die Größe des Glückes, das ihm mit Kaiser und Reich geworden, und daß es nächst Gott auch denen dafür dankt, die es errettet, und daß es mit Ulrich von Hutten ausruft: O, welche Lust ist es, jetzt zu leben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VIII.

Das Hirschfest in Bensberg Anno 1790.

Gott sei Dank! dessen große Güte mir gestattet, an der Gränze meiner Tage nochmals unter meine Heimathgenossen zu treten mit einem Vortrage, der gewünscht wurde von ehrenwerthen Freunden und den ich freudig zusagte, denn die Heimat ist ein Klang, dessen Wohllaut am meisten dem Herzen spricht, der sie lang entbehrt. So glaube ich denn hier in einen traulichen Familienkreis zu treten, in dem ich vor 30 Jahren gelebt und gewirkt und manchen warmen Händedruck der Freundschaft und Liebe und auch des Dankes empfangen habe. Wenn jetzt auch meist die Söhne und Abkömmlinge Derer, mit denen ich vor 50 Jahren Umgang pflog, mich umgeben, so find' ich doch Gottlob noch manches bekannte Antlitz.

Freudig verwerthe ich die in hiesiger Nachbarschaft gesammelten Geschichtskenntnisse, wenn ich Ihnen hier verschiedene Bilder aus dem Volksleben Ihrer Väter und Großväter aufrolle, wobei ich für die Wahrheit der vorzutragenden Thatsachen bürge.

Auf dem Speicher der Schnabelsmühle habe ich im Jahre 1844 sämmtliche alte Akten des Amtes Porz gefunden, deren Durchsicht mir durch meinen verewigten Freund Ferdinand Wachendorff gestattet war. Mehrere Monate hab ich dazu verwandt, mehrere Schachtruthen Akten dort durchzusehen. Das gibt mir jetzt die Freude, Ihnen Wahrhaftiges daraus zu erzählen, wie ich zu Anfang der 40er Jahre das Archiv zu Mülheim aufsuchte und benutzte zu meiner Geschichte und Beschreibung des Kreises Mülheim.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber auch eine andere Freude gewährt mir der heutige Vortrag, nämlich die: die von gehässiger ultramontaner Presse gemachte Verleumdung zu widerlegen, daß ich ein Hetzer sei, meine Vorträge zu Hetzerei verwende. Alle meine Tage habe ich nur Liebe und Versöhnung meinen Mitbürgern entgegen getragen und habe mit Hintansetzung des eigenen Nutzens sie zu belehren versucht. Nur die Lüge und die Unwissenheit, nie die Menschen habe ich bekämpft, am wenigsten berechtigte religiöse Gefühle verletzt. Die Religion war mir stets das Höchste und Heiligste — der wahre Adel der Seele; dies glaubte ich zur Kenntnißnahme sagen zu müssen, und nun zu meiner Aufgabe!

Das Jagdrecht auf fremdem Boden, wie es sich hierzulande theilweise noch bis 1848 erhalten hatte, ist eines der Zerrbilder, wozu sich der deutsche Geist, nachdem die Einheit des Vaterlandes verloren war, verirrt hat. Keiner Wissenschaft, keiner bürgerlichen Einrichtung wurde seit dem 30jährigen Kriege seitens der Landesregierungen eine solche Pflege zu Theil, als dem Hexen- und Jagdwesen, dem sogenannten „landesfürstlichen Pläsier". Der dicke Kurfürst Karl Theodor, der Landesvater unsrer Großeltern, hat an 200 Erlasse und landesherrliche Befehle in Bezug auf die Jagd gegeben und darunter befinden sich die zwei einzigen bergischen Gesetze für den Obstschutz, da unter schwerer Strafe verboten war, wilde Aepfel- und Birnbäume auch in Privatwaldungen zu fällen, „weil dies wilde Obst zur Atzung des Schwarzwildes gereiche". An den Nutzen, den die Menschen vom Obste haben konnten, wurde gar nicht gedacht. Die meisten jener Gesetze bedrohten den Wildfrevel mit harten Strafen — das Wild war zu edel, als daß ein unedler Bauer oder Bürger ein Häslein oder Kaninchen, geschweige noch einen Hirsch oder eine Wildsau hätte erlegen dürfen.

Das Wildpret war edel, der Bauer unedel, und er mußte sich Garten und Feld abfressen lassen, ohne sich gegen das vierfüßige Großungeziefer anders als in engen gesetzlichen Schranken wehren zu dürfen. — Die Tödtung des Wildprets wurde fast wie Menschenmord gestraft. In Zuchthäusern zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Düsseldorf und unter den Sträflingen, die schwere Zwangsarbeit lebenslang zu verrichten hatten, wimmelte es von verurtheilten Wildschützen. Einigen war ein Hirschgeweih oben auf dem Kopfe angeschmiedet, andere schleppten schwere Ketten mit Eisenkugeln an den Füßen, andere hinkten verlähmt durch das Zerschneiden einer Kniesehne — Alles in den Gesetzbüchern damaliger guter alter Zeit vorgesehene Strafarten. — Ja! die gute alte Zeit des Kurfürsten Karl Theodor war eine gute Zeit nur für die Junker und die Geistlichkeit, aber eine Schauerzeit für die Bürger und die Bauern, die im eigentlichen Sinne des Wortes schlimmer gehalten waren, wie das Vieh.

Darum ist überaus lehrreich, wie bei dem Hirschfeste zu Bensberg der freie Menschengeist nach langem Drucke sich zu regen begann:

Nach ursprünglich deutscher Rechtsansicht war das Jagdrecht ein Bestandtheil des Grundbesitzes. Jeder freie Deutsche durfte die Jagd auf seinem Eigen ausüben. So der König in seinen Bannforsten, den Krongütern. — Schon frühe entzogen die Könige den nachbarlichen Waldeigenthümern das Recht auf das größere Wildpret. Sie belehenten die Herzoge und Grafen mit den Kronforsten, und diese Landesherren bildeten die Beschränkungen des allgemeinen Jagdrechts in ihren Landen weiter aus, und die Junker machten dies auf ihren Gütern nach, so daß der Jagdbezirk des Junkers die ganze Feldflur einer Gemeinde umfaßte und Bürger und Bauern fast allgemein von der Jagdbefugniß ausgeschlossen wurden. Die damaligen Jagdgesetze schützten im vorigen Jahrhunderte nur die Jagdberechtigten in ihrem „fürstlichen oder adeligen Pläsier". Den Bauern, die das Wildpret ernähren mußten, gaben sie weder Schutz noch Ersatz für den Wildschaden.

Die Herrscherforge der Landesherrn im Bergischen zielte dahin, in dem Königsforste, ihrer ausschließlichen Wildbahn, einen ansehnlichen Wildstand zu erhalten. Das Grobwild durfte auch in den Nachbarjagden der Junker, wo es sich umhertrieb, nicht erlegt werden. Der ganze Königsforst war durch einen aus hohen Pfählen gebildeten Zaun (des Herrn Zorn) umfriedigt zum Schutze der Felder. Dieser sogen. oft schadhafte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wildzaun war von Idesfeld längs Leidenhausen bis nach Troisdorf fortgeführt. Die übrigen Gränzen waren blos mit Pfählen und Markfteinen abgefteckt, um den Wildbann zu bezeichnen — der Eigenthümer des Bodens haftete unter Brüchtenftrafe für die Beschädigung dieser Pfähle.

Vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an hatte sich das Großwildpret im Königsforfte so ftark vermehrt, daß nicht nur die innerhalb des Wildzauns gelegenen Gemeinden, sondern auch die außerhalb gelegenen Nachbardörfer ihren Acker faft nur zur Ernährung des Wildprets pflügten und trotz aller Hut und Wachsamkeit ihren nothdürftigen Unterhalt den Zähnen der Hirsche und der Wildsäue zu entreißen nicht vermochten.

Hatte der Bauer den ganzen Tag hindurch sich müde gearbeitet, so mußte er bei Nacht die Felder vor Wildfraß hüten. Ueberfiel ihn dann nur eine kleine Weile der Schlaf, so war die Anftrengung des ganzen Jahres vergeblich, sein Unterhalt verloren. Er mußte im Rheinthale betteln, um seine Familie durch den Winter zu bringen. Bei seiner Feldhut durfte der Bauer sich nicht einmal großer Hunde und durchaus keiner Waffen bedienen. Von Hunden durften nur kleine Spitzhunde und Möpse an Stricken mitgeführt werden, als Waffen nur ftumpfe Stecken ohne Eisenbeschlag. Die Raffeln durften nicht zu ftark schallen. Auch durften die Hüter nicht zu ftark schreien, auf daß das edle Wildpret nicht zu sehr geängftigt werde durch die unedlen Bauern. Geschoffen durfte gar nicht werden, auch nicht mit bloßem Pulver — Alles dies unter schwerer Geld- und Leibesftrafe. Der durch Mangel gesteigerte Unwillen der Landleute veranlaßte diese zur heimlichen Vertilgung des Großungeziefers. Oft mochte auch der Hunger sie nach Wildbraten lüftern machen. Doch je häufiger die Selbfthülfe zum Schutze der Felder vorkam, desto ftrenger die Aufficht und die Beftrafung. Viele arme Bauern büßten sogar auf der Folter die Kraft ihrer Glieder ein. Hatten die armen Bauern den Sommer über bei Tag und Nacht mit angebundenen Spitzhunden in den Wachthütten gekauert, so erhielten sie den Winter hindurch in ihren Dörfern unliebsamen Besuch der Hirsche. Die riffen das Stroh von den niedern Scheunen-

dächern, sprangen an den Häusern empor und rissen die dort zum Winterbedarf aufgehängten in Kränze gebundenen Rüben herab. Zu Anfang der 1780er Jahre, als der Oberjägermeister von Trips besonders eifrig die Wildschützen verfolgen ließ, kamen häufig Kämpfe vor zwischen den Wildschützen und den Waldhütern. Auf den Kirchhöfen von Heumar, Urbach ꝛc. zeigt man noch viele Gräber, worin Förster und Bauern begraben sind, die den gegenseitigen Kugeln erlagen. Grausenhafte Mordgeschichten wurden davon erzählt. Gefährliche Wilddiebe wurden von rachsüchtigen Förstern an Bäume gefesselt und durch Schüsse an Armen und Beinen zerfleischt tagelang angebunden gelassen. Das rief denn ähnliche Rache bis zur schrecklichsten Verwilderung hervor.

Unzählbare Bittschriften liefen bei der Hofkammer zu Düsseldorf und bei dem Kurfürsten Karl Theodor in München um Verringerung des Wildstandes ein. Der Amtsadvocat Mathias Liborius Stucker wurde ein eifrigster Anwalt der Bauern, deren Elend er mit den lebhaftesten Farben schilderte. Dies veranlaßte den Kurfürsten Karl Theodor zu dem Befehle, den Wildbestand zu zählen. Diese Zählung aber wurde districtweise ausgeführt, wobei der Oberjägermeister Trips in jedem Distrikt in vorheriger Nacht die Hirsche hatte wegtreiben lassen, so daß nur wenige Stück zum Vorschein kamen. Da wies der Kurfürst die beschwerdeführenden Bauern ab und ließ sie als Querulanten bestrafen. Darauf im Jahre 1789 gelang es dem kurkölnischen Oberjägermeister von Weichs, der in der Nähe des Königsforstes begütert war, durch den ihm befreundeten Beichtvater des Kurfürsten zu erwirken, daß drei Bauern zur Anbringung ihrer Beschwerden beim Landesvater vorgelassen wurden. Diese drei waren Peter Marx von Leidenhausen, Pächter des von Weichs, Wilhelm Wennerscheid von Moitzfeld und Heinrich Scharrenbroich zu Schwiegeshohn bei Forsbach.

Als diese dem Kurfürsten ihre Beschwerden vorgetragen hatten und dieser die amtlichen Berichte ihnen entgegenhielt, sagte Scharrenbroich: „Wenn man einen Hut voll Kronenthalern in die Höhe werfe, so setze er seinen Kopf daran, daß nicht drei Stück neben den Hirschtapfen niederfallen würden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in allen Feldern, die in der Nähe des Königsforstes gelegen." Die andern Beiden thaten auch ihr Mögliches dazu, und als der Beichtvater dem Kurfürsten ins Gewissen sprach, da beauftragte dieser ihn, drei Unbetheiligte zu wählen, ihr Gutachten in der Sache nach gepflogener Untersuchung abzugeben. Unter den Düsseldorfer Beamten fanden sich nur zwei jagdlustfreie Männer, der Freiherr von Pfeill und der Freiherr von Nagel, die ernannt wurden, gemeinschaftlich mit dem Herrn von Weichs die Zählung vorzunehmen. Diese ließen das Wildpret bei Leidenhausen zusammentreiben, so daß die Bewohner der Aemter Porz und Miselohe die Hirsche hinaufwärts, die von Lülsdorf und Löwenberg hinabwärts jagten. Da wurden dieselben Hirsche mehrmals gezählt, so oft sie sich den Treibern zeigten, und so kam man bei dieser Zählung auf 40,000 Stück, wovon etwa der zehnte Theil vorhanden sein mochte. Als der Bericht nach München kam und der Beichtvater im Interesse seines Freundes von Weichs sein Bestes dabei that, da kam der kurfürstliche Befehl, die Hirsche des Königsforstes bis auf den Bestand von 100 Stück zu verringern, die Wildschweine aber gänzlich zu vertilgen.

Da war Freude unter den Bauern, aber der Oberjägermeister von Trips zu Düsseldorf und der Oberförster Kettner zu Bensberg kamen schier von Sinnen vor Aerger und Wuth. Da begann ein lustiges Knallen im Königsforste und in den Nachbarjagden, wohin das Wild sich verlief. Es knallte umher, als sei es Neujahr gewesen.

Dies geschah im October und November 1790 bis in den Dezember hinein. Jede Woche wurde eine gewisse Anzahl Hirsche und Säue erlegt und das Wildpret in den Nachbarämtern und Städten vertheilt, so daß die Unterthanen das Fleisch zwangsweise kaufen und in die herzogliche Renteikasse bezahlen mußten, das Pfund zu drei Fettmännchen, etwa 6 Pfg. nach heutigem Reichsgelde. Da konnten die ärmsten Leute sich den ganzen Winter hindurch satt Wildfleisch essen. Viele ehedem heimliche Wildschützen aber schossen jetzt offenbar ein Stück Wild, denn die Beamten waren nicht nur angewiesen, dabei durch die Finger zu sehen, sondern der ganze herrschende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stand, der die armen Bauern seit Jahrhunderten so unsäglich geplagt hatte, war eingeschüchtert durch die Ergebnisse, die man damals aus Frankreich hörte. Es wehete eine freiere Luft herüber und die Bauern fingen an darüber nachzudenken, daß sie auch Menschenrechte haben möchten und daß es in ihren verrotteten Verwaltungszuständen anders werden müsse.

Da wurde denn auf Dinstag nach Weihnachten 1790 eine große Versammlung der Landleute angeordnet, um zu Bensberg ein Dankfest zu feiern über die Erlösung von Wildschaden und neben dem Danke zu Gott auch Besprechung zu halten über Manches was Noth that.

Da zitterten die Herren Gewalthaber, die ungerechten Richter, die Vögte und Junker und alle Bauernschinder vor der Regung eines freieren Geistes, und es erschienen viele landesherrliche Verordnungen, die den freieren Geist, das ihnen drohende Gespenst bannen sollten. Ein Befehl der kurfürstlichen Regierung zu Düsseldorf von Carl von Nesselrode unterzeichnet verbot sogar die Versammlungen in den Wirthshäusern und alle Gespräche über öffentliche Angelegenheiten unter Zuchthausstrafe. Der Herr Oberschultheiß Daniels zu Bensberg untersagte in einer Verordnung vom 9. Dzbr. 1790 das angesagte Dankfest unter Strafe von 25 Rtlrn. für jeden Theilnehmer. Der Schatzheber Mambau mußte dies den Festordnern Wennerscheid und Herkenrath schriftlich ins Haus bringen. Aber trotz alledem kam das Hirschfest zu Bensberg glänzend zu Stande. Wennerscheid und Herkenrath ließen sich so wenig einschüchtern, als die übrigen Bensberger und die Nachbargemeinden, obgleich der Oberjäger Kettner sogar mit Militärmacht drohete.

Schon am frühen Morgen des Festtages war Bensberg dicht gedrängt voller Gäste, Alle mit grünen Tannenzweigen auf ihren Hüten. Aus allen Gemeinden des bergischen Rheinthales, von Odenthal und Lindlar bis Wipperfürth und Much und Overath sah man eine allgemeine Völkerwanderung zum Dank- und Hirschfeste. So etwas war noch nicht dagewesen. Alle Herbergen, alle Häuser waren überfüllt, es mangelte an Mitteln, sie Alle zu verpflegen. Da wurde geschlachtet, ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

braten, gekocht, und obwohl die Wirthe sich auf etwas gestellt hatten, so mußten die Lebensmittel karrenweise herangefahren werden. Die Hühner wanderten den Eiern nach in die Küchen. Aus der ganzen Umgegend flossen Wein, Bier und Branntwein zu Bensberg zusammen. Die Sebastiansschützenbruderschaften von Schlebusch, Wiesdorf, Mülheim 2c. waren mit ihren Büchsen eingerückt, die Fahnen voran. Alle Spielleute, die aufzutreiben, waren von allen Seiten gekommen.

Zuerst war ein feierliches Leviten-Hochamt in der Pfarrkirche mit Te Deum. Dann Musik- und Triumphgesang draußen, Jauchzen und Freudenschüsse, Gastmäler und Zechgelage. Darauf Tanzmusik, wozu der Schloßverwalter Moereau das neue Schloß hatte öffnen müssen. Der Oberschultheiß, der Oberjäger waren mäuschenstill. Sie hatten so lange das große Wort geführt und das war jetzt an die Bauern gekommen. Es war damals Sitte, nur bei Tage zu tanzen. Sobald der Abend grauete, zogen sich die Frauen und Mädchen zurück und die Männer becherten.

Das war das Hirschfest zu Bensberg. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, wie im Großen, so im kleinsten Kleinen. Jede himmelschreiende Ungerechtigkeit findet ihre Strafe in dem, womit gesündigt war. Fünfzig Jahre später, als unter Preußischer Regierung die Wildschäden ersetzt wurden, schnitten die Enkel derer, die das Hirschfest zu Bensberg gefeiert, Hirschfüße aus Holz, zerstampften damit das Feld, dessen Erträge sie heimlich heimgeholt hatten, und gaben vor, die Hirsche hätten Alles gefressen.

Halten Sie diese Thatsachen nicht für zu kleinlich, dieselben zum Gegenstande einer Schilderung zu machen. Im Wassertropfen spiegelt sich die ganze Welt, wie im Kleinen, so ist es im Großen, und nichts ist geeigneter, die Zustände der sogenannten alten guten Zeit unserer Väter, die Kleinstaaterei ins rechte Licht zu stellen, als die unserer Jugend unbegreiflichen Zerrbilder damaliger Zustände. Wer nicht weiß, wie es unter seinen Vätern gewesen ist, der hat auch gar keinen Anhalt dafür, zu schließen, wie es mit seinen Enkeln sein wird. Der Himmel ist niemals auf Erden gewesen und es werden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mängel und Bedrängnisse immerfort bleiben, so lange die Menschen nicht zu Engeln werden, oder wenigstens klug werden. Gott hat Alles wohlgemacht und an ihm liegt es nicht, daß Glück und Friede im Einzelnen und im ganzen Lande verloren gehen, sondern es liegt an den Leidenschaften der Menschen, die selber ihr Glück unter die Füße treten, weil sie in der Verblendung und Unkenntniß und Versumpfung nicht wissen was sie thun. Darum sollen wir uns unterrichten von den Zuständen, die unter unsern Vätern gewaltet haben und sollen forschen, wie dies geworden, auf daß wir die Klippen vermeiden lernen und erkennen, an welchen ihr Glück gescheitert ist. Das lehrt uns nur die Geschichte, und darum wollen wir uns, wie mit dem Jagdunfuge, auch in andern Verhältnissen, unter denen unsere Großväter gelebt und gelitten haben, umschauen.

Da kommen wir zunächst an die Bürgerliche Verwaltung, die mit dem Gerichtswesen vereinigt war. Der Oberschultheiß Daniels hatte beides in Händen, er war gleichsam Landrath, war oberster Steuerempfänger, Domainenrentmeister und oberster Richter im Amte Porz, das damals ungefähr die Ausdehnung des Kreises Mülheim hatte. In allen diesen Verhältnissen galt der Grundsatz: „Wer gut schmiert, der gut fiehrt.“ Dem Oberschultheiß wurde die Unterschlagung von 80,000 Rtlr. nachgewiesen, und darum das Steuerwesen und die Renteikasse genommen, die Richter- und Verwaltungsstelle aber gelassen. Wie er bestochen wurde von den Untergebenen, so schmierte er seine Vorgesetzten zu Düsseldorf bei der Hofkammer und da galt der Grundsatz „eine Krähe pickt der andern die Augen nicht aus“ und „wer den Teufel bannen will, muß selber rein sein.“ Als ich im Jahre 1844 die Acte des Amtes Portz auf dem Speicher der Schnabelsmühle gefunden und mehrere Schachtruthen dieser alten Schriftstücke durchgesehen hatte, fand ich hunderte Briefe der Landesregierung an den Oberschultheiß unerbrochen.

In allen diesen Briefen war er zur Rechnungslage aufgefordert. Er wußte was drin stand und brach sie nicht einmal auf. Als einmal ein Bauer dem Gerichtsschreiber klagte, er habe dem Oberschultheiß einen großen Topf Butter geschenkt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und doch den Prozeß verloren, da entgegnete der Gerichtsschreiber: sein Widerpart habe dem Amtmann ein fettes Schwein geschickt und dies habe den Buttertopf umgestoßen, daß er zerbrochen sei. Seht! so war es in Allem. Der Bauer konnte vom Junker damals wohl Ohrfeigen, aber am Gerichte kein Recht kriegen. Wer sich darüber beschwerte, der war lakirt. Daher, aus solchen Erzählungen von Thatsachen erklärt sich das Mißtrauen unserer Landleute über Bestechlichkeit auch zu einer Zeit als jener Unfug längst aufgehört hatte. Da mußten die Enkel für die Schandthaten ihrer Großväter büßen. Es war damit so schlimm, daß Herr Joh. Heinr. Kühlwetter, ein grundehrlicher Mann, der dem Staate als Landes-Secretair große Vorschüsse geleistet und in den Jahren 1794 bis 1799 kein Gehalt bezogen hatte, nur einen kleinen Theil seiner gerechten Forderung erhalten konnte, indem die Landesregierung ihm zu verstehen gab, daß er in jenen Lieferungsverhältnissen Gelegenheit gehabt hätte, sich schadlos zu machen. Es gab ganz kleine Gemeinden als Herrschaften, z. B. Odenthal, die das Hoheitsrecht der Kriminaljustiz hatten. Wenn dort aber in 40 Jahren nicht geköpft wurde, war es verjährt. Drum mußte der schwarze Steffen, dem bei einem Schafdiebstahle ein Hund in den Sack gethan wurde, geköpft werden.

Es bestand ein Gesetz, daß die der Gemeinde lästigen Subjecte, die Querulanten unter das Militär gesteckt werden sollten. Der Schultheiß brauchte den Werbern nur den Befehl zu geben, Diesen oder Jenen aufzugreifen, so war er bald verschwunden und Viele, die so aufgegriffen waren, wurden von den Werbern sogar an die Holländer für ihre Kolonien verkauft. Da gab es oft großartige Schlägereien zwischen den Werbern und Bauern, und die Folge davon war, daß sie kuschen mußten, woher das Sprichwort: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

Die Grundsteuer war damals nicht hoch, aber desto mehr andere Leistungen belasteten den Bauern, und die Gewinn- und die Gewerbesteuer die Geschäftsleute. Wer sich mißliebig gemacht, der wurde darin so hoch veranschlagt, daß ihm die Augen übergingen, gerade wie heute oft erzählt wird, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ultramontane Einschätzer in der Klassen- oder Einkommensteuer einen Liberalen aufs Korn nahmen, wie mir selber geschehen ist. Da waren Feudalabgaben, Renten, Schoß, Kürmut, Rauchhühner, Eier- und Butterlieferungen, Gnadenhafer, die Hand- und Spanndienste, Mühlenzwang und tausenderlei Scherereien und vor Allem der Zehnte, der oft zweifach war, so daß die Kirche und der Junker die zehnte Garbe holte und das zehnte Kalb, das zehnte Ferkel, Schaf, Fohlen und Küchlein ꝛc.

Den bürgerlichen Verhältnissen entsprachen die kirchlichen. Die Bischöfe waren Landesherren und befaßten sich mehr mit politischen Dingen, mit Krieg und Frieden und höfischen Lustbarkeiten, als mit geistlichen Sachen, die sie ihrem Generalvicar überließen. Die Kuratgeistlichen der Gemeinden wurden nur mit Genehmigung der Landesregierung angestellt, die auch ihre Vorbildung zu prüfen hatte. Zahlreicher aber als die Pfarrgeistlichkeit waren die Mönche und Nonnen. Die Klöster hatten damals den größten Theil des besten Ackerlandes in Besitz. Altenberg z. B., wo 40 Mönche lebten, besaß über 300 Ackergüter und außerdem viele Weinberge, Zehnten, Zölle und sogar die Gerichtsbarkeit in zwei Herrschaften. Sogar Nonnenklöster gab es, worin die Abtissin reichsunmittelbar war und das weltliche Schwert hatte, z. B. Graefrath, Essen und Gerresheim, wovon jedes über 1000 große Güter hatte, Essen sogar 1400. Die Einwohner dieser reichen Klöster lebten wie die Fürsten, herrlich und in Freuden. Außerdem gab es eine Menge Bettelklöster, Franziskaner und Kapuziner, die über Land gingen und allerlei nützliche und angenehme Gegenstände, wie Geld, Butter, Eier, Schinken, Bratwürste, Mehl, Getreide u. s. w. den Bauern abschwindelten und allerlei Aberglauben in den Kopf hingen von Hexen und Gespenstern, um diese für Geld und Geldeswerth auszutreiben. Die Welt war damals so voll Gespenster, Wärwölfe, Hexen, Teufel, Feuermänner und Trüglichter, daß der Bauer zu bang war, des Abends vor die Thür zu gehen und sich sogar Nachts im eigenen Hause fürchtete. Darum verkauften ihm die Mönche und Nonnen allerlei Heiligthum: Teufelsgeißel, Weihwasser, Skapulier, Lichtmeßkerzen, Hubertusriemchen, Donatusglöckchen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heilige Längen, allerlei Reliquien und derlei Schwindel, der vor Gespenstern sichern sollte, überlasen das behexte Vieh und die behexten Kinder und hatten davon ein einträgliches Geschäft. Der Bauer gab den letzten Groschen für solchen Schnickschnack, hatte für den Unterricht der Jugend aber keinen Pfennig übrig. Dazu kamen die vielen Wallfahrten und Bittgänge zu den Gnadenbildern und die vielen Feiertage, so daß wenige Zeit blieb für ehrlichernährende Arbeit, weshalb die Erscheinung, daß die protestantischen Gemeinden viel wohlhabender, als die katholischen. — Wenn an Winterabenden die Nachbarn hinter dem Ofen saßen, da erzählten sie nur von Hexen und Gespenstern, wovon die Welt so voll war wie Laubblätter im Walde. An das Fortkommen im Ackergeschäfte und Verbesserungen in der Hauswirthschaft dachte Niemand. Alle hatten so viel damit zu thun sich vor Hexen und Gespenstern zu sichern, daß an etwas Vernünftiges gar nicht gedacht werden konnte. Besonders die Kapuzinermönche, die in jedes Haus kamen, hielten die Leute damit in Schrecken, um ihnen abzuklauben was sie konnten. Wer einige Jahre hindurch ein paar Küchen geliefert hatte, der mußte bald ein paar Kapaune aufziehen. Daraus wuchs ein Kalb und aus dem Kalbe ein fettes Rind. Das war eine rechte Steuerschraube.

Was aber die damalige Armuth zumeist im ganzen Lande hervorgerufen hatte, war die Unsicherheit von Außen und die Plünderung durch die Franzosen. Deutschland war unter 1700 kleinen und großen Potentaten getheilt. Sogar die Gemeinde Elsen war eine extra Herrschaft für sich. Aber auch Länder wie das Herzogthum Berg vermochten sich nicht selbstständig zu schützen. Seit die deutsche Einheit verloren war, fielen die Franzosen unzählige Male ins Land und raubten was deutscher Fleiß für Frau und Kinder jahrelang erworben hatte, an einem Tage. Keine 15 Jahre, ja oft keine 3 Jahre vergingen, ohne daß die Franzosen das bergische Rheinthal durchplünderten und die armen Einwohner, zumal die Weibsleute auf viehische Weise mißhandelten. 1642, 1644, 1647, 1648, 1666, 1672, 1675, 1683, 1688 und 1689, 1693, 1702, 1703, 1705 u. s. w. waren schreckliche Plünderungsjahre, und die

schlimmsten Plünderungen 1795 bis 1797. In den Jahren 1672, 1702, während der sogenannten Franzenjagden oder franz. Kriegsjagden, wie sie unsere Urgroßväter nannten, und 1796 waren die Dörfer des Rheinthales von den Einwohnern verlassen. Von 1641 bis 1647 war zwischen Sieg und Acher in sieben Jahren kein Pflug zu Felde gegangen, und 1796, als das franz. Lager auf der Thurnerhaide stand, waren die Bewohner vieler Dörfer vom September bis tief in den Winter in die Bergwälder geflüchtet und lagen in Hunger und Frost, in Furcht und Jammer ohne Obdach dreizehn Wochen lang. Man mag sich denken, welche Mißhandlung dazu gehört, den Bauer so aus seinen vier Pfählen, aus dem Eigenthum seiner Väter zu vertreiben. Ich will Euch sagen was es war, das ihn so fliehen machte. Es war die Entwürdigung der Weiber und Töchter, was dem deutschen Gemüthe unerträglich. Diese Mißhandlung, womit die Franzosen seit jeher hierzulande bei ihren Raubeinfällen aufgetreten, war den vielgeplagten Leuten das Allerschlimmste, schlimmer wie der Tod. Das Alles ist jetzt von den Urenkeln vergessen. Sie sehen nicht weiter wie die Nase reicht und wissen Nichts von der Geschichte ihrer Väter. Und wie die Franzosen damals waren, so sind sie noch heute, wie sich 1870 in Saarbrücken und in ihrem eigenen Lande in Sedan bewiesen hat, wo die Bürger Gott gedankt haben, daß sie durch den Einmarsch der Deutschen von ihren Zuaven und Turkos errettet wurden.

Das sind die wahrhaften Teufel, die sich durch kein Weihwasser, durch keine Mönche vertreiben ließen. Je voller das Land von Mönchen und Geistlichen war, desto wehrloser wurde es dem Feinde überliefert, der sich seitdem so wenig verändert hat, als ein Stoßvogel, der in die Mause gekommen. Auch der Fuchs verliert seine Haare, aber nicht seine Sinne.

Die Verarmung des Landes geht aus einer Bittschrift hervor, welche die Einwohner des Botamts Porz am 2. März 1799 an die Landesregierung richteten, um von den 2 Karren und 7 Mann befreit zu werden, die sie an den Festungsbau in Düsseldorf zu stellen aufgefordert waren. Darin heißt es unter Anderem: „Das in unserm Botamt gelegene Dorf Eil

hat von Euer Kurfürstl. Durchlaucht noch frischhin die gnädigste Erlaubniß zum Kollektiren erhalten, weil die Bewohner ganz verarmt, ihre Häuser abgetragen und das Vieh weggerissen worden. Wir Bewohner der übrigen Ortschaften des gesagten Botamts leben mit Eil leider in gleichem traurigen Schicksal, da wir mehr als 20 mal ausgeplündert, mehrmals für lange Zeit in die Wildniß der Waldung verjagt und in solch erbärmlichen Zustand versetzt worden, daß wir ohne Unterschied nicht mehr im Stande sind uns zu ernähren. Ob Jemand vordem noch so wohlhabend war, müssen wir doch jetzt Alle betteln und die Milde Anderer ansprechen, um nicht zu verhungern. — Unsere Hausgereiden sind längst geraubet, Früchte und Vieh ist nicht vorhanden, geschweige noch Pferde und Karrige. Den Meisten fehlt es sogar an hinreichender Kleidung, ihre Blöße zu bedecken ꝛc.

Darauf antwortete unter'm 8. April 1799 der Oberamtmann Freiherr von Lützerode auf den Bericht des Landeskommissars Kühlwetter: daß das in der Vorstellung Geklagte leider nur allzuwahr und dem Botamte die Stellung von Karrigen und zwei Pferden zu erlassen sei, weil kein einziger Karren und kein einziges Pferd in allen den Dörfern des Botamtes mehr vorhanden. Auch (so heißt es in dem Berichte ferner) sehe es in den übrigen Botämtern nicht besser aus, da in den Botämtern Merheim, Stammheim, Herkenrath, Gladbach und Scheiderhöhe Alles weggeraubet sei und die Unterthanen das trockene Brod nicht eines hätten und nur Jammer und Elend unter den Leuten anzutreffen sei ꝛc.

Die Armuth war so groß, daß trotz der Erschwerung des Rheinüberganges die Stadt Cöln und das ganze linke Rheinufer von hiesigen Bettlern wimmelte, worunter Leute, die vor wenigen Jahren noch im Wohlstande gewesen. Die nächste Folge dieser Verarmung waren die gewöhnlichen Begleiter des Krieges, die Räuberbanden, die aus Noth und Verzweiflung sich zu mehren hundert Mann zusammengethan und in das Oberbergische mit Gewaltthaten einfielen. Das war eine gewaltige Abkühlung vom Uebermuthe des Hirschfestes.

So war das Land durch jämmerliche Einrichtungen, durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Junker und Geistliche, durch Mönche, Nonnen und feindliche Einfälle verarmt, als Napoleon I. der Kleinfürsterei ein Ende machte und als nach Vertreibung der Franzosen Preußen eine unparteiliche Justiz und eine allgemeine Jugendbildung einführte und endlich in unsern Tagen sogar die Sehnsucht der Väter, um die so viele Edlen gerungen und gebetet, so viele Helden gekämpft und geblutet hatten, das einheitliche deutsche Reich verwirklicht hat. Schauen wir zurück auf das Elend unserer Väter und schauen wir unsere heutigen glücklichen Verhältnisse, so müssen wir von Danke zu Gott bewegt werden.

Knüpfen wir unsere Erwägungen nur an die Eine Thatsache, daß die Meistbeerbten, in der Gemeinde Urbach, um ein Kapital von 4000 Rchsthlr. zur Abtragung französischer Kriegs-Contribution im Jahre 1798 zu erhalten, 1200 Morgen besten Ackerbodens anboten und Rhein und Ruhr durchlaufen mußten, um solches zu erhalten. Begüterte Leute litten damals wirklichen Hunger und hätten gern einen Morgen Land für ein Brod gegeben. Wie ist dies jetzt so ganz anders: In den letzten 40 Jahren ist mehr gebaut, als in 400 Jahren vorher, und der geringe Tagelöhner lebt jetzt besser, als damals ein Gutsbesitzer und Baron. Eine Gutsbesitzers Frau auf dem linken Rheinufer sagte mir vor 20 Jahren, sie könne besser 10 Morgen Land kaufen als zu Napoleons I. Zeit ein Kinderkleidchen. Das Gefühl der Sicherheit unserer Personen und unseres Eigenthums läßt uns jetzt ruhig sitzen zwischen unseren 4 Pfählen. Wir brauchen keinen äußeren Feind, keinen Wildfraß, keine Ohrfeige der Junker, keine Hexen und Gespenster, keine Wärwölfe mehr zu fürchten. Als die Klöster aufgehoben waren, da machten auch die Teufel daß sie fortkamen, und alle die Spukgeister, die unsere Väter geängstigt, hatten keine Brutstätten mehr. Statt für Teufelsgeißel können wir unser Geld zur Bildung der Jugend verwenden. Wo früher in den Dörfern nur wenige Männer und gar keine Weiber lesen und schreiben konnten, lernen jetzt unsere Kinder alles, was sie zu ihrem Fortkommen in der Welt bedürfen. War doch vor 40 Jahren zu Bensberg sogar auch ein Gerichtsvollzieher, der nicht einmal lesen und schreiben konnte, der nur seinen Namen zu kritzeln

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelernt hatte. Wenn der ausging, Bestellungen zu machen, so legte ihm sein Schreiber diese der Reihe nach, wie es ihm am Wege lag. Kamen ihm die Schriftstücke durcheinander, so mußte er Jemanden aufsuchen, der lesen konnte und sie ihm wieder zurecht legte. Dies Geschäft habe ich ihm mehrmals besorgt. Oft aber auch geschah es, daß er die Schriften verwechselte und Drickes erhielt, was Kaspar haben sollte.

Jetzt ist es mit den Schulen ganz vortrefflich bestellt und der Bauersknabe weiß jetzt mehr wie früher mancher Junker. Bauer und Junker gelten jetzt gleich vor dem Richter und auch der ärmste Taglöhner hat nicht nur Menschenrechte, sondern ist dem reichsten Gutsbesitzer in Grundrechten gleich gestellt. Er braucht keinem absoluten Befehlworte mehr blind zu gehorchen, sondern nur Gesetze zu befolgen, an deren Abfassung er sich durch Wahl der Abgeordneten selber betheiligt hat. Ueberall fahrbare Straßen, wo früher kaum mit leeren Karren durchzukommen, überall die besten Einrichtungen und innerhalb der Gesetze die größte Freiheit.

Wem danken wir diesen bessern Zustand? danken wir ihn etwa den Jagdjunkern, oder den Mönchen und Geistlichen? Vor hundert Jahren war das Land voll Junker und Geistliche, Mönche und Nonnen, und unsere Väter lebten im Elende. Wären damals noch einmal so viele Mönche und Nonnen gewesen, so wäre das Elend auch doppelt so groß geworden.

Unsern heutigen bessern Zustand danken wir dem Staate. Dem Staate und nur dem Staate danken wir, daß wir in so glücklichen Verhältnissen leben, wie sie nie so glücklich bestanden haben, so lange die Welt steht.

Daß die Junker und Geistlichen darüber schreien und dem Bauer weis machen wollen, die Kirche sei verfolgt und der Staat wolle uns das Beste und Heiligste was wir haben, die heilige Religion nehmen, dies Geschrei ist die natürliche Folge der Herrschsucht, daß die Junker und Geistlichen solche Zustände wieder haben wollen, wie sie unter unsern Vätern geherrscht haben, um das Volk unter ihre Füße zu kriegen. Gott sei Dank für unsere besseren Zustände, aber dieser Dank legt uns auch die Pflicht auf, unsere Dankbarkeit dafür zu bethätigen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dies können wir in keiner bessern Weise, als daß wir den guten Zustand erhalten und unsern Kindern zu deren Heil getreu überliefern. Dies wird der Fall sein und kann in keiner andern Weise geschehen, als wenn wir treu zu Kaiser und Reich halten, allen fremden Einfluß, alle volksfeindlichen Wühlereien zurück weisen und die Achtung für Gesetze und Obrigkeit nach Gottes Gebot aufrecht erhalten. Welchen ehrwürdigen Heldenkaiser wir unser nennen, haben uns jüngst noch die Italiener bewiesen, die ihn mit Begeisterung empfangen und mit den höchsten Ehren gefeiert haben, was manchem Verräther des eigenen Vaterlandes die Schamröthe in's Antlitz treiben und ihn bekehren sollte. Es ist die Pflicht jedes wahren Deutschen, in jedem Vaterlandsgenossen seinen Bruder zu sehen und ihn nicht zu höhnen oder anzufeinden wegen abweichender Meinungen, sondern die Irregeleiteten zu bekehren und zu belehren in Liebe. Der äußere Feind ist Gottlob besiegt, es ist jetzt der innere Feind, die Zwietracht, zu bekämpfen.

Einigkeit und Friede sei unser Ziel und Streben, und wenn wir das aufrichtig wollen, so wird es uns gelingen durch Gott, der ein Gott der Liebe und des Friedens ist. Ihm, der uns durch die deutsche Sprache in Liebe verbinden wollte, müssen wir mehr gehorchen als den Menschen, die uns zum Hader auseinander reißen wollen, um uns zu beherrschen. Gott unser Hort, deutsch unser Wort. Herz und Hand dem Vaterland und die Seele Gott dem Herrn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IX.

Bergisches in Land und Leuten.

Wenn wir uns grüßen als Bergische, so ist in dieser Landsmannschaft nicht blos eingeschlossen, was die Hügelkette bewohnt auf der wir uns befinden, sondern ein gutes Stück aus dem flachen Rheinthale ist mitgemeint, von Königswinter bis Kaiserswerth und Eickelskamp herab. Dies schon deutet an, daß der bergische Name nicht von der hügeligen Lage des Landes, wie der Kölner meint, der unsere Heimat „dat scheif berrische Lant" nennt, herrührt, sondern der Name kommt von dem Fürstengeschlechte, das die Gegend unserer Heimat unter sich vereinigte und von seiner Wohnstätte Berg an dem Dhünbache sich nannte, welche Burg Berg später in ein Kloster umgewandelt wurde und Altenberg heißt. Dies Fürstengeschlecht, das in dem bergischen Dome zu Altenberg seine Grabstätte hat, gehört zu den Ahnen unseres Kaiserhauses und es ist darum eine freundliche Erinnerung, daß wir Bergische in unserm deutschen Kaiser den Sprossen und Blutsnachfolger unserer frühesten Landesväter sehen, eine geschichtliche Thatsache, die Werth, wenn auch nur einen gemüthlichen Werth für uns hat.

Der Name Remscheid erinnert einen Jeden, der seiner bergischen Heimat kundig ist, an Wilhelm Aschenberg, der hier geboren, den Dichter und Geschichtschreiber, der das schöne gemüthvolle Lied gesungen: „Land der Heimat, Land der Berge", das noch in unseren Schulen üblich, und der begonnen hatte, die Bergische Geschichte zu schreiben, worin

er leider nicht bis über die Grafenzeit gekommen ist, diese aber in so anregender und faßlicher Weise geschrieben hat, daß wir sehr bedauern müssen, dieses Werk nicht weiter fortgesetzt zu sehen.

Mit dem Namen Aschenberg in dankbarer Erinnerung kann ich, zu einem Vortrage im hiesigen Bürgervereine aufgefordert, diesem mich ehrenden Gesuche wohl in keiner besseren Weise entsprechen, als durch eine Darstellung aus unserer heimatlichen Vorzeit. Die Geschichte überhaupt ist ein überaus lohnendes Wissen, sowohl um der Unterhaltung als um der Belehrung willen. Gewinnt doch ein jeder Gegenstand in dem Herzen des gemüthvollen Menschen höheren Werth durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Das sonst werthlose Geräth, das unserer Mutter oder Großmutter gedient hat, das Lieblingsplätzchen des Vaters oder Großvaters, worauf er seine Aufmerksamkeit verwandt hat, bleibt dem gemüthvollen Menschen ja theuer und ist für Alles nicht feil auf dem Markte des Lebens, wegen der Erinnerungen aus der Kindheit. So knüpfen sich Erinnerungen an die vielgestaltigen Berge, an die frischen Thäler der Heimat, wo jene gewandelt und wir ihnen nachgetreten, sowie an die Niederlassungen und Einrichtungen, wofür sie gedacht und gewirkt und uns zur größeren Ausbildung überliefert haben. So bleibt die Geschichte unsere Heimat, die uns ernährt, mit freundlichen Bildern, die der Fremde fehlen, und wie kein Weib der Erde die Mutter ersetzen, und kein noch so würdiger fremder Mann der Vater werden kann, so ist es mit der Heimat, mit dem Vaterhause und dem Vaterlande, das uns zudem Alles gab, was wir sind und haben und die besondere Weise unserer Auffassung, und wie Alles in unserer Seele lebt und sich bewegt, veranlaßt hat. Die Geschichte überhaupt zeigt und belehrt uns, wie Alles ehedem gewesen, wie es gewachsen und geworden ist, was die Wohlfahrt der Väter begründet, was sie gehemmt und irre geleitet und wieder auf den richtigen Weg zum Gedeihen gebracht hat. So wird die Vergangenheit die weiseste Lehrmeisterin für die Gegenwart und die Zukunft. Ein Volk, das nicht weiß, woher es kommt, das weiß auch nicht, wohin es geht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon vor 2000 Jahren galt der Spruch: es sei Nichts Neues unter der Sonne. Alles was geschieht, ist schon oft dagewesen, wenn auch unter anderem Namen. Nur die Personen haben gewechselt. Die Menschheit ist im Wesentlichen dieselbe geblieben. Der ganze menschliche Körper vom Schädel bis zu den Zehen ist der nämliche, wie die Geschlechter auch gewechselt haben. Jedes Glied, jedes Gefäß und Aederchen ist an derselben Stelle, und zu Karls des Großen Zeit mögen die Menschen nicht mehr oder minder Blut im Herzen und nicht mehr oder minder Gehirn im Kopfe getragen haben, als auch die Menschen des heutigen Tages. So sind auch alle Regungen der Seele, alle Leidenschaften dieselben geblieben, die nämlichen Schwächen, die nämlichen Tugenden, die nämliche Herrschsucht, die sich der niedrigsten und mächtigsten Leidenschaft, der Furcht zu bemeistern weiß.

Darum ist die Kenntniß der Geschichte zu unsrer und der Zukunft Wohlfahrt überaus wichtig. — Wenn wir in unserm Tagesgeschäfte den gereiften Rath des erfahrenen Mannes hoch anschlagen, so muß die Kenntniß der Geschichte noch werthvoller erachtet werden, denn sie ist die Summe der Erfahrungen aller Zeiten und aller Völker. Wie aber die Heimat und das Vaterhaus dem gemüthvollen Menschen theurer, als die Fremde, so ist die Geschichte seiner Heimat und des Vaterlandes anziehender und werthvoller, als die Geschichte eines fremden Volkes, oder die Geschichte der Menschheit. Ein altes Bergisches Sprüchwort ist dahin einschlägig: „Das Hemde ist uns näher als der Rock.“ Die Geschichte der Heimat und des eignen Volkes ist auch lehrreicher. Das Weltbürgerthum ohne Vaterland ist eine Verirrung des menschlichen Geistes. Ein Volk ohne Vaterland ist ein Spuk, ein Gespenst. Dies lehrt die Erfahrung, die Geschichte. Dies lehrt die Natur der Sache selbst, die gesunde Vernunft, oder mit anderen Worten die Offenbarung Gottes, des Völkervaters. Die ganze Natur hat Gott wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen und Alles darin ist mit so großen deutlichen Buchstaben geschrieben, daß Jeder, der die Augen aufmacht und darin lesen will, es auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verstehen kann, wenn er nur nicht im Kopfe verdreht ist durch Irrlehren.

Betrachten wir unser Allernächstes, was wir in eigner Haut umhertragen, unsern Körper selbst, so gibt uns dessen äußere Einrichtung schon Bescheid auf alle Hauptfragen. Die erste und hauptsächlichste Hauptfrage aber ist unser Bestehen.

Fragen wir: wofür wir da sind? so geben uns die Arme, die aus den Schultern herausgewachsen, den Bescheid: „zur Arbeit" und die Füße, die nach vorn gerichtet und nicht hinten an der Ferse herausgewachsen, sagen uns, daß wir fortschreiten sollen, „Vorwärts", wie Vater Blücher sagte und nicht zurück wie die Krebse laufen und nicht hinten hinaus, wie die Hühner scharren. Und daß über den Schultern der Kopf, der Verstandeskasten, mit seinen Augen und was von ähnlichen Organen drum und dran ist, die höchste Stelle einnimmt, überzeugt uns, daß der Kopf Alles lenken und bedenken soll.

Das ist's ja, was den Menschen zieret
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.
Drum gilt es stets mit Fleiß betrachten
Was aus der schwachen Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Gehen wir zur Betrachtung der Offenbarung Gottes in der Natur vom Einzelmenschen zum Volke, zur Menschheit über, so finden wir zuerst, was den Menschen hauptsächlich vom Thier unterscheidet, die Aeußerung der Vernunft, die Sprache und darin finden wir, daß Gott die einzelnen Völker durch die verschiedenen Sprachen geschieden und sortirt hat. Die verschiedene Sprache ist der Ausdruck der Verschiedenheit und Volkseigenthümlichkeit, des Volks-Charakters, und wie verschieden die Mundarten, ja fast in jedem Nachbardorfe bemerkbar anders sind, so verstehen sich doch Alle, welche dieselbe Sprache sprechen, und in diesem Verständnisse liegt der Wille Gottes unserer Zusammengehörigkeit, unserer Volksbrüderlichkeit. Wer nur bis drei zählen kann, muß begreifen: daß die gleiche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache da ist, uns untereinander zu verstehen, daß der Eine hört, wenn der Andre ruft und daß wir uns über Alles, was uns gemeinsam ist, verständigen sollen.

Das haben denn auch die Völker im Allgemeinen gethan; sie haben zu ihrer Wohlfahrt sich zueinander gehalten und sind nicht wie ein Brei durcheinander gelaufen, sondern als Volk von den andern Völkern unterschieden geblieben, wie Gott es offenbar gewollt hat. Da sind wir denn für unsre Aufgabe der Geschichte aus der Naturanschauung darauf gekommen, welche Geschichte uns zunächst angeht. Das ist die Geschichte des deutschen Volkes. Und gerade diese Geschichte zeigt uns wiederum, wie das Zusammenhalten des ganzen Volkes zu seinem Bestehen, zu seiner Wohlfahrt durchaus nothwendig und erforderlich war. Das deutsche Volk stand in Glück und Wohlfahrt, so lang es an seiner Einheit und Volksbrüderlichkeit fest hielt, und sank zu Ohnmacht, Jammer, Verödung und Elend herab, sobald es sich durch Wälschthum von der Vaterlandsliebe ablenken ließ. Wie die Muttersprache für das ganze Volk eine Offenbarung der Zusammengehörigkeit, so ist die Mundart eine Andeutung des noch engeren Verbandes, und damit kommen wir auf das Wesen und auf die Geschichte der Heimat. Wir sollen uns in der Heimat vom Vaterlande nicht ausschließen, sondern die Heimat soll uns richtiger Weise mit dem Vaterlande nur enger verbinden, wie das Volk uns mit der gesammten Menschheit verbindet und vereinigt. Wer das Vaterland nicht werth hält, der kann die Heimat nicht lieben, und wer die Heimat nicht liebt, der hat auch das richtige Band nicht, das ihn mit dem Vaterlande verknüpft. Wer nicht für die Familie taugt, der taugt für die Gemeinde erst recht nicht. In der Familie reihet man sich richtigerweise in die Heimat, mit der Heimat in's Vaterland und mit dem Vaterlande in die Menschheit ein. Dies richtige Verhältniß ist die Hauptaufgabe für unser Bestehen und unsere Wohlfahrt. Das Weltbürgerthum, der Anschluß an die Menschheit ohne Heimat und Vaterland — diese Vaterlandslosigkeit von oben herab, ist eben so ungehörig und unheilbringend, als der Partikularismus, die Kirchthumspolitik,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder die Vereinzelung in kleinem selbstsüchtigen Kreise — die Vaterlandslosigkeit von unten herauf.

Alles Elend, was Deutschland je betroffen, ist dadurch entstanden, daß das richtige Verhältniß zum Vaterlande durch Weltbürgerthum oder Kirchthumspolitik entrückt, und dadurch die Liebe zum Vaterlande getrübt oder gar verloren war. Wohl haben wir Bergischen eine schöne heimatliche Geschichte, aber sie war in Schmach, in Blut und Elend getaucht, sobald das Volk seinen Anschluß an das Gesammtvaterland und damit die Erfüllung des Willens des weisen Völkervaters verlor. Glück und Wohlfahrt aber erhoben sich auf's neue, sobald die Liebe zum Gesammtvaterlande wieder erwachte. Schlagen wir nur wenige Blätter unserer heimatlichen Geschichte auf, sie werden es uns bewahrheiten.

Die Geschichte ist nicht blos zur Unterhaltung da, sie dient zur Belehrung. Nicht um die Jahreszahlen, nicht um Personen, nicht um Kriege und Siege handelt es sich dabei, sondern um das innere Volksleben, um die Anschauungen, um die Bestrebungen der Zeit.

Wollen wir von einer Bergischen politischen Geschichte sprechen, so müssen wir weit zurückgehen, mindestens bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, bevor die Bergische Landesangehörigkeit in einen größeren Verband aufgelöset wurde.

Eine fast tausendjährige Zusammengehörigkeit unter demselben Fürstengeschlechte, dessen unmittelbaren Blutsnachfolger und Erben wir in unserm Kaiser sehen, hatte neben der Vaterlandsliebe und innerhalb derselben auch im Laufe der Jahrhunderte einen bergischen Geist, eine Art Lokalpatriotismus oder heimatliche Zusammengehörigkeit gestaltet, die durch Kämpfe und Fehden, durch Kriege und Siege genährt und gekräftigt wurde und im Mittelalter in dem heimatlichen Schlachtenrufe „Romerike Berga“ (Ruhmreiches Berg) Ausdruck und Nahrung und Kräftigung fand.

In der unglückseligen Zeit, als die Herrschgier der Päpste ihr hierarchisches Weltbürgerthum an die Stelle der gottgewollten Volksangehörigkeit und Vaterlandsliebe zu setzen

versuchten und das deutsche Reich aufzulösen und die Königsmacht sich zu unterwerfen strebten, als die römischen Ränke und Bannflüche durch zwiespältige Königswahlen die Reichseinheit bedrohten und endlich zeitweise ganz zertrümmerten, da waren die Einzelfürsten zum Schutze ihrer Unterthanen auf Ausbildung ihrer Hausmacht angewiesen, und mochten sie nun im Heerbanne des Kaisers, mochten sie unter Verbündeten oder einzeln mit dem Gegner kämpfen — die Ausbildung der Waffenmächtigkeit war eine Bedingung der Wohlfahrt des Landes, der Heimat, wo der Ackerer und der Handwerker seine ernährenden Geschäfte erst dann in Frieden üben konnte, wenn der Feind von der Grenze abgehalten war. Die Kriegführung war damals für die friedsamen Bewohner am ungünstigsten. Sie begann stets mit der Zerstörung und Plünderung der Dörfer und der Verwüstung der Aerndte, worin besonders verschiedene Erzbischöfe von Köln sich als böse Nachbaren auszeichneten, da sie nach dem Vorbilde der herrschgierigen Päpste zu Rom nicht nur die Stadt Köln, sondern auch die Nachbarländer ihrer weltlichen Herrschaft durch alle Mittel des Truges und der offenbaren Gewalt zu unterwerfen bestrebt waren.

Deshalb suchten die bergischen Grafen die Söhne ihres Hauses auf den Kölnischen Bischofstuhl zu bringen, was eine Reihe von Jahren hindurch auch gelang, wodurch der Friede und das Emporblühen des Bergischen Landes auch gesichert wurde. Anderen Falles hatten die Bergischen blutige Kämpfe zu bestehen und wiederholte Verheerung ihrer Fluren zu beklagen, was besonders durch die kriegslustigen Erzbischöfe Engelbert von Falkenburg, Siegfried von Westerburg und Dietrich von Mörs verübt wurde, die mit Bannflüchen und Feuer und Schwert wie böse Buben mit Knütteln und Steinen um sich warfen.

Die Bergische Kriegsmacht, welche sich im Heerbanne der Kaiser hohenstaufenscher Heldenzeit rühmlichst ausgezeichnet hatte, gab auch in der blutigen Schlacht bei Worringen, die am 5. Juni 1288 die geistliche Weltherrschaft am Niederrheine zertrümmerte, den Ausschlag und erreichte unter Herzog Adolf zu Anfang des 15. Jahrhunderts ihre höchste Ausbildung, da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser kriegerische Fürst seine Bergischen Streiter in mehreren Siegeszügen bis ins Lothringerland führte und der waffengewaltigste Landesherr am ganzen Niederrheine war. Unter diesem Herzoge Adolf bildete sich die bergische Landständische Verfassung im Jahre 1437, und diese vertrat und erhielt die landsmannschaftlichen Interessen auch nach der Vereinigung mit Jülich und mit Cleve, so daß eine absonderliche Zusammengehörigkeit des Herzogthums Berg und eine fort und fort ausgebildete Landesbrüderlichkeit erhalten blieb, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts erst die Landstände fielen und die Grenzen des Bergischen Landes durch Verbindung mit Frankreich und dann mit Preußen verwischt wurden. Doch hatte sich eine Eigenthümlichkeit des Charakters durch die langjährige Zusammengehörigkeit ausgebildet und den Bergischen Namen erhalten. Fragen wir aber: was sind die hervorragenden Eigenthümlichkeiten des Bergischen Charakters? so begegnen uns allgemein deutsche Eigenthümlichkeiten, nämlich Treue, Anhänglichkeit an die Person und die Heimat; Ehrgefühl, aufrichtige Geradheit und Derbheit, Fleiß und Zähigkeit, Ausdauer, Familiensinn und tiefe Religiösität. Weniger im Rheinthale, wo die Bevölkerung vielfach wechselte, als vielmehr in den Bergen haben sich diese Volkseigenthümlichkeiten erhalten, und vor allen Gegenden dürften Solingen und Remscheid, Hückeswagen, Radevormwald und der Kreis Gummersbach mit dem östlichen Theile der Oberbergischen Landschaft den Bergischen Charakter am treuesten bewahrt haben. Remscheid aber noch mehr wie Solingen. Der Grund hierfür liegt nicht nur in der gebirgigen Lage, die überhaupt alles Eigenthümliche länger erhält, als die Flachheit des Thales, die mehr zur Charakterlosigkeit stimmt, sondern hat auch historische Gründe, worunter besonders der Umstand, daß dort keine Junkerhäuser und keine Klöster, welche beiderlei den Volkscharakter schädigten und verlöschten. Die Adeligen mit ihrer Jagd und der Hegung des saatenverderblichen Wildprets, mit ihren Frohnen, mit ihrem Müßiggange und ihrem neufränkischen Wesen, das sie mit dem 30jährigen Kriege angenommen hatten und um sich verbreiteten, wie dies z. B. im Sülzthale der Fall, wo die Junkerhäuser

dicht beieinander standen, und die Klöster mit ihrem Müßiggange und ihrem wälschen Wesen. Ueberdies hatte Remscheid den großen Vortheil des alleinigen lutherischen oder doch selbst in neuerer Zeit überwiegenden lutherischen Bekenntnisses, was viele Zänkereien und Unzuträglichkeiten ferne hielt. Remscheid hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts keinen einzigen Beamten und nur einen Geistlichen, den lutherischen Pastor Bunge, wohl aber 100, gerade 100 kaufmännische Geschäfte, meist Fabrikanten in Stahlwaaren, fast alle die heutigen Namen. Es gehörte zum Amte Bornefeld und die Beamten wohnten alle in Hückeswagen und Burg. Remscheid hatte nur seinen selbstgewählten Gemeinderath in freier Verfassung auf freier Bergeshöhe, eine freie, fast republikanische selbstthätige Entwickelung. Wie die Gemeinden, wo reiche Klöster bestanden, in Wohlfahrt und Sittlichkeit herabgekommen, bewiesen nicht nur die Dörfer, wo solche bestanden, wie z. B. Blecher bei Altenberg, Dünwald, Rösrath ꝛc., sondern sogar die größten bedeutendsten Städte, wie z. B. Köln, wo so viele Kirchen und Klöster wie Tage im Jahre, welche früher so bedeutende Reichsstadt durch die Möncherei und besonders durch die Jesuiten von 200,000 Einwohner zu Anfang dieses Jahrhunderts auf 30,000 Einwohner herabgekommen, von denen noch die Hälfte aus Armenmitteln bezogen. Das Beispiel der Bettelmönche und die Spenden reicher Klöster wirkten überaus entsittlichend auf die Bewohnerschaft. Es kam in Köln so weit, daß die Stehplätze vor den Kirchthüren zum Betteln anerboten und sogar an Meistbietende vermiethet wurden. Erst als die Klöster aufgehoben und die Zahl der Geistlichen auf das richtige Maaß gebracht, alle Bekenntnisse gleichberechtigt geworden waren, vermochte sich der Wohlstand der Stadt wieder zu erheben und das Steinpflaster ist jetzt von den Sohlen geschäftiger Menschen glatt geschliffen, wo wir vor 60 Jahren die Gänse das Gras auf dem Rheinwerfte und vor dem Kaufhause abweiden sahen. So staken auch die Dörfer, wo Klöster bestanden, in tiefster Armuth und im Schmutze der Unsittlichkeit, was im Sülzthale noch vor wenigen Jahren anschaulich war. Dort ist der vorzüglichste Ackerboden, der wie die An-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

muth der Gegend Mönche und Junker zur Ansiedelung eingeladen hatte. Die Rittersitze standen dort so nahe beisammen, daß man von einem zum andern die Hähne konnte krähen hören, und die bösen Beispiele des Müßiggangs und des Wohllebens verdarben die gute deutsche Sitte so, daß das Volk der Arbeit entwöhnt wurde und noch vor 40 Jahren die ganze Umgegend bis über den Königsforst, bis über Bensberg hinaus mit Bettlern überschwemmte. Schlimmeren Einfluß auf die Sittlichkeit als die Junker mit ihrer Verschwendung übten die Mönche mit ihren Spenden, da sich das schlechteste arbeitsscheue Gesindel in der Nähe der Klöster niederließ, um die wöchentlichen oder täglichen reichen Spenden zu haschen. Der Bettelsack hat einen Riß am Boden. Jemehr man hineinwirft, desto größer reißt das Loch. Nur Sittlichkeit, Fleiß und Gewerbsamkeit vermögen dies Loch zu flicken. Ueberdies verbreiteten die Mönche allerlei schädlichen Aberglauben von Teufeln und Hexen, erfanden Gespenster, um diese auszutreiben, beschwindelten die katholischen Landleute mit Bettel und mit heiligen Gegenständen um Geld und um Victualien.

Welch' ein anderes Beispiel boten Lennep, Remscheid und Solingen mit ihrem dürftigen Boden, wo an den Bächen kein Wassergefälle unbenutzt blieb, wogegen im Bereiche von Klöstern die schönsten Gefälle der Flüsse und der Bäche müßig lagen und bis heute noch nicht alle in Gebrauch gekommen. Ein Gefälle des stärksten Baches von 20 Fuß liegt heute noch oberhalb Altenberg unbenutzt. Wie das Kloster- und Junkerwesen der Gewerbthätigkeit entgegenstand, erfuhr ein Remscheider Kaufmann bei Schlebusch im unteren Dhünthale. Ein Stahlhammerbesitzer Halbach zu Remscheid und Genossen hatten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem Herrn v. Melzenbach beim Isholz oberhalb Küppersteeg ein Grundstück mit einem Wassergefälle an der Dhün angekauft, hatten von der kurfürstlichen Landesregierung in Düsseldorf die Concession zur Anlage eines dortigen Stahlhammers erhalten und diesen, sowie ein stattliches Wohnhaus daneben errichtet. Auf dem Hause Morsbruch hauste damals ein Deutschordens-Komthur Freiherr von Droste-Vischering, der Mönch und Junker zugleich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein großer Freund von der Jagd war und im Isholz in der Nähe des neuangelegten Hammers einen ansehnlichen Hirschbestand hatte, der seine besondere Freude war. — Als aber das Donnergepolter des Eisenhammers begann, da wurde das Wild aus seinem bisherigen Gehege aufgeschreckt und flüchtete fernhin, außer dem Bereiche des Hammergetöses. Das schnitt dem Komthur Droste-Vischering in's Herz und er gebot dem Scheuchklappern Einhalt zu thun. Weil aber die Hammerbesitzer sich auf die landesherrliche Concession beriefen und das Gepolter fortsetzten, so kam der Komthur mit seinen Knechten und aufgebotenen Jagdfrohnleuten, trieb die Schmiede hinaus, ließ die Blasbälge in die Esse werfen, die Räder zerschlagen, den Schutzteich fortreißen und sämmtliche Gebäude bis auf den Grund abbrechen. Die Remscheider klagten an der Düsseldorfer Hofkammer gegen die Gewaltthätigkeit des adeligen Mönchs und dieser mußte seinen geistlichen Hochmuth zum Vergleiche beugen, bei welchem der Remscheider auf seine Concession zum Vortheile der Jagd verzichtete, das Grundstück dem Komthur zu hohem Preise verkaufte und überdies ein Grundstück von demselben zum Eigenthum erhielt, auf welchem er die Gebäude des Isholz-Hammers zu einem Hofgute errichten ließ. Dies Grundstück lag am Wege von Schlebusch nach Opladen an der Schlangenhecke. Wir haben das stattliche Wohnhaus noch gekannt, das aber im Besitze nachlässiger Leute verwahrlost und zusammengestürzt ist.

So hatte die Gewerbthätigkeit mit dem Junkerthume und den Klöstern zu kämpfen. Beiderlei hemmten in der Gemeinde Remscheid die Entwickelung nicht. Was nun die Bergische Treue betrifft, die ein Hauptzug im Charakter unserer Landsleute, so hatte sich diese durch brüderliche Hülfsleistungen in vielhundertjähriger Zusammengehörigkeit in Krieg und Frieden ausgebildet. Sie bethätigte sich für die Landesherren oft in rührender Weise, wie auch unter den Heimatgenossen. Wie dies in den Kriegsläuften früherer Jahrhunderte der Fall war, daß gegenseitiger Schutz alle Heimatsgenossen zu Dankbarkeit und Liebe verband, so ist es überhaupt in den Bergen im Gegensatze zur Ebene, daß die Nachbaren mehr der gegenseitigen Hülfleistung auch in Friedenszeit bedürfen. Schon der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tiefere Schneefall des Gebirges macht gegenseitige Hülfe nothwendig. Die vielgestaltigen Berge wecken auch den menschlichen Geist und schmücken das Gemüth mehr mit freundlichen und ernsten Bildern, als die Fläche des weiten Thales, wo auch die freigebigere Natur die Kräfte weniger in Anspruch nimmt, das Bestehen zu sichern. In den Bergen sind dadurch die Bewohner der entlegensten Hofstellen näher mit einander bekannt und befreundet, als in der Ebene die Bewohner der nächsten Dörfer. Die Nothwendigkeit ist die ausgiebigste beredsamste Lehrmeisterin und mächtigste Bilderin der Menschen. Sie treten sich dort am nächsten, wo sie sich nothwendig haben. Wie in dem Einen dann auch in dem Andern. Wo aber die Nothwendigkeit der Zusammengehörigkeit zum Bewußtsein gelangt ist, dort durchdringt sie mit der Macht der Gewohnheit das ganze Wesen, die Gedanken, das Gemüt und die Bestrebungen der Menschen.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage, —
Der alle Welt mit Macht durchdringt,
Vollbringt die Noth an Einem Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Dankbarkeit ist die Mutter aller Tugenden und die Wurzel der Liebe, also auch der Religion, die uns die Weihe einer höheren Bestimmung und den höchsten Adel der Seele verleiht. Wie Dankbarkeit die Wurzel, so ist Treue der Stamm am Lebensbaume der Liebe, der die Krone der Beseligung emporträgt. Es ist ein altes landläufiges Wort „die bergische Treue" — „ein treuer Bergischer" und dies Wort hat seine Wahrheit schon durch Jahrhunderte bewährt. Der Bergische, der je an der Wahrheit dieses Wortes zweifeln wollte, braucht sich nur anderswo in der Welt umher zu bewegen, um die Bestätigung zu finden. Dem Bergischen gilt die Person, mit welcher er verkehrt, wie anderwärts blos der Vortheil, den man von ihr hat. Diese persönliche Anhänglichkeit und Hingabe, verbunden mit einem tiefen Rechtsgefühle drängt sich im gewöhnlichen Leben noch heute wie auch in der Landesgeschichte auf. War doch die Anhänglichkeit an Brandenburg, an unser Preußisches Fürstenhaus als rechtmäßigen Erben des Landes noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebhaft in unsern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bergen, da in dem Rheinthale dies längst vergessen. Die Geschichte von Peter Hahn zu Solingen, die in so vielen Lesebüchern der Kinder und ausführlicher in Montanus Vorzeit steht, dient zum Belege, sowie die Klagen der kurpfälzischen Werbeoffiziere, daß im Niederbergischen die tauglichen Mannschaften in den Jahren 1754—1763 schaarenweise in das Preußische Militär eingetreten seien.

Den von Eurem Montanus als Landwehroffizier gemachten Erfahrungen werden alle seine Kameraden beipflichten, daß unsre Heimathgenossen sich viel leichter durch Ehr- und Rechtsgefühl, als durch die Strenge der Disciplin leiten lassen. Man braucht nur einem Solinger oder Remscheider zu zeigen, daß man ihm wohl will, so läuft er für seinen Liebling durchs Feuer. War aber ein Hochmuthsnarr oder Plageteufel unter den Offizieren, so machte er die mit Ungerechtigkeit Mißhandelten zu Teufeln und stand sich nicht zu wohl. Ließ man die drei letzten Tage vor der Parade nicht in der Kompagnie exerzieren und sagte ihnen: „Seht! ich geb' euch diese Erleichterung des Dienstes, dafür sorgt aber, daß Ihr mir keine Schande macht" — dann ging es bei der Vorstellung wie am Schnürchen, und wehe den lodderigen Kameraden, die nicht ihr Bestes thaten! Sie wurden bedroht, daheim durchgeprügelt zu werden, wenn sie nicht aufpaßten. Und was ein Bergischer im Ernste verspricht, das hält er auch Wort, mag es eine Zahlung in Geld, mags eine Tracht Prügel sein. Und was ein Bergischer gepackt hat, das hält er auch fest. Leider erlaubt es die Zeit nicht, viele Beispiele dafür zu geben. Nur ein paar will ich hier vorbringen.

Zu den beliebtesten Offizieren, die je im Gräfrather Landwehrbataillon gestanden haben, gehörten Franz Heuser und ein Herr von Alten. Da schloß keine Uebung, daß nicht die Solinger und Remscheider Wehrleute ihre Zuneigung durch Geschenke, die man ohne tief zu kränken nicht zurückweisen durfte, so reichlich an den Tag gelegt hatten, daß man in Verlegenheit war, alle die Scheeren, Messer und sogar Bügeleisen mitzuschleppen. Es gehört diese Eigenheit auch zum echten Bergischen Charakter und ich habe dabei gestanden, als ein treuher-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ziger Solinger dem Kronprinzen (spätern Könige Friedrich Wilhelm IV.) eine Scheere überreichte mit der Bitte, diese Seiner Frau Liebsten mitzubringen — und der Mann war überglücklich, als der leutselige gemüthvolle Prinz das Geschenk annahm und seinem Adjutanten in Verwahr gab.

Die drei: von Alten, Heuser und Montanus wurden von einem Hauptmanne, der den Major bei dessen Unpäßlichkeit beim Exerzieren vertrat, hart gekränkt. Beim Schlusse der Uebung, als die Wehrmänner aus den Kreisen Lennep und Solingen ihre Waffen abgegeben hatten und in Bürgerkleidern nach Hause gingen, zertrümmerten sie vorher den Wagen des Hauptmanns mit Pflastersteinen.

Charakteristisch für unsre Bergische Landsleute ist der Muth, ja die Verwegenheit, wenn sie mit der Hingabe für eine beliebte Person verbunden ist. Als im Jahre 1836 bei dem großen Manöver und Zeltlager bei Andernach Lieutenant Heuser mit seinem Zuge, wobei Montanus schließender Offizier, hinter einem Wäldchen in der Nähe einer Mühle lag, sahen sie den Brigadegeneral, der die feindliche Heeresabtheilung befehligte, allein herangeritten kommen, um einen Augenblick der Ruhe zu einer Erfrischung in der Mühle zu benutzen. „Wir haben Ordre" sagte Heuser: „dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun. Empfindlichere Schlappe können wir ihm nicht versetzen, als durch Gefangennahme seines obersten Heerführers. Die Gelegenheit ist da!" Im Nu war die Mühle umschlichen, der General vom Pferde gehoben, entwaffnet und durch zwei Unteroffiziere zu Fuße fortgeführt. Der General wüthete vergeblich über die Insubordination und drohte mit Strafe. Zwei Unteroffiziere führten ihn mit Gewalt, ein dritter führte das Pferd, und Montanus trug seinen Degen. Das wiederaufgenommene Manöver stockte. Der Obergeneral des Feindes war verschwunden. Endlich begegnete ihnen der kommandirende General von Pfuel, der das Ganze leitete. Der Gefangene brüllte von Degradation und allem möglichen Uebel; Montanus machte die Meldung: daß der Ordre gefolgt, dem Feinde die größte Schlappe zu versetzen. Da erhielt der Gefangene sein Pferd und seinen Degen wieder. Pfuel lachte und

sagte: er werde die Sache untersuchen. Die drei gingen zu ihrem Zuge, zu Heuser zurück und hörten nichts mehr von der Sache. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan.

Als wir im Jahre 1842 im Lager bei Euskirchen im Brühlschen Bataillon standen, rückten die Gräfrather, die anfangs zu Grimlinghausen manövrirt, in unsre Zelte ein und hörten von den abziehenden linksrheinischen Kameraden, wie in einigen Wirthsbuden die Landwehrleute so überfordert gewesen und wie in anderen Baracken grobe Unsittlichkeit vorgekommen sei. Die linksrheinischen Kameraden hatten nur Klage darüber; die Gräfrather aber in ihrem Rechtlichkeitsgefühle wußten sich anders zu helfen. Am andern Morgen lagen sämmtliche übelbeleumundete Buden und Baracken in Trümmern. So hatten die Solinger vor etwa 80 Jahren ihrem ungerechten Amtsverwalter das Haus überm Kopfe abgebrochen, und als eine Kompagnie Pfälzischer Soldaten eingerückt war, dies zu verhindern, nahmen die Solinger ihnen die Gewehre ab, bis sie ihr Werk verrichtet hatten.

Charakteristisch ist auch ein Begebniß aus dem Zeltlager von 1836 bei Andernach, da der Lagerkommandant Oberstlieutenant von Fossa wegen der Verunreinigung des Lagers mit so strengen Strafen um sich warf und trotz des ausgebrochenen Herbstübels nicht zu bewegen war, außer den sehr entlegenen Latrinen nähere Aborte anzuweisen. Da war's ein Leichlinger, der die Frechheit hatte, im Zelte des Lagerkommandanten den schönsten Teppich zu beschmutzen, worüber der Lagerkommandant eintrat, als er eben dies menschliche Geschäft beendigt hatte. Der entzürnte Offizier faßte ihn und rief die Wache. Doch da diese in zu großer Entfernung nicht hörte, gebot er dem Uebelthäter stille zu stehn und ging auf die Wache zu, worauf der Leichlinger davon lief und glücklich entkam. Keiner der Bergischen Kameraden verrieth ihn.

Als damals die Lieferanten den Gräfrather Fourir-Offizier bestechen wollten, daß er zugebe, die Bruststücke aus den gelieferten Ochsen zu stehlen, bestellte der Offizier die Versucher mit dem Gelde zu bestimmter Stunde in die Scheune, wo das Fleisch hing und theilte es den Solinger und Lenneper Unter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

offizieren mit. Als er nun auf das verabredete Zeichen Kehrt machte und davon schritt, griffen die Unteroffiziere die geldgefüllte Hand des Versuchers, warfen das Sündengeld in das Stroh der Scheune und holzten die Handelsleute so tapfer durch, daß ihnen die Lust verging, wiederum einem Preußischen Offiziere so etwas zuzumuthen. Noch lange sah man die also Bestraften nach den Geldstücken das Stroh der Scheune durchmausen.

Hunderte solcher Belege des Bergischen Muthes könnte man erzählen.

So war auch ein Bergischer zu Spichern mit unter den Ersten oben auf der feindlichen Bergschanze. Ein Hückeswagener wars. Eh er sein Gewehr laden konnte, sprang ein Turko an mit dem Dolche. Da schmetterte er den Feind mit dem Kolben nieder unter den Worten: „Du Donnerkihl, meinst du dann, ich sei vergebens hier hinauf geklommen?"

Wie der verwegenste Muth, so ist die erwähnte Treue ein Erbtheil des Bergischen. Er ist zu mancher Rohheit fähig, aber er hält auf Ehre und Vertrauen. Der roheste Bergische betrügt selten den, der ihm vertraut, wogegen man anderwärts nur zu vertrauen braucht um betrogen zu werden, je näher bei Frankreich, desto mehr. Von den wildesten Räubern z. B., vom Kappusgottfried aus Odenthal erzählt man, daß Kaufleute, die nächtlich Geld zu schleppen hatten, es diesem Räuber zu tragen gaben und durch dies Vertrauen gesichert waren. Noch vor 50 Jahren war in Solingen Sitte, daß in Branntweinschenken der Krug auf dem Tische stand und der Gast selber das Einschenken besorgte. Beim Weggehn gab er dem Wirthe an, wie manches Glas er getrunken hatte und bezahlte darnach. Charakteristisch im Vergleiche zu andern Landsmannschaften ists, daß der Linksrheinische den Bergischen Todtschläger schimpft und sagt: der Bergische schlage Jemanden todt für ein Glas Bier. Dies Wort aber stammt aus der Zeit der Kleinstaaterei, als ein Glas Bier soviel kostete wie die Ueberfahrt über den Rhein. Gelang die Ueberfahrt, so war der Uebelthäter der Strafe frei in anderem Staate. Der Bergische wirft dem Linksrheinischen (Jenesikschen) vor, mit größe-

rem Recht: er sei ein Brandstifter. Wenn man nur einen Bettler von der Thüre weise, so laufe man Gefahr, daß dieser Haus und Hof anzünde. Dabei ist zu beachten: „Je besser der Boden je fauler das Volk." „Je höher die Berge, je braver die Leut". Die Bewohner des Rheinthals ziehen die Bergischen auf mit ihrem Bergischen Lande, je schiefer aber durch die Berge das Land, desto gerader die Menschen, die sie bewohnen. Vieles thut dabei auch die Confession, weil der Protestant gewohnt ist, geradhin mit unserm Herrgott zu verkehren, der Katholik aber die Heiligen zu Zwischenpersonen hat. Wie im Einen, so im Andern. Es hat das ganze Volksleben durchdrungen. So verkehrt der Bergische mit den Beamten direkt, der Linksrheinische meist durch Mittelpersonen, woher auch die Geschäftsleute und Winkelkonsulenten in dem katholischen Rheinthale häufiger. Im Jülicherlande kauft keiner ein Grundstück vom Eigenthümer. Selbst der Bruder nicht vom Bruder. Mäkler treten dazwischen, gewöhnlich Israeliten, die durch diese Eigenheit reich geworden, und woher es sich erklärt, daß in protestantischen Gegenden die Juden viel seltener sind, als in katholischen Landschaften.

Auch in Beziehung auf die Familie ist der Bergische sehr verschieden von dem Jülicher. Der Bergische hält an der Bestimmung der altherkömmlichen Leibzucht und läßt den Ueberlebenden der Eltern meist im Vermögen. Der Linksrheinische theilt nach dem Gesetze. Der Nachbar hetzt den jungen Mann dazu, im Bergischen steht diese Rohheit in Verruf. Das Jülicher Sprüchwort: „die Hochzeit der Kinder schlachtet die Alten" gibt eine Andeutung davon. Unter „Schlachten" und „Bluten" ist Geld zahlen zu verstehen. Im Bergischen erlebte man es mehrfach, daß ein Schwiegersohn, der gegen den Ueberlebenden der Eltern auf Theilung geklagt hatte, wegen allgemeinen Verrufes das Dorf verlassen mußte. Solche angeerbte Sitten wirken wohlthätiger wie aufgedrungene Gesetze, die wie das französische Gesetzbuch, bei dem Napoleon zu Gevatter gestanden hat, dem Volkscharakter in Vielem widersprechen.

Wie in der bestehenden Familie die bergische Treue sich bewährt, so zeigt sie sich nicht minder bei Gründung der-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selben. Wenn die Sittlichkeitsverhältnisse nach der Zahl der unehelichen Kinder bemessen wird und das Rheinland dabei mit einer sehr geringen Verhältnißzahl groß thut, so hat es diese Ehre lediglich unserer Bergischen Heimat in ihrem meistbevölkerten Theile zu verdanken. Auf dem linken Rheinufer kamen nicht selten in Gemeinden von 500 bis 800 Seelen jährlich mehrere solcher Fälle vor; in einer Gemeinde von 600 Köpfen in Einem Jahre einmal acht, wogegen es im Bergischen Gemeinden von 3000 und mehr Einwohner gibt, worin kaum in einem Lebensalter einmal so etwas vorkommt. In einer solchen Gemeinde in 40 Jahren nicht. In Remscheid bei einer Bevölkerung von 26,000 Seelen ist derlei völlig unbekannt. Der Umgang der jungen Leute ist dort so, wie auch anderwärts. Wo aber ein Fehltritt geschieht, dort folgt die Heirath darauf. Der echte Bergische verspricht nur um Wort zu halten, nie zu berücken. Ihm gilt der Spruch: „Ein Mann ein Wort!" Verachtung und allgemeinster Widerruf würde den Verführer treffen, der sich, wie im westlichen Theile des linken Rheinufers, mit einem Stück Geld abfinden wollte. Im Bergischen ist die Ehre für noch so viel Geld nicht feil.

Wahrhafte christliche Humanität erhält auch ein besseres Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wie anderwärts, trotz so vieler socialistischer Verführungskünste. Wie man in den Wald ruft, so schallt es auch wieder heraus. Sahen wir doch, wie ein Remscheider Kaufmann seinen Kutscher, der jüngst am Wechselfieber gelitten, in der Abendkühle in seinen Mantel hüllte und im Wagen sitzen ließ, während er auf dem Bocke die Zügel ergriff. Im Jahre 1855 haben mehrere Remscheider, Solinger und Lenneper Kapitalisten die Zinsen erlassen den Bauern, deren Felder vom Hagelschlage betroffen waren.

Wenn in dortiger Gegend einzelne verkommene Menschen durch fremdländische socialistische Hetzereien verführt und durch den vorgepredigten Genuß im Branntweinrausche verloren, sich zum Bruche des Eigenthums verleiten ließen, so trifft diese Schmach nur einzelne Entartete. Den Andern Allen schaut ein ehrliches Antlitz entgegen, wenn sie in den Spiegel sehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drei Ungehörigkeiten, die auf dem linken Rheinufer häufig begegnen, kennt man in den Bergen nicht: 1) keine uneheliche Kinder, 2) Niemand, der nicht lesen und schreiben kann, und 3) keine Spaziergänger.

Eine fernere bergische Eigenthümlichkeit ist endlich die derbe mit sogenannten Fluchworten durchmischte Redeweise. Sowohl diese Redeweise selbst als ihre Verurtheilung leidet häufig an Uebertreibung. Ländlich, sittlich. Nur was bei den Worten gedacht wird adelt oder beschmutzt. Bei dem „Donnerkihl" des Bergischen wird aber in der Regel nichts Schlimmeres oder Liebloseres gedacht, als bei dem „Lehf Kenk" des Linksrheinischen.

Als der alte Blücher 1816 durch Schwelm fuhr, wurden die Pferde ausgespannt und sein Wagen von den Bürgern gezogen. Als der deutsche Held dies abzuwehren vergeblich versucht hatte und ausgestiegen war, hob ihn ein echter Bergischer in den Wagen zurück mit den Worten: „Donnerkihl blihf setten, Du Donnerkihl häst et g. v. verdeint!" Das war aus redlichem Herzen in höchster Anerkennung gesprochen.

Im Bergischen hab' ich zwei Schweinehändler gekannt, der Eine in Burscheid mischte in seine Betheuerung des Werthpreises die schauderhaftesten Fluchworte; der Andere aus dem Rheinthale betheuerte bei der Muttergottes und den lieben Heiligen, daß das Schwein wirklich soviel werth sei. Wer dem Flucher glaubte, kaufte preiswürdig, wer aber dem Frömmler glaubte, war lakirt.

Vor ein paar Jahren, als unser Pio IX. noch so recht im Zuge war, nach Herzenslust zu fluchen und zwar nicht wie unsere Landsleute blos als saftige Redensart, sondern um wirklich zu schaden, da stand euer Montanus im Jülicherlande bei einem hochadeligen katholischen Ehepaare, das ihm die Herrlichkeit ihres Gartens zeigte. Da fuhr ein Fuhrmann, ein Bergischer vorbei, der in seiner Gewohnheit die schlechte Wegstelle nicht blos mit der Peitsche, sondern auch mit kräftigen Flüchen zu überwinden versuchte. Die gnädige Frau entsetzte sich und sprach ihren Unwillen darüber aus, worauf Montanus sagte: „Was das Fluchen angeht, so könnte der Mann noch 'mal

Papst werden." Wie bei einem Schusse die Spatzen, so stob die Gnädige von dannen. Das allgemeine deutsche Sprichwort „Mai kühl und naß füllt Scheune und Faß" lautet in's Bergische übersetzt: „Mai naß und kühl, wächst wie ein Donnerkihl, Mai aber warm und drammig, wächst gar Nichts, Gott v....."

Als im Jahre 1836 unsre Gräfrather Landwehr aus dem Lager bei Urmitz das linke Rheinufer entlang der Heimat zu marschirte, da waren die Leute gewöhnlich übermüthig in der Freude, nun bald zu Muttern und Weib und Kind zu kommen und sie riefen in den Dörfern die neugierig gaffenden Weiber und Männer muthwillig an, und hatten besonders für die hübschen Mädchen gar beredsame Worte. Da riefen die Landleute ihre Verwunderung aus über die frechen Krieger mit Jesu, Marie und den lieben Heiligen. Als aber nach dem letzten Nachtquartier zu Mülheim am Rhein das Bataillon in aller Frühe gegen Küppersteg vorrückte, siehe! da war ein Mann im Felde die Herbstsaat zu pflügen geschäftig und die Wehrleute riefen ihm zu mit Spott. Da drehte der Mann sich um und drohte mit dem Pflugknüppel und rief: „Ihr Donnerkihl, wat ihr sitt, dat bin ich schon lang gewesen." Da hättet ihr den Jubel hören sollen, der die Luft erschütterte: „Donnerkihl" hieß es: „da hört man doch endlich nach langer Entbehrung wieder einmal ein vernünftig Wort, nachdem wir auf der anderen Seite immer nur Marie Joseph und liebe Heilige gehört hatten. Hurrah! Da wird uns heimatlich zu Muthe."

Es ist wirklich charakteristisch, daß der Linksrheinische selbst im Fluchworte seiner Heiligen nicht vergißt. So z. B. hört man „Lauf zum Teufel in der Hölle, aber stoß mir unterwegs die Heiligen nicht um!"

So ist es mit dem bergischen Charakter gestellt und die Grundzüge des wahrhaft deutschen Wesens begegnen uns in den Menschen und in ihren Wohnstätten, wo Fleiß, Ordnungssinn und Reinlichkeit überall sich begegnen, die ganze Landschaft wie im Bienenstocke, wie im Ameisenhaufen arbeitet, und selbst der Bach nicht müßig herabrinnt, sondern hämmert und spinnt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und allerlei Schleifräder in Bewegung setzt. Und wo der Bergische noch so fern in's Ausland geräth, er kommt durch seine rastlose Thätigkeit überall fort; wie die Katze fällt er stets auf die Füße und selten auf den Kopf, den er zum Denken braucht, wie die Hände zur Arbeit.

Auf der ganzen bekannten Welt ist außer England keine Landschaft, die in gleichem Beringe so viele gewerbliche Anlagen und so viele Bewohner zählt, wie die obere Wuppergegend, worin Remscheid der Mittelpunkt. Und dies Alles ist nicht der Gunst der Lage, sondern dem Unternehmungsgeiste der Bewohner, dem Bergischen Geiste zu verdanken.

Wohl hat vor allen deutschen Gauen
Das Bergerland den höchsten Preis,
In Brudertreu und Gottvertrauen,
Und auch in seiner Söhne Fleiß.

Werkstätten sind die tiefen Thale,
Die Höh'n Ameisenhügeln gleich,
Der Bergmann dringt mit hellem Stahle
Tief in der Elfen dunkles Reich.

Und Spuhlen schnurren, Spindeln schwirren,
Das Webschiff klippklappt ohne Rast,
Blasbälge brausen, Feilen klirren,
Der Hammer pocht den Takt mit Hast.

Da ist kein Raum, der müßig läge,
Und keine Hand, die nicht sich rührt —
Der Bach sogar im Blumenwege
Wird zu der Arbeit angeführt.

Der küßt nicht müßig glatte Steine,
Er webt und schmiedet Tag und Nacht;
Jed' Tröpflein eh' es rinnt zum Rheine,
Gott weiß was es schon all vollbracht.

Aber nicht blos durch seine Anmuth der Lage im schönsten Wechsel von Berg und Thal und Feld und Wald und Wiesen, nicht blos durch den Gewerbfleiß seiner Söhne und deren Ausdauer und sprichwörtliche Treue ist unsre Heimath ausgezeichnet, sondern auch durch geistige Regsamkeit für jedes menschenwürdige Wissen und für die schönen Künste, besonders für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Gesang, woran der Titel des ältesten bergischen lutherischen Gesangbuchs: „die singenden und klingenden Berge“ erinnert.

Für Alles aber, wodurch unsre Bergische Heimat sich rühmlichst auszeichnet, gibt, wie erwähnt, Remscheid das klarste Musterbild. Remscheid erhielt den bergischen Charakter rein und unverfälscht, weil es weder durch Junker noch Klöster noch Beamten überherrscht wurde, weil der Gewerbfleiß seiner Söhne, in wunderbar vielgestaltiger Lage der Berge und Bäche sich frei entfalten konnte. Aber auch nicht blos im Gewerbfleiße hat Remscheid den Namen Peter Hasenclever als den vielgewandten bedeutendsten Fabrikanten und Kaufmann zu Zeiten des alten Fritz aufzuweisen, es hat im ernsten Wissen und als Bahnbrecher der Jugendbildung seinen Daniel Schürmann, von dem „Schürmann's Rechenbuch“ noch sprüchwörtlich; es hat seinen Wilh. Aschenberg als Dichter des schönen Heimatliedes und heimatlichen Geschichtschreiber; es hat seinen Maler Hasenclever als einen der bedeutendsten Künstler der neueren Malerschule, einen wahrhaften Künstler — und hier zu Remscheid ist dem schönsten, duftigsten Pflanzengebilde in Gottes Schöpfung, der Rose, das hohe wohltönende Lob geschrieben durch Dr. Döring. Darin liegt eine vielleicht noch von Niemanden beachtete Sinndeutung, indem die Rose das älteste Bergische Landeswappen, das unsere Väter und ihre Fürsten zum Symbol und Wahrzeichen des Bergischen Landes erhoben. So hat Remscheid wie den Bergischen Charakter überhaupt auch das ursprüngliche Zeichen des heimatlichen Wappenschildes gewahrt.

Noch muß ich zum Schlusse unserer heimatlichen Bergischen Landesbrüderlichkeit das verdiente Lob spenden, daß sie die Erhaltung des Bergischen Namens und Geistes nicht zur partikularistischen Vereinzelung, sondern zum Anschlusse an das große gemeinsame deutsche Vaterland verwandt hat. Dies bewies sich vor etwa 30 Jahren, als sich zum letzten Male das Bergische Volk um seinen Fürsten, den Sprossen seiner frühesten Landesherren, am 22. September 1847 im Bergischen Dome zu Altenberg an den Gräbern und Steinbildern der Helden der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hohenstaufenschen Kaiserzeit versammelte und den höchsten Ehrentag feierte, der unserer Heimat geworden.

Das herrliche Kunstkleinod unserer Väter, der Bergische Dom zu Altenberg, war, ein Bild des deutschen Reiches, zertrümmert und durch Verödung geschändet worden. Viele Jahre lag er gebrochen, vergessen, bis Friedrich Harkort und Euer Montanus ihre Stimmen zur Wiederherstellung erhoben und Friedrich Wilhelm IV. den hehren Gottesbau in früherer Pracht und Würde wiederhergestellt hatte. Da war es Euer Montanus, der in Gemeinschaft mit seinem treuen Freunde Julius Hölterhof den König einlud, den Dank des Landes für die Wiederherstellung in den schönsten Hallen entgegen zu nehmen, und die Söhne des Bergischen Landes einlud, ihrem Könige den Dank des Bergischen Landes in dem Vortrage eines dazu verfaßten Lobgesanges in würdigster Weise auszusprechen.

Alle Bergischen Gesangvereine von Königswinter bis nach Radevormwald und Kaiserswerth waren mit den Vertretern aller Bergischen Gauen am 22. September 1847 um den König und mehrere Fürsten, über 500 Sänger und eine dankfreudige Menge vieler Tausende Bergische versammelt. Das Gotteshaus, das Thal war dicht gedrängt von Heimatgenossen. Und wie herrlich ist der am Schluß der dortigen Festkantate ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gegangen! Der Schlußgesang lautete:

„Gott schau mit Wohlgefallen
Herab auf diesen heil'gen Dom,
Laß gnädig ihn durchwallen
Von Deines Vatersegens Strom!

Wie hier durch deine Güte
Der Bau der Väter auferstand,
So führ zu neuer Blüthe,
Zur Einheit unser Vaterland!

Laß, Herr, in diesen Hallen
Die Wohnung Dir gefallen
Und seg'ne Volk und Fürsten
Mit dem wornach wir dürsten —
Mit unsrer Väter Einigkeit,
Herr der Herrlichkeit!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann hoch im Strom der Lieder
Des Volkes Dank erschallt,
Das sich gefunden wieder
Im heilgen Säulenwald."

So war das Dankfest zu Altenberg, das zum letzten Male wiederum das ganze Bergische Volk um seine Fürsten am Altenberge landesbrüderlich versammelte, zugleich ein Ausdruck der Vaterlandsliebe, ein Ausdruck des Verlangens nach deutscher Einheit, in welche das richtige Heimatsgefühl leiten soll, wie die Bächlein unsrer Thäler durch die Wupper in den Rheinstrom. Die freudigste Erinnerung an das Altenbergerfest, das wohl Viele, die sich in dem Saale befinden, mitgefeiert haben, ist seine prophetische Vorbedeutung des jüngst im August vom ganzen Deutschen Volke gefeierten Festes im Teutoburgerwalde, das die Vollendung des Domes des Volkes gefeiert, die wir Bergische in unserm heimatlichen Dankfeste zu Altenberg vor 30 Jahren erflehten. Wie am 22. September 1847 zu Altenberg an der Stätte, die unsrer Heimath Berg den Namen gegeben, das ganze Bergervolk sich mit Dank zu Gott um seine Fürsten versammelt, so das ganze Deutsche Volk am 16. August 1875 um seinen Kaiser und dessen Heldensprossen an der Stätte, wo vor mehr als 1800 Jahren alle deutschen Volksstämme, sich vom Römerjoche zu befreien die Hand reichten und aus ihrer Vereinzelung ein deutsches Vaterland gestalteten.

Wofür seit Jahrhunderten die weisesten unsrer Väter gedacht und gesprochen, die Frömmsten zu Gott gefleht und die Edelsten ihr Herzblut vergossen haben, — die staatliche deutsche Einheit sehen wir erreicht, und das Hermannfest war gleichsam die Besiegelung der Volksbrüderlichkeit in einem Dankfeste zu Gott, aber zugleich auch eine eindringliche Mahnung zur Ausmerzung alles Fremdthums, aller wälschen Tücke, die, wie vor 1800 Jahren unsre Freiheit, unsre deutsche Volksbrüderlichkeit bedroht, mit der Gier der Herrschsucht durch Ränke und Lügen uns auseinander zu reißen bemüht blieb.

Wir Bergische werden die alte sprüchwörtliche Treue bewähren, daß wir fest halten zu Kaiser und Reich und werden allen deutschen Bruderstämmen mit bestem Beispiele vorangehen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir werden unser Heimatgefühl durch Vaterlandsliebe bewähren und, wie unsre Väter gethan, sie unsern Kindern und Enkeln zu deren Wohlfahrt mit Ausmerzung alles Fremdthums getreu überliefern in treuer Befolgung der Worte unsres volksthümlichsten Dichters:

An's Vaterland, das theure, schließ Dich an,
Dort sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
Dies halte fest mit Deinem ganzen Herzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

X.

Hermann der Cherusker.

Daß wir in der Zeit großartiger Feste und in der Zeit der Errichtung großartiger Denkmäler leben, wird von Einigen ehrenvoll rühmend, von Anderen spottweise mit Tadel erwähnt, je nach dem Bildungsstande, den Einsichten oder Interessen der Beurtheiler. Wir aber schließen uns der ersteren Ansicht an und halten es ganz in der Ordnung. Das deutsche Volk hat ein Recht sich zu freuen über die heilvolle Gestaltung des Vaterlandes, zu dessen Ehren und Machtstellung das ganze Volk in Waffen, zu denen die Träger der deutschen Wissenschaft, ja Alle durch Wort und That, und auch unsere Frauen und Töchter durch hochherzige Beispiele in der Pflege von Verwundeten und durch freiwillige, sowie durch das höhere Geschick auferlegte Opfer beigetragen haben. Feste, unbefohlene Feste, wie wir neulich im Empfange des Ministers Dr. Falk in den Rheinlanden, unseres Kronprinzen zu Köln und Bonn, unseres Kaiserpaares zu Köln und bei der Enthüllung mehrerer Denkmäler, wie wir fernhin in Mailand sahen, sind die Blüthen des Volkslebens und der wahre unverfälschte Ausdruck edler Gesinnung, zugleich auch ihr Lohn und Hebel. Die Denkmäler sind ein Ausdruck des Dankes, und Dankbarkeit ist die Wurzel aller Tugenden und die Mutter der Liebe. Ja Liebe bewährt sich in dem äußeren Zeichen der Verehrung, das den Männern geweiht und dargebracht wird, die an unserm Heile gebaut haben. Die gemeinsame Festfreude schließt die Herzen aller Edlen noch enger aneinander zur heilvollen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volksbrüderlichkeit, die uns Deutschen zu lange durch schnödes Fremdthum entrückt war.

Mit freudigstem Volksbewußtsein, mit tiefster Ueberzeugung dürfen wir es aussprechen: „Ja! es ist eine große Zeit, die sich für wahre Größe erwärmt und erhebet und Großes leistet und schafft. Wenn da auch das in so vielen Jahrhunderten der fremden Schmach und der Zwietracht verzogene Eulengesindel zuckt und mit den Augen zwinkert vor ungewohntem Lichte, wenn die Verführungskünste der Fremde auch mit der Selbstsucht wie Blasen auf dem aufgerührten Sumpfe auftauchen, so darf uns dies nicht beirren. Je heller das Licht, desto dunkler der Schatten und gerade das schwarze Düster erhebt das Helle um so mehr.

Drum zaget nicht in unserm Völkerfrühlinge, wenn noch Reifnächte unser Glück zu bedrohen scheinen, wenn noch nicht Alle von dem hehren Gedanken der Zusammengehörigkeit durchdrungen den Mond anbellen. Sie wissen ja nicht, was sie thun. Gut Ding will Zeit und Weile haben. Der Pilz schießt in einer Nacht hervor und verweset schon andern Tages. Die deutsche Eiche wächst hundert Jahre und trotzet den Stürmen der Jahrhunderte. Jemehr Widerspruch die Wahrheit findet, desto gründlicher wird sie Allen bewiesen. Danken wir Gottes Güte auch dafür. Wir wissen nicht immer, wofür es gut ist. So ist auch ein kühler Mai dem Felde gedeihlicher, als ein warmer Mai, der den Halm zu zart und zu dünn aufsprießen läßt. Die Natur geht doch über die Lehr. Deutsch ist unsre Natur. Das wälsche Schwindelwerk ist gemacht, nur künstlich gemacht. Es wird wie Nebel verschwinden vor der Sonne der Wahrheit, die sich siegreich immer höher erhebt. Erst erleuchtete sie die Spitzen der Berge und sank dann tief herab in die Thäler. Wo vor 30 Jahren kaum Einer den Werth der Einheit des Vaterlandes zu schätzen wußte, dort ist sie jetzt Hunderten, ja Tausenden zum Verständniß gelangt. Wie oft auch die Harrauchnebel zerstörter Hoffnungen das göttliche Licht verhüllten, die Sonne brach immer siegreich wieder durch. Alle deutsche Brüder, auch die jetzt noch vom Wälschthume Bethörten, werden sich in Liebe die Hand reichen, wie Gott gewollt hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß vor mehr als 30 Jahren der Bau des herrlichen Kölner Domes als erhabenes Symbol deutscher Volkseinheit von einem edlen Hohenzoller wieder aufgenommen wurde, war ein Ausdruck des deutschen Volksgeistes. Ihm entsprach das Liebesopfer der Erinnerung, das dem ersten Anreger Hermann dem Retter, und dem Wegweiser Freiherrn von Stein in würdigen Denkmälern jüngst gebracht wurde. 37 Jahre, genau das Lebensalter des edlen Cheruskerfürsten hindurch, hatte ein gotterfüllter Meister und Seher, Herr Ernst von Bandel, an dem edlen Bilde Hermanns gehämmert, bis es am 16. August vorigen Jahres auf der Höhe der Grotenburg bei Detmold, wo Er die Befreiungsschlacht vom Römerjoche geleitet hatte, vor unserm greisen Heldenkaiser, vor seinem siegreichen Sohne und dem ganzen deutschen Volke enthüllt wurde in würdigster Feier mit Dank zu Gott. Das ganze deutsche Volk in allen seinen Bruderstämmen war dort vertreten, sogar aus dem fernen Amerika und aus Rußland waren Sendlinge erschienen, Alle um das erhabene Bild, um ihren Kaiser versammelt. Das war ein erhebendes Erlebniß — nach vielhundertjähriger Zersplitterung, ja seit dem Reichsfeste zu Mainz um Pfingsten 1184 das ganze Volk zu einheitlicher Festfreude wieder zusammen zu sehen, wie Alle als Brüder sich grüßten. Alle Mundarten schwirrten durcheinander, wo die Stämme von Nord- und Süddeutschland zusammen standen, und der Jubel wollte gar nicht enden, als auch die Elsaß-Lotharinger Turner aus dem wiedererworbenen Straßburg und Metz mit ihren Fahnen dort sich einreiheten in den lang entbehrten Bruderkreis. Nach hunderten zählte man die Fahnen der Gaue, der Vereine. Da war keine gemachte wälsche Schwindelfreude — sie war echt und tief und deutsch.

Unvergeßlich, unbeschreiblich schön und ergreifend war die Scene, als nach Aufhissung der deutschen Fahne über dem Denkmal das ganze deutsche Volk das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" zusammen sang und als die beiden Alten, unser Kaiser und Meister Bandel einander gegenüber standen vor Allem Volke — der Kaiser dem Meister die Hand drückte und dieser des Kaisers Hand küssen wollte, und in welcher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemüthvollen Weise der kerndeutsche Fürst die orientalische Huldigung verhinderte. Wie der Kaiser dem alten Bandel beide Hände drückte, dann nach dem Riesenbilde des Cheruskers aufschaute und dann wieder in die Augen des alten Bandel mit einem Ausdrucke von Innigkeit, der für Kuß und Umarmung galt. Da blieb kein Auge ohne Thränen der Rührung, denn wie den Kaiser durchdrang jeden Anwesenden überwältigend der Gedanke, daß Hermanns Streben, das deutsche Volk zu einigen, zur That geworden, und daß es in Wahrheit verwirklicht war, wonach die Weisesten und Frömmsten des Volkes seit Jahrhunderten gedurstet und gefleht und die Edelsten gekämpft und geblutet hatten. Die deutsche Reichsverfassung ward die Verbriefung der deutschen Einheit und das Fest im Teutoburger Walde das Siegel darauf. Beide Alten sahen mit Dank zu Gott gelungen, was sie in langem Leben angestrebt hatten, dort auf der Stätte, wo Hermann vor 1864 Jahren die deutsche Einheit zuerst anregte.

Es muß jedes deutsche Herz mit hoher Freude erfüllen, wenn wir vor achtzehn und einem halben Jahrhunderte zwei gleichzeitig lebende Männer schauen, von denen der Eine Höhere im Stalle, der Andere im Fürstenschlosse geboren, welchen Beiden wir unser höchstes Heil in religiöser und politischer Beziehung verdanken. Beide haben sich nicht gekannt, sind trotz ihrem gleichzeitigen Wirken nie in Berührung mit einander getreten, und haben doch Beide die alternde Welt aus Versumpfung gerettet. Eine fernere Uebereinstimmung liegt darin, daß beide Retter von den Geretteten gemordet und ihr Beispiel, ihre Lehren in das Gegentheil verkehrt wurden, da das Volk seinem wahren Heile entgegen strebte. Des Einen Lob durchschallt alle Christenländer. Dem Andern wurde in diesen Tagen erst ein Denkmal gesetzt und vom ganzen deutschen Volke festlich eingeweiht. Die Bedeutung dieses Hermannsdenkmals hervorzuheben sei unsere Aufgabe.

Vor Allem ist die damalige Weltlage und dann die Persönlichkeit unseres ältesten und höchsten Volkshelden zu beleuchten.

Das römische Volk oder vielmehr das Römerthum beherrschte die damals in politische Knechtschaft und darum in

Sittenlosigkeit versinkende Welt. Dies Herrschwesen war ausgegangen von der Stadt Rom an der Tiber, die im Jahre 3230 nach Erschaffung der Welt und 753 Jahre vor Christi Geburt durch zwei Brüder Romulus und Remus gegründet wurde. Dieser Ursprung verliert sich in Sagen, von denen für unsere Aufgabe der Klarlegung der richtigen Verhältnisse besonders hervorzuheben ist, daß diese Brüder von einer Wölfin, mithin mit Raubsucht gesäugt worden, und daß der eine Bruder den andern aus Herrschsucht meuchlings erschlagen hat. Raubgier, Herrschsucht und Tücke verblieben hinfort die Regungen dieser Stadt, die sich der Herrschaft der ganzen damals bekannten Welt, aller namhaften Völker in dreien Welttheilen bemächtigte. Der Wurzel des Namens der Stadt (Rohheit und Kraft) entsprechen die Mittel dieser Weltbeherrschung: Krieg und immer gleiche auf die Unterdrückung der Völker gerichtete Politik. Darum war die ganze Erziehung auf Tapferkeit und schlaue Berückung berechnet, Religion und bürgerliche Verfassung wurde dahin gelenkt und Alles, was diesen Herrschzwecken diente, sogar der niedrigste Schmutz als höchste Tugend gepriesen. Darum neben dem bewunderungswürdigsten Patriotismus die verabscheuungswürdigste Ungerechtigkeit gegen Andere. Mit Einem Worte: rücksichtslose Selbstsucht war die Grundlage der ewigen Stadt. Roheste Selbstsucht und ein mit der größten Menschenkenntniß ausgebildeter Trug blieben die Förderer und Erhalter ihrer Größe bis zum heutigen Tage.

Erforschen wir, abgesehen von allem festgestellten religiösen Glauben der verschiedenen Völker, den Willen des ewigen Völkervaters in seinen dem Menschengeiste, der göttlichen Vernunft gemachten Offenbarungen, so kommen wir zunächst an das äußere Merkmal, das den Menschen vom Thiere unterscheidet, auf die Kundgebung der Vernunft, die Sprache, und wir müssen finden, daß der ewige Völkervater den verschiedenen Völkern die verschiedene Sprache gegeben hat, um jedes Volk vom andern zu unterscheiden, und daß Seine überzeugende Offenbarung ist, daß die Menschen, welche gemeinsam dieselbe Sprache sprechen, diese als Merkmal der Zusammengehörigkeit haben, auf daß sie sich untereinander verstehen und verständigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zunächst einander hülfreich sein sollen als Glieder einer großen Völkerfamilie. Eine zweite das Volk betreffende Offenbarung Gottes durch den Selbsterhaltungstrieb ist das Recht und die Pflicht, sein Bestehen als Einzelvolk zu sichern und eine dritte Offenbarung ist die, daß ein jedes Volk das Bestehen der anderen Völker innerhalb der gottgegebenen Eigenthümlichkeiten und Gränzen nach dem Naturgesetze zu achten hat, was mit dem deutschen Rechtsspruche übereinstimmt: Was dem Einen lang, ist dem Andern breit, und mit der christlichen Grundregel: Was Du von Andern verlangst, das thu auch ihnen.

Gegen diese drei göttlichen Offenbarungen hat Rom von seinem Ursprung an bis zum heutigen Tage fort und fort gefrevelt. Es hat in seiner aus maßloser Herrschsucht entsprungenen Eroberungssucht die Sprachgränzen nicht geachtet, sondern allen Völkern, soviel es nur vermochte, Sprache und Sitten geraubt und seine lateinische Sprache aufgedrängt; es hat das Sonderbestehen jedes andern Volkes und dessen Eigenthümlichkeiten durch Einverleibung zu vernichten gesucht und hat in rücksichtsloser Selbstsucht die Freiheit und das Recht jedes anderen Volkes mit eisernen Füßen niedergetreten, indem es den deutschen und christlichen Lehrsatz der Gleichberechtigung mit dem Rechtssatze vertauschte: „Salus reipublicae suprema lex esto", d. h. „der Eigenvortheil unseres Staates, mithin die Selbstsucht, sei das höchste Gesetz".

So war, so blieb das Römerthum bis zum heutigen Tage, und eben so grundschlecht wie der Zweck waren die Mittel, diesen verruchten Zweck zu erreichen. Zu betonen ist jedoch hierbei, daß unter Rom nicht Italien, am wenigsten das Königreich Italien, sondern nur das alte Rom und sein Erbe, das Papstthum, gemeint ist. Italien hat sich zum Nationalitätsgrundsatze bekannt, den das päpstliche Rom und der Ultramontanismus noch fortwährend bekämpft. Das national geeinigte Italien aber bietet der Germania die geschwisterliche Hand. Der erste deutsche Kaiser hat dem ersten Könige von Italien jüngst wirklich die Hand gereicht. Beide Länder haben ein gleiches Interesse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stellen wir nun zur Klarlegung der volksthümlichen Gegensätze die römischen Verhältnisse und Anschauungen den unsrigen deutschen gegenüber, so begegnet uns, was den Ursprung der Nation betrifft, die Nachricht, daß die Stadt und der Staat Rom ihre Entstehung einem zusammengelaufenen Räubergesindel verschiedener Völker und Sprachen verdanken, worunter Phöniker, Lateiner, Etrusker, Räthier, Galen, Griechen u. s. w., wobei das Bildungselement durch griechische Ansiedler hereingetragen wurde. Dagegen ist das deutsche Volk durch Abstammung, Sitte und Sprache ein ursprüngliches Stammvolk, wie schon die Stammsage von Teut oder Tuisco beweiset, dessen Sohn Man, wovon Männisch oder Mensch, dem Volke seinen Ursprung und seinen Namen gegeben hat.

Die Religion der Römer war eine plumpe Nachbildung des griechischen Götterhimmels, eine garstige Vielgötterei, die sich durch grobe Sinnlichkeit ihrer göttlichen Wesen und durch Menschenvergötterung auszeichnete, wobei selbst der Räuber und Brudermörder Romulus unter dem Namen Quirinus, der noch als Heiliger gilt, wie alle spätere heidnische Kaiser und Kaiserinnen, sogar das Scheusal Agrippina, unter die Götter versetzt, wogegen die deutsche Götterarmuth in der Dreiheit der Familie (Vater, Mutter, Sohn) von den Römern verspottet wurde. Der Begriff der Gottheit stand bei den Deutschen hoch, so daß sie es der Größe der Himmlischen nicht gemäß hielten, sich Götterbilder zu machen und diese in Mauern einzuschließen. Erst durch Nachäffung des Römerthums entartete der deutsche Volksglauben zur Vielgötterei; aber seine Götter blieben gütige, züchtige und sittliche Wesen.

Der Römer achtete nur den Eigenvortheil, der Deutsche das Recht. Der Römer bedrückte und vernichtete alle fremden Nationalitäten. Kalt und erbarmungslos spannte er den besiegten Feind an den Triumphwagen oder erhöhete durch den Anblick der durch Henkerhand oder von wilden Thieren zerfleischten Ueberwundenen den Reiz der üppigen Festmähler; der Deutsche aber übte edle hochherzige Schonung, er anerkannte und achtete das Fremde bis zur Selbstverleugnung, wovon noch das Sprichwort „Nicht weit her" zum Beweise dient.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese in Fremdsucht ausartende Anerkennung geht bei den Deutschen so weit, daß heute noch jeder Schulknabe die römische Götterlehre kennt, die deutsche Mythologie aber, die auf unser Denken und Glauben viel einflußreicher, sogar den meisten Gelehrten völlig unbekannt ist. Selbst unser Hermann und sein Wirken ist dem Tausendsten Deutschen nicht bekannt, wogegen die Geschichtchen von Samson und Goliath jedem Schulkinde geläufig.

Der Römer mißachtete das Weib, das er „finis familiae" gleichsam eine „Selfkant am Tuche" nannte und wie der Orientale mit dem schlimmsten sittlichen Schmutze verleumdete, der bei dem späteren Cölibate und dem römischen Klosterwesen wieder gründlich aufgerührt wurde. Der Deutsche aber hielt das Weib nicht nur für des Mannes ebenbürtige Gefährtin, sondern sah in ihm bezüglich des tieferen Gemüthes etwas Heiliges und hielt die Ehe für das höchste Gesetz, woher in altdeutscher Sprache das Wort „Ehe" für Vermählung und Gesetz gleichbedeutend. Nur der Deutsche hat das Wort „Gemüth", wofür in allen wälschen Sprachen ein gleichbedeutendes Wort fehlt.

Bei den freien Deutschen war körperliche Züchtigung unerhört; bei den Römern aber ein gewöhnliches Mittel der Herrschsucht. Zucht und Sittenreinheit, die den Deutschen das Höchste, wurden bei den Römern, wie bei ihren Erben, den Franzosen, in das Gegentheil verkehrt.

So waren die wesentlichsten Unterschiede der beiden Völker, als Roms Ländergier die bevölkertsten Landschaften dreier Welttheile durch Waffenmacht, Verrath und Tücke verschlungen hatte und auch Deutschland zu unterjochen begann. 113 Jahre vor Christo waren die Deutschen den Römern bekannt geworden. Da drangen die Cimbern (Sicambrer) und Teutonen, deutsche Volksstämme von der Ostsee, in Gallien ein, vernichteten fünf römische Kriegsheere und setzten die Stadt Rom in Schrecken. Doch innerer Zwiespalt trennte die Deutschen und sie wurden im Jahre 102 und 101 vor Christo vereinzelt geschlagen und zerstreut. 60 Jahre darauf war unter den Römern ein gewaltiger Kriegsmeister und Länderräuber Julius Cäsar,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den 1850 Jahre darauf Napoleon I. unter den Neurömern zum Vorbild nahm. Dieser „göttliche Cäsar", wie ihn die Römer nannten, hat in einer Rede an seine Feldobersten im Jahre 57 v. Chr. in seinem Kampfe mit dem deutschen Suevenkönige Ariovist das Grundwesen und die Ziele des Römerthums mit einer staunenswerthen Offenheit dargelegt. „Alle Tugenden der Römer (sagt er nach Dio Cassius) seien der Eroberungssucht zuzuschreiben; Rom müsse die Nachbarvölker beherrschen oder untergehen; alle Völker, die Rom sich nicht unterwerfen, oder die ihm feindlich gesinnt sind, müssen wurzelhaft vernichtet werden." —

Durch Waffengewalt, Tücke und Verrath, durch den schändlichsten Bruch des Völkerrechts, der selbst Römer wie Cato empörte, brachte Cäsar nicht blos Gallien und das linke Rheinufer Deutschlands unter römische Botmäßigkeit, sondern überschritt sogar zweimal den Rhein, indem er nach römischer Sitte mit Mord und Zerstörung in Großdeutschland einbrach. Den Deutschen mangelte der Nationalgeist. Das Deutschthum, das die alternde Welt nach Gottes Rathschluß verjüngen sollte, glich einem ungeschliffenen Edelsteine, den man von Schmutz umhüllt aus der Erde gegraben. Sein Glanz war noch verdeckt. Hammerschläge und Schleifrad mußten ihn erst zubereiten. So mußte das deutsche Volksthum aus harten Schicksalsschlägen hervorgehen in seiner Herrlichkeit. Die Volksstämme wurden in ihrer Vereinzelung überwunden, und einige sogar schlossen sich den Römern als Bundesgenossen wider ihr eigenes Vaterland an. Cäsar bildete nicht nur seine Leibwache, sondern den Kern seines Heeres aus Deutschen und benutzte wie später Napoleon I. den einen unterjochten Volksstamm, um den andern niederzuwerfen. Unter dem römischen Feldherrn Octavian, dem späteren Kaiser Augustus, unter Agrippa, Tiberius und Drusus drangen die Römer immer weiter vor, und Letzterer, der sich in ähnlicher Freundschaft wie ein Blatt in Berlin Germanicus nannte, machte auch Norddeutschland zur römischen Provinz, die mit Straßen, Festungen und römischen Staatseinrichtungen beglückt wurde. Immer größere Schaaren von Deutschen traten in römischen Sold, und besonders die deut-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schen Fürstensöhne und Edelinge ließen sich mit römischen Aemtern und Würden, sogar mit römischer Priesterwürde bekleiden. Wie im Felde Verrath, Arglist und der Bruch des Völkerrechts, so dienten Betrug und Bethörung mit allerlei Alfanzereien, Ehrenketten, bunten Lappen, Ringen und Titeln, die treuherzigen dummen Deutschen irre zu leiten und zu beherrschen und auszubeuten. Wie ein Bär mit dem Ring durch die Nase, wie ein Stier, der an jedem Beine eine Kette hat, ward das deutsche Volk durch römische Kriegsheere gebändigt. Die Unabhängigkeit Deutschlands schien für immer verloren. Doch es bewährte sich der alte Spruch: „Gott verläßt die Deutschen nicht" und „wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten". Das deutsche Volk konnte nur durch sich selber gerettet werden, wenn der Nationalsinn erwachte und seinen Würgengel, die Zwietracht, vertrieb.

Unter dem Kaiser Augustus, 6 Jahre nach Christi Geburt, wurde Quintilius Varus als römischer Statthalter nach Deutschland gesandt. Er war ein geiziger stolzer gewaltthätiger Mann, der das Maß deutscher Geduld überlaufen machte. Mit der größten Strenge führte er römische Gesetze, Steuern, lateinische Sprache und Sitten ein und versuchte die Widerspänstigen durch Todesurtheile und körperliche Züchtigung zu schrecken. Dies und die fortwährenden Erpressungen, sowie die wälsche Zuchtlosigkeit, welche bei den Erben jener Römer, den Franzosen, sogar zur Nationaltugend, der sogenannten Galanterie, ausgebildet wurde, stachelten die Deutschen bei diesen Gegensätzen zum Nationalsinn und zur Abwerfung des Fremdjoches.

Das Werk der Befreiung war schwierig, denn nicht allein ein sieggewohntes starkes Heer stand Varus zu Gebote, sondern viele deutsche Fürsten und Edelinge hielten zu ihm, in ihren römischen Würden die Verräther ihres Vaterlandes. Zahlreich wie heutzutage waren die Unentschiedenen und sogenannten Besonnenen, die in ihrer Krämerseele die zu bestehende Gefahr gegen den Eigenvortheil abwogen und die Erhebung für ein Unglück, weil sie die Vertreibung der Römer für unmöglich hielten.

Und doch wagte es ein gottbegeisterter kühner Jüngling,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

edel von Geburt, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, Hermann oder Armin, wie ihn die Römer nannten. Er stand in einem Alter von 25 Jahren und hatte zur Ausführung des Rettungsplanes bei den Römern Dienst genommen, hatte ihre Kriegskunst, ihre Einrichtungen und Schwächen kennen gelernt und war vom Kaiser mit Würden und Titeln bekleidet. Denn er war ein geistig und leiblich begabter Mensch, hoch gewachsen, klug und tapfer, im Waffenwerke geübt, freiheitsmuthig, fromm und bieder, das Musterbild eines echten deutschen Helden.

Mit dem Feuer seiner Rede begeisterte er die Herzen für die Unabhängigkeit des Volkes. Lange schon hatte er den Plan gefaßt, schon in Rom dafür gewirkt und dortige Deutsche zur Theilnahme gewonnen. Der Entrüstung, die im Gemüthe der Edelsten lag, gab er Gestalt und Richtung. Ueberallhin durch Norddeutschland eilten seine gleichgesinnten Freunde und Sendlinge. Doch der Erhebung drohte neue Gefahr. Hermanns Schwiegervater Segest, dessen Tochter Thusnelda er gegen des Vaters Willen als Gattin heimgeführt hatte, war so verrömert, daß er dem Varus den Plan zur Erhebung mittheilte und sich zum Beweise als Gefangenen anbot, auf daß Hermann und seine Freunde gleicherweise in Haft gebracht würden. Der in Hochmuth verblendete Varus unterschätzte die Gefahr. Der Aufstand mochte ihm willkommene Veranlassung zur Bestrafung und Vermögenseinziehung sein. Da brach's los hinter dem Teutoburgerwalde. Varus zog aus mit seinen Legionen, den Aufstand nieder zu schlagen und auch jenseits der Weser römische Einrichtungen zu treffen. Die dort anzustellenden Beamten waren in seinem Gefolge. Doch in den Bergwäldern bei Detmold begann der Angriff der Deutschen unter Hermanns Leitung. In dreitägiger Schlacht wurde das gefürchtete Heer der Römer, 3 Legionen, 6 Kohorten und drei große Reiterschaaren, etwa 25,000 Mann, nicht blos besiegt, sondern vernichtet. Varus verwundet gab sich in Verzweiflung selber den Tod. Dort, wo jetzt das Hermannsdenkmal steht, leitete unser Befreier die Schlacht, die das Dasein des deutschen Volkes, seine Sprache und den Keim einer edleren Gesittung gerettet und die erste Anregung zum Heile des Volkes, zur Einheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegeben hat. Noch auf dem Schlachtfelde gab Hermann dieser Nothwendigkeit Ausdruck: Sie blieb hinfort das Ziel seines Lebens und Strebens, so wie das Ziel Aller, die es je mit dem Vaterlande gut gemeint. Ueber die Jahreszeit, wann die dreitägige Hermannschlacht geschlagen worden, herrscht der nämliche Autoritätenschwindel wie über den Namen Hermann (Armin) selbst. Ein Gelehrter schreibt dem Andern nach: Hermann habe die ungünstige Jahreszeit abgewartet, das Werk der Befreiung auszuführen, und drum sei der Ueberfall am 9., 10. und 11. September geschehen. Nun hat aber die erste Hälfte September, wann die sommerlichen Gewitter vertobten, in der Regel die heitersten Tage, wogegen der 9., 10. oder 11. November in die Regenzeit fällt und auch mit den Erinnerungsfeuern stimmt, die jetzt mit dem Namen Martinsfeuer überklebt sind.

Jubel war in Deutschland unter allen Edelsten; aber Niedergeschlagenheit und Wuth unter den deutschen Römlingen und zu Rom, wo neue Heere mit Mühe zusammengebracht und vom Kaisersohne Tiberius an den Rhein geführt wurden. Doch mehr die Förderung der Zwietracht als Waffenerfolge waren des schlauen Römers Werk, bis der Sohn jenes Drusus mit vielen verrömerten deutschen Fürsten und Stämmen verbündet aufs Neue in Norddeutschland einbrach. Der Vaterlandsverräther Segest versetzte der deutschen Wehrkraft den härtesten Schlag, indem er Hermann überfiel, ihn mit seiner Gattin gefangen nahm, während die Römer zu Land und Meer mit Plünderung, Mord und Verwüstung heranzogen. Doch Hermann wurde befreit und Segest von ihm in eigner Burg belagert, zu deren Entsatze Drusus heranrückte. Hermann wich der Uebermacht, seine Gattin fiel in die Gewalt des Römers, den Segest mit einer Dankrede empfing, die den scheußlichsten Vaterlandsverrath als ein Friedenswerk, eine Tugend, die römische Ueberherrschung als ein Glück für Deutschland pries. Es liegt darin eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung mit den Hirtenbriefen unserer heutigen deutschen Bischöfe der römischen Papstkirche. Nicht blos Segest und viele andere deutsche Fürsten und Edelinge, die im Teutoburger

Walde auf Hermanns Seite gefochten hatten, vermehrten das Römerheer aufs Neue, sondern sogar Hermanns Bruder Flavus und sein Schwager Sigmund, der Oberpriester, kämpften für Unterjochung des eignen Vaterlandes. Doch es gelang unserm Helden, die Besseren für die Unabhängigkeit zu begeistern und ein gewaltiges Ringen begann mit abwechselndem Glücke. Die Römer mußten endlich nach zweijährigem Kampf (15 und 16) trotz ihrer Uebermacht der deutschen Tapferkeit und dem Feldherrntalente Hermanns weichen und Drusus mit großem Verluste abziehen, worauf kein Fuß der Römer das befreite Norddeutschland mehr betrat. Wie ihre Erben, die Franzosen, 1800 Jahre darauf trotz aller erhaltenen Schlappen nur Siegesberichte nach Paris sandten, so thaten damals die Römer, und Drusus hielt einen feierlichen Triumphzug in die Räuberstadt, wobei Hermanns edle Gattin Thusnelda, die in der Gefangenschaft einen Sohn geboren, mit diesem den Triumphzug schmückte. Ihr Vater Segest war auch nach Rom gekommen und saß zwischen den Würdeträgern des Reiches auf erhöhetem Ehrensitze, wo er sich dem wälschen Jubel anschloß, ein Vorbild aller Ultramontanen.

Während aber zu Rom solche Feste erlogener Siege über die Deutschen gefeiert wurden, räumten die wälschen Prahler das rechte Rheinufer, und Hermann, der dem Unabhängigkeitskampfe des Vaterlandes Alles, auch sein Familienglück zum Opfer gebracht hatte, blieb unabläßig bemüht, die von ihm angestrebte deutsche Einheit, die Vereinigung aller Stämme zu erringen, um die Feinde des Vaterlandes vollends vom deutschen Boden über die Alpen zurückzutreiben. Dazu war die Mitwirkung auch Süddeutschlands unerläßlich. Dem aber stand die Eigensucht und der Neid Marbods, des Königs der Sueven, im Wege. Der wollte, wie Ariovist, ein König für sich allein sein. Hermann bat und beschwor ihn vergeblich. Was die Vaterlandsliebe, was die Nationalehre nicht zu bewirken vermochte, das sollte die Waffenmacht erzwingen. Hermann führte seine für das Vaterland und dessen Einheit begeisterten Norddeutschen gegen den Suevenkönig, dessen Schaaren selbst ein Cheruskerfürst, Hermanns Oheim Inguiomer, verstärkte. Mar-

bod unterlag und suchte Schutz bei dem Reichsfeinde. Er floh nach Ravenna und fristete dort ein unrühmliches Leben. Auch Süddeutschland erklärte sich für Hermann, für des Vaterlandes heilige Sache. Doch römische Ränke in Stiftung von Zwietracht, und Neid und Uneinsichtigkeit der deutschen Fürsten und Edelinge standen dem Werke Hermann's entgegen. Fürsten sogar erboten sich dem Kaiser Tiberius, unsern Freiheitshelden aus dem Wege zu räumen. Er wurde verleumdet, der Herrschsucht verdächtigt und endlich von der Römerpartei, von eignen Verwandten ermordet. Im Jahre 21 nach Christi Geburt endete Hermann im 37. Jahre seines Alters. Er trägt das unsterbliche Verdienst, nicht nur die Macht der Unterjocher vernichtet, das Vaterland befreit, sondern auch den Nationalgeist zuerst geweckt, aus den vereinzelten Stämmen ein deutsches Volk gebildet und die Einheit des Vaterlandes zuerst angestrebt zu haben. Wie das ganze Mittelalter hindurch mit römischen Ränken verführt die Fürsten dieser Einheit entgegenstrebten, und wie auch der Nachäffer der Römer, Napoleon I., die Eigensucht der deutschen Fürsten arglistig zum Vaterlandsverrathe benutzte, so geschah es auch damals. Nur unter den von Rom gewonnenen Fürsten waren seine Neider, Hasser, Ankläger und Mörder. Das Volk, die Gemeinfreien, der spätere niedere Adel hing ihm an. Was man jetzt vorzugweise Volk nennt, die große Zahl damaliger Hörigen und Leibeigenen, kam damals nicht in Betracht. Für Hermann sprach sich im Volke eine Begeisterung aus, die nach seinem Tode selbst den Haß des hohen Adels verstummen machte, da Lieder den Volkshelden feierten, ihm eine Ehrensäule gesetzt und mit der Schlacht im Teutoburger Walde sein Angedenken bis auf unsere Tage ausgezeichnet wurde durch Freudenfeuer, deren unverstandenem Ursprunge später der Name Martinsfeuer untergeschoben wurde. Ein ehrendes Denkmal setzte ihm der Geschichtschreiber seiner Feinde, Tacitus, in seinen Annalen, da er von ihm sagt: „Armin war unbestreitbar der Befreier Germaniens. Er hat das römische Volk nicht in der Zeit seiner beginnenden Macht, wie andere Könige und Heerführer, sondern er hat das Reich in seiner größten Macht bekämpft. In Schlachten zwar nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

immer Sieger, ist er im Kriege unbesiegt geblieben. Er war 37 Jahre alt, und zwölf Jahre hatte er gewaltet. Noch wird er besungen in Liedern seines Volkes." Sie sind zum Märchen vom „starken Hermen" verzerrt.

Es ist eine höchste Pflicht der Dankbarkeit, den Charakter und das Angedenken unseres Volkshelden von den Vorwürfen zu befreien, mit denen ihn die Gehässigkeit der Römer beschmutzte und von denen selbst deutsche Geschichtschreiber sich bethören ließen. Wie die Erben der römischen Eroberer, die Franzosen, noch im Jahre 1870 bei jeder ihrer Niederlagen und namentlich bei dem Falle der Festung Metz über Verrath und Treulosigkeit geschrieen, so geschah es auch zu Hermanns Zeit durch die Römer. Seine Erhebung wurde als Treubruch und Verrätherei, seine edle Vaterlandsliebe als Barbarei dargestellt. Hermann hatte dem Vaterlande Treue erzeigt. Böse Nachbaren, die die Sonne gern in's Wasser scheinen sehen, verlangen, daß man zu ihnen halte und die eigenen Eltern mit Füßen trete. So thaten, so urtheilten die Römer über Armin und so thun die Monsignori noch heute mit ihrer Petrospfenningsfreundschaft.

Durfte denn Hermann, als Deutschland unter der Gewalt der Fremden lag, zur Erhebung offenbar aufrufen? Sollte er seine Pläne des Ueberfalls dem Feinde etwa mittheilen? Das durfte er doch so wenig als König Heinrich I. gegen die Ungarn, als Stein und Scharnhorst, als Bismarck und Moltke gegen die Franzosen. Offenbar, Mann gegen Mann hat Hermann die römische Macht im Teutoburgerwalde wie später an der Weser bekämpft und durch deutsche Kraft und Tapferkeit überwunden. Was die Römer zur Beschönigung ihrer Niederlage von Bodenschwierigkeit, von Sümpfen und ungünstiger Witterung dahermachen, ist theils unwahr und theils übertrieben. Das einzig Wahre davon ist, daß die Römer in dem Bergwalde ihre gewohnte schlaue Schlachtordnung zu entwickeln nicht vermochten und es drum zum Einzelkampfe kommen mußte. Dabei aber übertraf die bessere römische Bewaffnung die Schwierigkeit des Bodens bei weitem, und wo es den Römern auf die Haut regnete, haben die Deutschen auch nicht

im Trocknen gestanden. Die äußeren Vortheile waren gleich, sie waren sogar in Bewaffnung noch auf Seite der Römer, aber die Deutschen waren kräftigere Männer, die für ihre Freiheit fochten. Wer gegen Räuber kämpft, ist in seinem Rechte und ihm hilft Gott.

Hermanns edelste Absichten gehen aus seinen eigenen Worten hervor, die uns die Schriftsteller seiner Feinde überliefert haben. Nie sprach er von sich, stets vom Volke, dessen Unabhängigkeit und Einheit zu erkämpfen sein Bestreben war. Darin ist er allen Edelsten unseres Volkes vorangegangen. — Als er den Schmerz erlebte, daß sein Bruder Flavus unter Drusus an der Weser ihm entgegen stand, hielt er eine uns aufbehaltene Unterredung über den Fluß mit ihm, widerlegte darin siegreich die verrömerten Ansichten von der Unbezwinglichkeit, Güte und Freigebigkeit der Fremdlinge sowie von der Vergeblichkeit des Widerstandes und schloß:

„O, komm herüber zu deinem freien Volke, mein Bruder! Was kämpfest du in den Reihen der Fremdlinge gegen dein eigenes Vaterland — o Flavus, kennst du die alten Eichen nicht mehr? Hörst du nicht, wie sie dir Grüße zurauschen aus unserer Knabenzeit? Wirf hin, wirf von dir die goldenen Abzeichen, mit denen die Römer deine Knechtschaft vergülden! Wie ist es doch viel schöner von freien deutschen Brüdern geliebt zu sein und auf heimischer Erde zu sterben! Kehre zurück, geliebter Bruder, zu deiner angebornen Pflicht gegen das Vaterland; gedenke an unsere Volksrechte, an die Freiheit deiner Ahnen, an die Würde deiner vaterländischen Götter! Siehe! die Mutter vereinigt ihre Bitten mit den meinigen, um dein Herz zu erweichen, daß du die Schmach und den Kummer von ihr nehmen, den Feinden ihres Volkes nicht dienen und an meiner Seite lieber der Schirm und der Führer, als der Verräther deines Volkes sein mögest!“

Mit solchen edlen Worten wandte er sich an das Bruderherz, doch bei einem Römlinge ist dergleichen, wie bei unsern heutigen Ultramontanen in den Wind gesprochen. Zu Hermanns Zeit halfen verwälschte Deutsche das Vaterland mit materiellen Waffen unterdrücken und die Volksbefreier morden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Mittelalter halfen sie der römischen Curie den deutschen Geist bekämpfen und seine gottbegeisterten Träger als Ketzer lebendig verbrennen; zu unsrer nächsten Väterzeit standen sie den Neurömern unter dem ersten Napoleon in Unterjochung des Vaterlandes bei, und in der Gegenwart ist es leider nicht besser gestellt, da eine große Zahl der Vaterlandsgenossen der römischen Herrschsucht neuerdings Ehre, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes zu opfern sich bemüht. Das ist doch noch viel unverzeihlicher, als der Vaterlandsverrath eines Segest, weil diesem noch die damalige höhere Bildung der Römer zum Vorwande diente, wogegen heutzutage die ehrliche deutsche Wissenschaft ungleich höher steht, als die trugvolle römische, und diese deutsche Wissenschaft der ewigen Räuberstadt geopfert werden soll, um Titel und Ehrenketten und rother Lappen und leerer Belobungen willen.

Das wird denn mit dem heiligen Namen Gewissen überheuchelt und verdeckt. Als wenn der Bruch des Gebotes der Verheißung, des vierten Gebotes Gottes, sich vor dem Gewissen rechtfertigen ließe? Was du deinem Vater und der Mutter schuldest, das schuldest du auch dem Vaterlande, das dir die Eltern gab und Alles, was du bist und hast. Frage aber die Geschichte, was dir Rom gegeben? Es hat, wie die Franzosen, nur geholt, nie gebracht. Dein deutsches Volk hat zweimal das Christenthum gerettet gegen die Türken und gegen Tetzel, und es zum drittenmale gegen den Syllabus zu retten, gebietet dir dein sittliches Gewissen.

Die Geschichte ist nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch zu unserer Belehrung geschrieben. Der volksthümlichste unserer deutschen Dichter sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ Unser Hermann ist in den Augen aller Vaterlandsgenossen, selbst von den Ultramontanen, zur höchsten Ehre erhoben, und der Vaterlandsverräther Segest von allen Partheien verurtheilt, selbst von denen, die heute in seine Fußtapfen, in seine Rolle eingetreten sind.

Möge das erhabene Denkmal unseres Volkshelden auf der Höhe des Teutoburgerwaldes, möge das glänzende Hermannsfest, welches das ganze deutsche Volk in Liebe vereinigte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie zur endlichen Besinnung bringen, und möge diese Ehrensäule nicht blos ein Denkmal des ehernen Waffensieges über die römische Herrschsucht bleiben, sondern auch zum schöneren Mahnzeichen werden an den Sieg des deutschen Geistes und der edelsten Perle, die wir Gottes Güte danken, der deutschen Wissenschaft und Treue, des frommen deutschen Väterglaubens in dem neuerhobenen Kampfe mit dem völkerknechtenden Römerthume. Gottes klarste Offenbarung ruft jeden selbstbewußten Deutschen, in dem nur noch ein Fünklein wahrer Freiheit und wahren Gottbewußtseins lebt, auf, zu diesem Siege beitragen zu helfen, denn wir sollen Gott, der uns durch gemeinsame Sprache und Denkweise als Brudervolk verbinden wollte, mehr gehorchen, als den Menschen, die mit allen Mitteln des Trugs und der Bethörung bemüht sind, uns zum Hasse auseinander zu reißen.

Hier Wahrheit, Freiheit, Ehre, Macht und Wohlfahrt, und dort der Würgengel Zwietracht, Trug, Elend und Knechtschaft. Wer wollte da noch unschlüssig sein in der Wahl?

Was Hermann gewollt, das hat unser Wilhelm vollendet. Deutschland ist ein einheitliches Reich geworden unter einem gottesfürchtigen Helden, der kein Pfaffenkaiser wie Karl der Große zu Rom gekrönt, sondern ein Volkskaiser. Nicht Willkür, sondern Recht und Gesetz walten in freiester bürgerlicher Verfassung, wie noch keinem Volke der Erde zu Theil geworden. Keine Leibeigenen, keine geborenen Knechte, alle Vaterlandsgenossen in gleichen Rechten, gleichen Pflichten, Deutschland so wohlgeordnet und so waffenmächtig, wie es nie bestanden seit Anbeginn der Tage. Von uns genommen ist die Sorge, worin unsre Großeltern gelebt und gelitten haben, da keine 10 Jahre vergingen, daß der Franzos ins Land fiel und raubte, was deutscher Fleiß für Weib und Kind erworben hatte, — daß der Franzos unsre wehrlosen Weiber auf die scheußlichste Weise mißhandelte. Die deutsche Einheit sichert jetzt davor. Unsre Aufgabe, unsre höchste Pflicht ist es, das schwererrungene Heil unsern Kindern und Enkeln getreu zu überliefern.

Drum stehe fest und treu, deutsches Volk, zu Kaiser und Reich! Dein höchstes Kleinod, die deutsche Treue, lasse Dir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie nimmer rauben. Deine Väter sind von den Wälschen zersplittert, beraubt, mißhandelt und verhöhnt worden. Halte die Treue, auf daß solche Schmach sich nicht wiederhole! Siehe! die Fremde giert auf's neu, deine Ehre zu beschmutzen!

Ihr Frauen und Töchter, nähret der Vaterlandsliebe heilige Flamme mit der ganzen Innigkeit Eures reinen Gemüthes! Ihr bedürft zunächst des Schutzes, den nur die Liebe zum Vaterlande gewährt. In Euren Händen, Ihr Mütter, ruht die Zukunft des Volkes, dessen Jugend zu den Tugenden der Väter zu erziehen Euer heiliger Beruf, sie für Freiheit, Ehre und Recht und für die klarste Perle der deutschen Wissenschaft zu begeistern Eure Obliegenheit. — Thusneldens Loos der römischen Sclaverei, die Gefahr Eurer Großmütter, mit klericaler Verleumdung des Teufelsumgangs bezüchtigt zu werden, womit die Jesuiten Euch neuerdings bedrohen, sollt Ihr abwehren. Es steht in Eurer Macht, durch Begeisterung für die deutsche Wissenschaft, die Euch schon einmal aus der entsetzlichen Schmach gerettet; erzeiget Euch dankbar zu Eurem eigenen Heile. Die verruchten Bullen und Canones, die Euch den Folterkammern und Scheiterhaufen überliefern, sind noch nicht widerrufen. Warum nicht?

Ihr Männer der Waffen und der Wissenschaft, erlauet und erlahmet nicht in dem entbrannten Kampfe mit römischem Truge. Drei Mächte seien Eure Verbündeten: das Wort Gottes, sein heiliges Evangelium, das zur Freiheit erzieht; die wahrhaftige Geschichte, die Euch zum Wegweiser dient, und der deutsche Geist, die gesunde Vernunft, die Euch das wälsche Fabelwerk in seiner Abgeschmacktheit entlarvt. Mit dieser dreifachen Gotteshülfe werdet Ihr den tückischen bösen Feind besiegen.

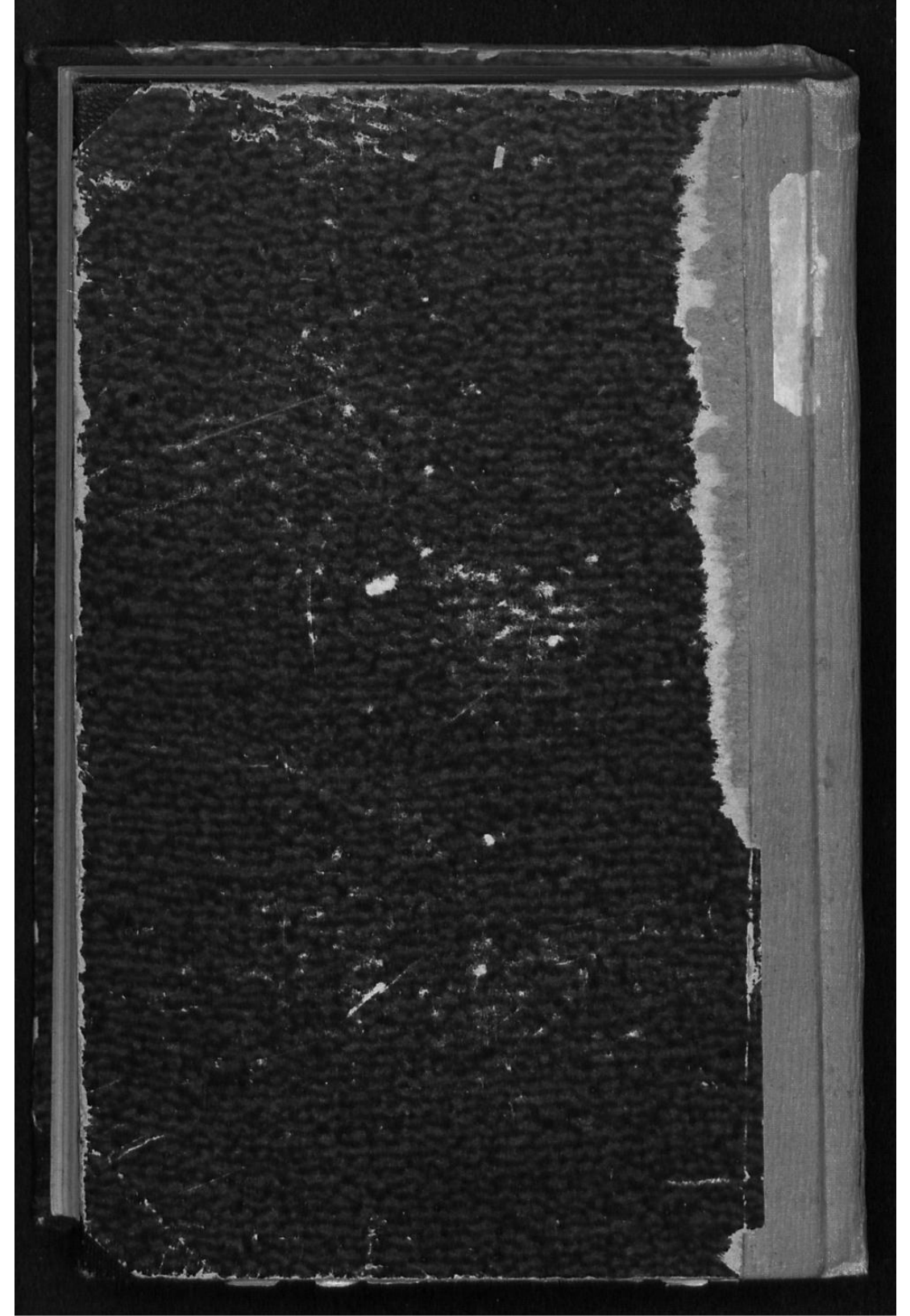
Und Du, o Jugend, gedenke Hermanns, sei der Väter würdig und laß das Blut und die Thränen, die unsre Freiheit, die unsre Einheit gekostet, nicht vergeblich geflossen sein.

Drum Gott unser Hort,
Deutsch Herz und Wort!
Herz und Hand dem Vaterlande,
Und die Seele Gott, dem Herrn!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf